VIDOCQ'S
Wahre
Pariser Geheimnisse.

Deutsch herausgegeben

vom

Verfasser.

Sechster Theil.

Berlin.
Verlag der Vossischen Buchhandlung.

Paris.
Verlag von Alexandre Joseph Cadot.

1844.

I.

Lucie von Pourrières an Frau Féval.

Schloß Pourrières.

„Ich bin nun, meine theure Laura! mit dem Manne vermählt, von dem ich erst eine so wunderliche Vorstellung hatte, und den Du ebenfalls nicht leiden konntest. Nun! ich freue mich jetzt herzinniglich, die Neigung zu ihm nicht unterdrückt zu haben; er besitzt das beste Herz und den edelsten Charakter; er erwidert meine Liebe mit gleicher Stärke und Innigkeit, lebt nur mir, und ein jeder Tag bringt neue Beweise seiner Liebe.“

„Neulich erst opferte er mir einen alten Diener seines Hauses, der sich in trunkenem Zustande gegen mich vergangen hatte. Ich wollte mich zuletzt für denselben verwenden, mein Gemahl aber entgegnete mir: Ich würde ihm seiner vieljährigen und trefflichen Dienste halber vergeben, ich kann aber eine Beleidigung nicht dulden, welche Dir widerfahren ist, und nicht einen Augenblick lang darf die Dir gebührende Ehrerbietung von unseren Leuten hintenangesetzt werden. Alles, was ich für Lebrun thun kann, ist, ihn in meinen Diensten, nie aber in unserer nächsten Umgebung zu behalten. Er hat mir treu gedient, und ich hoffe, ihm dies auch künftighin nachrühmen zu können.“

„Ich erwähne diesen unbedeutenden Umstand nur, um Dir einen Maaßstab der zarten Sorgfalt an die Hand zu geben, mit welcher Alexis mich herzt und pflegt, und auch um Dir zu beweisen, daß er des Glückes Deiner Freundschaft vollkommen würdig sein würde. Obgleich er Dich nur wenig kennt, liebt er Dich doch unendlich, und so oft ich von Dir spreche, läßt er den Wunsch laut werden, Dich recht bald wieder in Frankreich zu sehen. Er will, um Dich alsdann recht oft bei uns zu sehen, Deinem Gemahle die innigste Freundschaft weihen. Ist das nicht schön?"

„Theure Laura, schreibe mir bald und recht viel. Alles, was Deine Theilnahme erweckt, ist auch mir theuer, und die Verschiedenheit unserer äußeren Verhältnisse soll uns nicht das Kleinod der Freundschaft rauben. Denkst Du anders? Wenn ich nicht besorgen müßte, Dich ernstlich zu betrüben, so würde ich mir meine eigene Frage beinahe mit „Ja" beantworten, denn Du hast meinen ersten Brief bisher unbeantwortet gelassen."

„Ich habe von Frau von Bourgerel Nachrichten; ihr Töchterchen wird mit jedem Tage schöner, und die Eheleute sammt der Mutter leben unaussprechlich glücklich."

„Mein Mann will meinem Briefe durchaus einige Zeilen beifügen, und glaube, mich seinem lieben Wunsche nicht widersetzen zu dürfen."

„Lebe wohl, meine gute Laura! oder vielmehr auf baldiges Wiedersehen! Ewige Freundschaft gelobet Dir

Lucie von Pourrières."

Unten auf der letzten Seite dieses Briefes las man folgende Zeilen von Salvador's Hand:

„Nur selten, gnädige Frau! genoß ich das Glück, Sie zu sehen; doch vergaß ich nie Ihrer Anmuth, Ihres Geistes; kaum wage ich's, auch für mich um einen kleinen Theil der Freundschaft zu bitten, die Sie so ganz und herrlich meiner Gemahlin gewidmet, aber ich hoffe, Sie mit Ihrer gnädigen Erlaubniß bisweilen in Begleitung derselben zu sehen. Mit steigender Ungeduld sehe ich der Bekanntschaft des Herrn Féval entgegen, fest überzeugt, daß der Mann, den Sie mit Ihrer Hand beschenkten, der Freundschaft aller Ehrenmänner vollkommen würdig ist. Haben Sie die Gnade, mich demselben freundlichst zu empfehlen, und genehmigen Sie, meine Gnädige! die Versicherungen der tiefsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zn sein

der gnädigen Frau

ergebenster und gehorsamster Diener

Alexis von Pourrières."

Silvia an den Marquis von Pourrières.

Paris.

„Ich habe mit Lebrun gesprochen und seine Aussagen über Deine mühseligen aber vergeblichen Nachforschungen, und Dein tiefer Schmerz über meinen Verlust haben mich vollkommen zufrieden gestellt."

„Ich wiederhole Dir, daß ich gar nicht über Deine Heirath klage, wenn mir nur Deine Liebe bleibt; denn ich glaube gern, daß nur diese Heirath Deinen durch die Schuld Deines Intendanten so überaus zerrütteten Lebensumständen wiederaufhelfen konnte."

„Kannst Du den guten Herrn Lebrun, diesen Erz-

spieler nicht los werden? Ich weiß wohl, daß er in Deine Angelegenheiten nur zu sehr eingeweiht ist, aber es giebt doch Mittel für alle Leiden, und in Deiner gegenwärtigen Stellung darf nicht die Anwendung der kräftigsten Dich erschrecken."

„Hast Du vielleicht die Absicht, Hand an Deine Befreiung zu legen, so kannst Du auf mich rechnen; denn ich brenne vor Verlangen, Dir neue Beweise meiner Liebe zu geben."

„Ändere meinetwegen Deinen Plan nicht, die schöne Jahreszeit auf Deinem Schlosse zu verleben; Deine Gattin könnte sonst aus der schnellen Änderung Deines Entschlusses argwöhnen, Du wärest ihrer Reize schon satt; ich werde hier ruhig warten, bist Du von selbst zurückkehrst; ich weiß mich in Alles leicht zu finden. Auch hoffe ich, Du werdest mir später meine ausnehmende Sanftmuth in Anrechnung bringen."

„Da wieder Friede zwischen uns ist, muß ich Dir alle meine Erlebnisse seit unserer Trennung erzählen."

Hier folgt die Darstellung der unseren Lesern bereits bekannten Lebensschicksale Silvia's, von ihrer Entführung durch Beppo bis zu ihrer Erscheinung in der Kirche Notre-Dame de Lorette.

„Wenn Du mich jetzt fragst, wer dieser Beppo sei, der mich tollkühn am hellen Tage, ein Paar Schritte von meiner Wohnung entfernt, entführt hat, so muß ich Dir entgegnen, daß er derselbe ist, welcher mir zum Werkzeug diente, die Verwegenheit des Herrn von Préval zu bestrafen; die nöthigen Erläuterungen werde ich Dir bei unserem Zusammensein geben."

„Lebe wohl, Heißgeliebter; schreib mir oft; wie den süßesten Trost drücke ich die Zeilen aus der geliebten Hand auf mein vereinsamtes Herz.“

Ewig

Deine

Silvia.“

Nachschrift. „Du hast sicherlich schon errathen, daß es mit meiner Kasse sehr schlecht bestellt ist. Schicke mir also gefälligst sogleich einige Scheine zu 1000 Franken; ich werde im Fürstenhôtel wohnen bleiben, bis Du nach Paris kommst; dann erst wollen wir wieder an die Einrichtung meines Hauses denken.“

Der Marquis von Pourrières an die Marquise von Noselly.

Schloß Pourrières.

„Dein Brief, theure Silvia, liegt mir zu Händen, und der Eifer, womit ich ihn zu beantworten eile, mag Dir einen Maaßstab für die Freude abgeben, die er mir bereitet.“

„Deine freundliche Mittheilungen haben mich vollkommen zufrieden gestellt, und ich spreche Dir Herzensgern von aller Schuld frei.“

„Mit Deiner Bewilligung werde ich noch das Ende des Sommers hier erwarten.“

„Über Lebrun wollen wir in Paris sprechen, und ich freue mich jetzt schon über unser inniges Einverständniß in Sachen dieses bewährten Dieners; Deine vielen und schweren Leiden haben Dich keineswegs um die glänzenden Eigenschaften Deines Geistes gebracht.“

„Ich sende 10000 Franken in Anweisungen auf das Handlungshaus Mathias Durand zu Paris. Schone das Geld nicht; ich kann, Gott sei Dank! allen Deinen Bedürfnissen überreichlich zu Hülfe kommen, und bin ich erst Lebrun los, so hoffe ich noch mehr für Dich thun zu können."

„Dein Haus soll prächtiger als jemals, gleich nach meiner Rückkehr, wieder eingerichtet werden; vielleicht erhalten wir auch die bedeutende Summe wieder, welche aus dem Verkauf Deines Hôtels und Deiner Effekten gelöst und in die Consignations-Kasse niedergelegt worden ist."

„Giebt es denn kein Mittel, sich dieses Beppo zu entledigen? Dieser Mensch kommt mir äußerst gefährlich vor."

„Lebe wohl, theure Silvia! Rechne immerdar auf die Liebe und völlige Hingebung Deines treu Dich liebenden

A. v. Pourrières."

„So werde ich also," dachte Salvador, „nach Siegelung dieses Briefes, wenn ich erst Roman los bin, alle Launen dieses Weibes erfüllen müssen. Doch, schöne Marquise, es soll anders werden. Du sollst mir erst zum Werkzeug dienen, und bei meiner Treue! alsdann .... O! welch' blutige Hekatombe werde ich meiner Sicherheit bringen müssen!"

Einen Augenblick lang schien Salvador in tiefes Sinnen verloren, indem er sein Angesicht mit seinen Händen verhüllte; dann schellte er und übergab dem eintretenden Diener den Brief zur Beförderung auf die Post.

Laura Féval an die Marquise von Pourrières.

Florenz.

„So eben sind mir Deine beiden Briefe zugleich zugestellt worden. Sie waren vor uns in Florenz angelangt.“

„So bist Du denn mit dem Manne Deiner Furcht vermählt. O! sagte ich Dir nicht immer, daß Du viel zu sehr mit ihm beschäftigt wärest, als daß er Dir, wie Du behauptetest, gleichgültig sein könnte?“

„Ich bin wahrhaft entzückt, Dich an seiner Seite glücklich zu wissen, Du bist auch so schön, gut und liebenswürdig, daß er Dich lieben müßte, besäße er auch nur eine einzige der vielen guten Eigenschaften, welche jedermann ihm beizulegen bemüht ist, und den geliebten Gegenstand kann man nicht unglücklich machen wollen. Freilich hört' ich öfters sagen, daß es so unglücklich geschaffene Leute gebe, die Niemanden lieben könnten, aber ich glaub' es nicht; und sollte es selbst wahr sein, so gehört doch der Marquis gewiß nicht unter ihre Zahl.“

„Auch ich bin glücklich an eines Mannes Seite, dessen früheres Leben ein fortwährendes Leiden war, und mein Bestreben geht jetzt immer nur dahin, ihn alles früher Erlittene vergessen zu machen.“

„Du thust nicht recht, theure Lucie! mich an meine frühere Abneigung vor dem Marquis zu erinnern; es war eine Jugendschrille, von eben keinem größeren Gewicht, als Du darauf legst. Der Mann meiner theuersten Freundin darf auf einen guten Theil meiner Hochachtung und Freundschaft rechnen. Sollte er sich aber gegen Dich ändern, dann wäre erbitterter Krieg zwischen

mir und ihm, und ich würde Alles zu Deinem Schutze aufbieten."

„Ich sage Dir nichts von Italiens reizenden Gegenden und herrlichen Städten; Du kennst Alles schon zur Genüge aus Reisebeschreibungen; nur das laß mir bemerken, daß mich auch auf den entzückendsten Punkten die Sehnsucht nach unserem schönen Frankreich nicht verläßt. Gegen Ende des Sommers kehren wir zurück, um bis in die Mitte des Herbstes in Paris zu verweilen, wo ich Dich in meine Arme zu schließen hoffe."

„Mein trefflicher Oheim sendet Dir für jede Deiner Wangen zwei tüchtige Küsse und ich entledige mich dieses Auftrages, ohne Deinen Gemahl erst um Erlaubniß zu bitten, selbst auf die Gefahr hin, seine Eifersucht zu erwecken."

„Mein Mann schreibt dem Deinigen, um ihm für seine lieben freundschaftlichen Gesinnungen zu danken."

„Meinerseits ist auch ein Brief an Frau von Bourgerel abgegangen, deren Glück meinem Herzen sehr wohl thut."

„Auf baldiges Wiedersehen! Theure Lucie! Dürfte Dich nur recht bald an ihr Herz drücken

Deine

aufrichtige Freundin

Laura Féval."

Paul Féval an den Marquis von Pourrières.

Florenz.

„Herr Marquis!"

„Meine Frau hat mich in Ihrem Briefe die wenigen Ihrerseits an mich gerichteten Worte lesen lassen. Ich

bin Ihnen für Ihre ausnehmende Zuvorkommenheit unendlich verbunden und entzückt, Ihnen durch eine zufällige Gelegenheit meinen Dank bezeugen zu können."

Hier erzählt Servigny sein Zusammentreffen mit Jazetta in Indien und deren Tod.

„Sie erhalten, Herr Marquis! anbei die theuren Gegenstände, welche sie mir in ihrer letzten Stunde übergab, um Ihnen dieselben zuzustellen. Sie starb in der Besorgniß, Ihnen durch ihre Schuld zur Vernachlässigung Ihres Sohnes, des jungen Fortuné, Anlaß gegeben zu haben, was ich mir nicht gut vorstellen kann."

„Mit Ihrer gütigen Erlaubniß werde ich bei meiner Durchreise in Genf den jungen Mann aufsuchen, um ihm zugleich die letzten Worte seiner liebenden Mutter zu hinterbringen, und dadurch ein meinerseits übernommenes Gelübde zu erfüllen."

„Die Bande, welche Sie an die beste Freundin meiner Frau knüpfen, lassen mich das Glück Ihrer Freundschaft erhoffen, dessen ich mich stets würdig zu erhalten bestrebt sein werde."

„Genehmigen Sie, Herr Marquis! die Versicherungen der vollkommensten Hochachtung, mit denen ich die Ehre habe zu verharren

Ihr

ganz ergebener und gehorsamster Diener

Paul Féval."

„Meine Lage wird immer verwickelter," sagte Salvador nach Durchlesung dieses Schreibens, „der Teufel soll mich holen, wenn ich jemals noch von Jazetta

und ihrem Sohne Fortuné etwas zu hören glaubte. Zu meinem großen Glücke ist die Mutter todt und der Sohn, wenn er ja noch lebt, kennt sein Anrecht auf meinen Namen nicht *). Vor Allem muß ich jetzt den gefühlvollen Vater spielen; nun! das kostet ja nichts. Ich glaube immer, Paul Féval, der eine ehrliche Haut zu sein scheint, hätte Jazetta, wenn sie nicht gestorben wäre, nach Frankreich zurückgebracht."

Nach diesem kleinen Selbstgespräch schrieb Salvador folgenden Brief an Servigny:

Der Marquis von Pourrières an Herrn Paul Féval.

Schloß Pourrières.

„Mein Herr!"

„Ich habe Ihren lieben Brief und die ihm beigeschlossenen theuren Reliquien erhalten. Mit meinen Thränen benetzte ich das Medaillon und die braune Locke, Andenken an ein heißgeliebtes, obwohl undankbares Weib, deren verdiente oder unverdiente Leiden mir sehr zu Herzen gegangen sind. Die kurz vor ihrem Tode ausgesprochene Besorgniß ist durch meinen Charakter und mein natürliches Vatergefühl durchaus als nichtig erwiesen. Ich würde stets der zärtlichste und hingebendste Vater meines lieben Kindes gewesen sein, wenn Gott und die Verhältnisse es nicht anders gewollt hätten."

---

*) Die Frau Moulin, Erzieherin des jungen Fortuné, hatte die von Alexis von Pourrières eingegangenen Erziehungsgelder unterschlagen, Fortuné für den Sohn ihrer in Armuth gestorbenen Schwester ausgegeben und ihn in völligem Dunkel über sein Herkommen gelassen.

Hier theilt nun Salvador die dem Leser bekannten Schicksale des jungen Fortuné mit.

„Alle Ihre Nachforschungen in Genf, für welche Ihnen schon mein unglückliches Vaterherz im Voraus den innigsten Dank bringt, werden leider, wie ich nur zu sehr überzeugt bin, erfolglos sein; denn die meinigen waren es auch.“

„Ich bitte Sie recht herzlich, bei Ihrer Rückkehr nach Frankreich das alte Schloß Pourrières nicht zu umgehen; ich und meine Frau wollen Alles zu Ihrer Erheiterung aufbieten. Die Gegend ist schön, das Schloß alterthümlich, und wenn Sie Jagdliebhaber sind, so sollen Sie Wild vollauf finden, nur bringen Sie auch ja Sir Lambton mit, und haben Sie die Gewogenheit mich Ihrer Frau Gemahlin zu Gnaden zu empfehlen.“

„Mit der Versicherung der innigsten Freundschaftsgefühle habe ich die Ehre zu verharren

Ihr

ergebenster und gehorsamster Diener

A. von Pourrières.“

Roman an Salvador.

Paris.

„Mein theurer Freund!“

„Das Unglück wird nicht müde mich zu verfolgen; ich habe die drei Tausendfrankenscheine, die Du mir bei meiner Abreise gabst, und noch einige andere vom Vicomte von Lussan entliehene verloren. Dieser Schelm muß ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht haben; denn er hat sich neue Möbel, Pferde und Wagen angeschafft.“

„So habe ich denn keinen Heller mehr; Du begreifst, daß ich in solcher Noth nicht bleiben kann; deshalb bin ich überzeugt, daß Du mir mit umgehender Post ein gutes Sümmchen schicken wirst.

Dein Freund

Roman.“

Salvador an Roman.

Schloß Pourrières.

„Du bist einer gröblichen Täuschung unterlegen, mein lieber Freund! ich werde Dir das verlangte gute Sümmchen nicht schicken und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil ich ganz in derselben Lage bin wie Du, d. h. ohne Geld; ich müßte gerade leihen und auch dies ist vor der Hand unmöglich.“

„Spiel und Trunk müssen Dir Deinen Verstand geraubt haben, da Du mir gar nichts von mir wichtigen Dingen schreibst.“

„Du sahst die Marquise von Roselly, was treibt, was sagt sie? Hast Du mit den Leuten von „da unten“ gesprochen? Eröffnet sich irgend eine Aussicht? Du mußt durchaus irgend ein Mittel ausfindig zu machen suchen, unseren Geldkasten zu füllen, da Du ihn so meisterhaft zu leeren verstehst; ich glaube vor Kurzem ein ziemlich gutes Geschäft gemacht zu haben, thu nun auch das Deine; jetzt habe ich das Recht, Dir alle Vorwürfe zurückzugeben, die Du mir machtest, als der Kummer über Silvia's Verschwinden mich zu aller Thätigkeit unfähig machte. Doch sei vorsichtig, sehr vorsichtig, außerordentlich vorsichtig, thu nichts, ohne mich vorher um

Rath gefragt zu haben, vergiß nicht, daß Du auf Grund Deiner beiden Leidenschaften den Scharfblick und die seltene Unerschrockenheit nicht mehr besitzest, die Dich ehedem so unentbehrlich machten."

„Jetzt wollen wir noch ein vernünftiges Wörtlein sprechen; da ich Dich nicht ganz ohne Geld lassen will, sende ich Dir 500 Franks; am Ende eines jeden Monats sollst Du ein gleiches Sümmchen erhalten; 6000 Franks jährlich sind schon ein sehr anständiges Einkommen, besonders für einen Menschen, der thöricht genug gewesen ist, innerhalb einiger Jahre mehr als 400,000 Franks im Spiel zu verlieren, auch halte ich Dich für vernünftig genug, um mit dieser Summe fürlieb zu nehmen, wenn Du Dich nur erinnern willst, daß Du noch über Deinen Antheil an der Erbschaft, und auch das verloren hast, was Dir aus unseren verschiedenen Geschäftgewinnsten zugeflossen war. Lebe wohl, theurer Roman! Sei vernünftig, das wünscht

Dein

Freund

Salvador."

Alle Worte dieses Briefes waren zwischen die Zeilen eines anderen unbedeutenden mit sympathetischer Dinte eingeschrieben worden, und erschienen nur, an's Feuer gehalten. Salvador und Roman verabsäumten diese bei Leuten ihres Schlages so gewöhnliche Vorsicht nicht, aus Furcht, wenn Briefe irgendwie in fremde Hände gerathen sollten.

Roman an Salvador.

Paris.

„Die 500 Franken sind verloren. Dieser neue Bockstreich hat mich in solche Verwirrung, ja Verzweiflung versetzt, daß ich gleich nach Hause ging, um mein trauriges Gesicht zu verhüllen, und zu meinem Troste, eine ganze Flasche Deines herrlichen Rums, ohne abzusetzen, hinunterstürzte."

„Der göttliche Liqueur von Jamaika brachte eine solche Umwälzung in meinem Geiste hervor, daß ich mir gar nicht mehr so schuldig wie früher, ja sogar ganz unschuldig vorkomme und ganz verwundert bin, daß Du mir nicht, anstatt Deiner Sittenpredigt, die mich ohnehin kalt läßt, das weiße Gewand, das Symbol der Unschuld, geschickt hast, welches die jungen Leviten anlegten, bevor sie zur Opferung schritten."

„Ach ja, lieber Freund! Ich glaube beinahe, Du hältst Dich über mich auf. Vielleicht hast Du auch Recht; doch nehme ich mir die Mühe nicht, mit Dir Abrechnung zu halten. Du bist jetzt Besitzer eines ansehnlichen Vermögens und scheinst ganz vergessen zu haben, daß auch davon die Hälfte mir gehört."

„Habe also die außerordentliche Gewogenheit mir jedes Mal, wenn ich Dich darum ersuche, Geld zu senden, wenn Du nicht willst, daß ich aufhören soll, Dein bester Freund zu sein Roman."

Salvador an Roman.

Schloß Pourrières.

„Das Vermögen, worauf es Dir anzuspielen beliebte, gehört nicht mir, sondern meiner Frau; ich will

und mag es nicht opfern, um Dich in Stand zu setzen, Deinen elenden Leidenschaften fröhnen zu können."

„Ich werde Dir 500 Franks und keinen Heller darüber schicken."

„Salvador."

Roman an Salvador.

Paris.

„Ganz nach Deinem Wunsche. Behalte Dein Geld, da Du nicht den kleinsten Theil davon opfern willst, um Deinen Freund zu verpflichten; ich habe es übrigens gar nicht nöthig, denn ich habe ein Mittel gefunden, mir viel davon ohne Gefahr zu verschaffen, um so schlimmer für den, auf dessen Kosten Alles geschehen wird."

„Ewig

Dein

Roman."

Die Marquise von Roselly an den Marquis von Pourrières.

Paris.

„Weißt Du schon, mein theurer Alexis! daß der gute Herr Lebrun jetzt wie ein Rasender spielt, und ungeheure Summen verliert; gestern erst hat er, wie der Vicomte mir erzählte, wenigstens 50,000 Franks verloren."

„Die Stille in den Zeitungen belehrt mich, daß er allein kein Geschäft gemacht, also hast Du ihm entweder das Geld zu irgend einem Zwecke anvertraut, oder er hat es Dir gestohlen. Ergreife nunmehr die passen=

den Maßregeln in dieser Angelegenheit, und beeile Deine Rückkehr, welcher sehnsuchtsvoll entgegensieht

Deine

Silvia."

Der Marquis von Pourrières an die Marquise von Roselly.

„Ich danke Dir für Deine Nachrichten, meine theure Silvia! diesmal leide ich nicht unter Lebrun's rasendem Spiel. Er hat sich das Geld, ich weiß nicht woher verschafft."

„Mit Ungeduld erwarte ich die Zeit, welche mich in Deine Arme führen wird, allein die ehelichen Pflichten...."

„Ende nächsten Monats gedenke ich abzureisen, vielleicht auch früher

Dein

Alexis."

Paul Féval an den Marquis von Pourrières.

Genf.

„Herr Marquis!"

„Bald nach unserer Ankunft in Genf suchte ich alle Personen auf, die über den unglücklichen Fortuné Auskunft geben könnten. Alle Erkundigungen und Nachforschungen sagten mir leider nicht mehr, als ich bereits wußte."

„Der Wunsch, Ihnen nützlich zu werden veranlaßte mich endlich zu einer Bekanntmachung in den öffentlichen Blättern, worin ich dem, welcher auf die Spur des

unglücklichen Fortuné führen könnte, eine bedeutende Belohnung aussetzte."

„Schon nach einigen Tagen meldete sich ein Bauer aus der Umgegend mit der Aussage: der junge Fortuné habe bei seinem Abgange von Genf in einer umherwandernden Marktschreiertruppe Aufnahme gefunden, an deren Spitze ein gewisser Riberpré steht. Nähere Erkundigungen haben ergeben, daß sich allerdings diese Truppe zur Zeit, als über Ihren Sohn das gerichtliche Urtel gefällt wurde, in Genf aufhielt. Es würde nur darauf ankommen, dem Aufenthalte dieser Truppe nachzuforschen, was Ihnen, Herr Marquis! wohl nicht schwer fallen dürfte."

„Ihrer so überaus verbindenden Einladung kann ich leider nicht Folge leisten, da ich mit meiner Frau nach Sir Lambton's Gut eilen muß, um ein Paar seiner dorthin geladenen Freunde zu empfangen, und ich selbst auch in einigen eigenen Angelegenheiten eine Reise nach England unternehmen muß. Der Winter, der uns Alle in Paris vereinigen wird, giebt mir gewiß das Glück Ihrer näheren Bekanntschaft."

„Meine Frau läßt Ihnen durch mich viele schöne Dinge sagen, und ich beeifre mich, diesen Auftrag sogleich zu erfüllen."

„Ich habe die Ehre, zu sein
des Herrn Marquis
ergebenster Diener
Paul Féval."

Laura Féval an Lucie von Pourrières.

Genf.

„Es ist mir ein wunderliches Abenteuer zugestoßen, und ich kann dem Drange nicht widerstehen, Dir dasselbe mitzutheilen.“

„Genfs Umgegend ist ihrer Naturmerkwürdigkeiten wegen eine der malerischsten der Welt. Den meisten Zuspruch der Reisenden genießt eine Grotte oder vielmehr eine Einsiedelei, das Werk eines Mannes, der dreißig Jahre seines Lebens an ihren Ausbau verwendet, und zuletzt, an seinen Kräften verzweifelnd, einer alten Sage nach, des Teufels Hülfe in Anspruch genommen haben soll.“

„Stelle Dir einen ungeheuren Granitblock vor, in welchem eine Wohnung, um nicht etwa zu übertreiben, von der Größe Deines Hôtels eingehauen worden. Die Thüröffnung ist von außen der einzig sichtbare Theil; ungeachtet der Vollendung der inneren Theile, macht das Ganze nur den Eindruck eines künstlich gemachten Loches.“

„Von Natur aus, wie Du weißt, sehr neugierig, empfand ich bald den Wunsch, etwas so Sonderbares näher kennen zu lernen. Mein Oheim, immer geneigt, jeden meiner Wünsche zu erfüllen, sorgte bald für Pferde und einen Führer nach der erwähnten Einsiedelei.“

„In der Nähe derselben wird der Weg außerordentlich schmal, und windet sich zwischen einer unabsehbaren Reihe von Schluchten und steilen Abhängen hin.“

„Am Eingange angelangt, wollte ich eben vom Pferde steigen, als mich das verdammte Thier plötzlich mit Blitzesschnelle dicht an den steilen Felsenabhängen dahintrug.“

„Ich wäre ohne Zweifel sammt meinem Oheim, der mir über Hals und Kopf nachjagte, untergegangen, wäre nicht aus dem dichten Gesträuch am Abhange des Weges ein Mann meinem Pferde in die Zügel gesprungen. Als ich nach einiger Zeit aus der Ohnmacht, in welche das Schrecken vor der drohenden Lebensgefahr mich geworfen, erwachte, erkannte ich in meinem Lebensretter — wen? Du wirst erstaunen — unseren guten Doktor Mattéo."

„Ich flog an seinen Hals und küßte ihn zu wiederholten Malen, und als mein Oheim über diesen sonderbaren Ausbruch von Dankbarkeit hocherstaunt uns Beide anblickte, sagte ich zu ihm:"

„Der Herr war, als ich bei Lucien weilte, unser trefflicher Hausarzt."

„Mein Oheim geht, wie Du weißt in Allem sehr bündig zu Werke; er schüttelte dem Doktor wacker die Hand und lud ihn zum Frühstück ein, was der Doktor diesmal — trotz seines verschlossenen Wesens — nicht gut ablehnen konnte."

„Nachdem wir die Grotte in allen ihren Theilen genau kennen gelernt, breiteten wir auf dem Rasen vor derselben unsere Speisevorräthe aus und hielten eine vortreffliche Mahlzeit."

„Es war drückend heiß, und mein Oheim von Indien her an eine Siesta nach der Morgenmahlzeit gewöhnt, schlummerte bald am Fuße eines alten Baumes ein."

„Diese Augenblicke benutzte ich, um den Doktor

über die Ursache seiner schnellen Abreise von Paris zu befragen."

„Die gnädige Frau Gräfin von Neuville, antwortete er mir, hat Ihnen gewiß die beiden meinerseits an sie gerichteten Briefe mitgetheilt, welche eine klare Auseinandersetzung meiner Gründe enthielten."

„Lucie hat mir wohl, antwortete ich, den ersten Brief, den Sie noch kurz vor Ihrer Abreise geschrieben, gezeigt; den versprochenen aber hat sie vergeblich erwartet."

„Dann muß der Brief auf der Post verloren gegangen sein; jedenfalls aber habe ich mein der gnädigen Frau Gräfin Neuville gegebenes Versprechen pünktlich erfüllt."

„Sagen Sie doch gnädige Frau Marquise von Pourrières; meine Freundin ist die Gemahlin des Mannes geworden, von dem Sie in ihrem ersten Briefe so ungünstig sprachen, weil Sie ihn vielleicht nicht näher kannten."

„Ist es möglich! rief der Doktor, das Gesicht in seinen Händen bergend, ist es möglich!"

„Einen Deiner Briefe, den ich zufälligerweise bei mir trug, überzeugte ihn vollkommen von der Wahrheit meiner Aussage."

„Sie werden nun nicht nöthig haben, an Lucien zu schreiben, bemerkte ich, nachdem ich ihm Zeit gelassen, Deinen Brief ruhig zu Ende zu lesen. Ich will ihr übrigens, wenn Sie mir Mittheilungen machen wollen, Alles schreiben."

„Die Marquise von Pourrières darf nicht er=

fahren, was ich der Gräfin von Neuville hätte sagen können; nur sagen Sie ihr, daß ich nicht aufhören würde, zu Gott in meiner Einsamkeit für sie zu beten."

„Bei diesen Worten nahm der Doktor Abschied und ließ nicht einmal zu, daß ich den Oheim weckte, so daß ich weder weiß, was er Dir zu sagen hatte, noch auch, wo er wieder aufzufinden ist. Beinahe glaubte ich, daß es mit des guten Doktors Gehirn nicht ganz recht stehen mag. Ich theile Dir dieses Ereigniß nur mit, damit Du nicht weiter auf jenen Brief rechnest. Was brauchst Du übrigens noch zu wissen, da Du vollkommen glücklich bist? Glück ist hienieden etwas so überaus Seltenes, daß ich dafürhalte, es eiligst so zu nehmen, wie es sich darbietet, und ich halte es für eine Thorheit über die Ursachen nachzugrübeln, die es herbeiführen oder rauben können. Bald, meine Theure! werde ich Dich an mein Herz drücken dürfen. Zu Genf halten wir zuletzt vor unserer Rückkehr nach Frankreich an, und vielleicht sind wir in vierzehn Tagen schon in Paris. Mein Mann geht allein auf einige Zeit nach England, um den Verkauf einiger Güter zu leiten, welche Sir Lambton, der sich gern für immer in Frankreich niederlassen möchte, in der Grafschaft Sussex besitzt. Auf Wiedersehen!"

„Ewig

Deine Freundin

Laura Féval."

Am Tage nach dem Empfange dieses Briefes lief aus Paris folgendes Schreiben an Salvador ein:

Juste, Pariser Banquier, an Herrn Marquis von Pourrières.

Paris.

„Herr Marquis!"

„Wüßte ich nicht, daß Sie ein Freund des Herrn Lebrun sind, würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, an Sie zu schreiben; auch hat mich der Vicomte von Lussan zur Abfassung vorliegenden Briefes einigermaßen ermuthigt."

„Ich habe also die Ehre, Ihnen anzuzeigen, daß ich, wenn Sie von heute ab in zehn Tagen mich nicht mit Ihrem Besuche beehrt haben, mich in die traurige Nothwendigkeit versetzt sehen werde, vor dem Procurator des Königs gegen Herrn Lebrun Anklage auf Verfälschung einzureichen, womit vier Wechsel zusammen im Werthe von 100000 Franks verbunden sind, die ich nur escontirte, weil sie die von Herrn Lebrun nachgemachte Unterschrift des Herrn Marquis von Pourrières trugen."

„Ich hoffe, daß Sie Ihrem Intendanten die unseligen Folgen einer solchen Anklage werden ersparen und die Lage eines unglücklichen Kapitalisten werden in Betracht ziehen wollen, der nur zum Opfer geworden ist, weil er ein volles Vertrauen einem Manne schenken zu dürfen glaubte, den Sie mit dem Ihrigen beehrten."

„Ich habe die Ehre, mit der tiefsten Ehrerbietung zu verharren

des Herrn Marquis

ergebenster und unterthänigster Diener

Juste."

„Das Loos ist gefallen!“ rief Salvador und knitterte Juste's Brief in seinen Händen zusammen; „das muß Alles ein Ende nehmen, und sogleich; dieser elende Roman hat schon zu lange gelebt.“ Er gab den Befehl zum Anspannen; dann suchte er seine Frau auf. Sie war ob des von Laura erhaltenen Schreibens etwas traurig gestimmt, doch erhob sie sich von ihrem Sitze, um ihrem Gatten entgegen zu gehen.

Salvador küßte sie auf die Stirn.

„So eben,“ begann er, „erhalte ich durch einen Brief die Kunde, daß mir Gefahr droht, eine beträchtliche Summe Geldes einzubüßen; ich muß demnach schnell an Ort und Stelle, und komme Dich zu bitten, meine Abwesenheit auf einige Tage hinaus, freundlichst verzeihen zu wollen.“

„Reise, mein Kind!“ erwiderte ihm Lucie, „ich will Gott bitten, Dein Unternehmen zu segnen.“

„Wenn das Deine Absicht ist, so bin ich des günstigen Erfolges in Voraus gewiß,“ entgegnete Salvador; „das Gebet eines Engels wie Du bist, muß Erhörung finden.“

Einige Stunden später trugen kräftige Postpferde Salvador auf der Straße nach Paris pfeilschnell dahin.

II.

Ein Verbrechen durch ein zweites bestraft.

Roman sann nach dem letzten Schreiben aus Salvadors Hand in der That auf Mittel, sich selbst Geld zu verschaffen. Da hörte er eines Tages auf dem Boulevard den Namen „Juste" aussprechen. Bei diesen Worten durchzuckte ein Gedankenblitz seine schwarze Seele. „Wart, mein theurer Salvador!" rief er vor sich hin, „Du verweigerst mir einige elende Bankscheine; bald werde ich Dir einen ganzen Haufen mit Gewalt ablocken."

Er bestieg ein Miethcabriolet und ließ sich nach der Straße Saint-Dominique d'Enfer fahren.

Die Wohnung des alten Wucherers war noch immer unverändert. Der Neufundländer lag immer noch auf dem Hofe; so kräftig und beißig wie früher, schien er nur auf ein Zeichen seines Herrn zu warten, um sich zerfleischend auf irgend ein Opfer zu stürzen.

Juste führte Roman in sein Geheimzimmer, lud ihn zum Niedersetzen ein, und nachdem er sich in seine Verschanzung zurückgezogen, verzehrte er ohne Weiteres vollends sein Frühstück, das wie gewöhnlich aus einem Napfe Milch und einem Stücke Schwarzbrod bestand.

„Kennen Sie den Herrn Marquis von Pourrières?" begann Roman nach einer Pause.

„Den Herrn Marquis von Pourrières," erwiderte Juste, nachdem er in einem pergamentenen Register den Buchstaben P nachgeschlagen hatte, „kenne ich sehr genau von Hörensagen, er hat mit einem meiner Collegen, einem Spielwaarenhändler, einige Geschäfte gemacht, und der ist mit ihm sehr zufrieden; übrigens ist er an und für sich sehr reich, und sein Vermögen hat sich durch seine neuliche Verheirathung bedeutend vermehrt, man kann ihm ohne Gefahr 2 bis 300,000 Franken escontiren."

„So, Sie würden also 200,000 Franks gegen Wechsel des Marquis auszahlen?"

„Wenn der Herr Marquis mir einen vernünftigen Zins und eine erste Hypothek auf seine Güter gäbe, so könnten wir schon fertig werden; aber ist's vielleicht ein gewöhnliches Geschäft, was Sie mir vorschlagen wollen?"

„Nein," erwiderte Roman, „es ist im Gegentheil ein außergewöhnliches Geschäft."

„Erklären Sie sich näher, mein verehrter Herr! Ich bin eben kein erklärter Feind solcher Geschäfte."

„Sind Sie verschwiegen?"

„Welche Frage! Sie wären gar nicht hierher gekommen, wenn Sie das nicht in Voraus gewußt hätten."

„Die Sache ist folgende: Ich bin der Intendant, Freund oder vielmehr Mitschuldige des Herrn Marquis; ich weiß, daß er ohne Zaudern sein ganzes Vermögen hingeben würde, um mein Erscheinen vor einem Assisenhofe zu verhindern; denn er weiß, daß Niemand geschwätziger ist als ein Angeklagter. Wohlan! Wenn Sie mir 70,000 Franks auszahlen wollen, so werde

ich mit Namensunterschrift des Marquis 100,000 Franks in Wechseln zeichnen; steht Ihnen das an?"

Nach einigem Nachdenken erwiderte Juste: „ich kann Ihnen heute keine bestimmte Antwort geben; wir wollen die Sache morgen besprechen und ich glaube, wir werden dann schon einig werden."

Roman entfernte sich, mit der doppelten Freude in seinem teuflischen Herzen, seiner Lieblingsneigung von Neuem fröhnen und sich zugleich an Salvador rächen zu können.

Am anderen Morgen begab sich der Wucherer zum Vicomte von Lussan.

„Welcher gute Wind führt Sie in meine vier Pfähle?" rief dieser dem Eintretenden entgegen, „kommen Sie etwa zum Frühstück?"

„Das nehme ich gern an, da Sie mich so freundlich einladen; alsdann aber werden Sie mir einen Rath ertheilen, für den ich Ihnen, wenn er mir ansteht, 5000 Franken bezahlen will."

Der Vicomte schellte und gab seinem Kammerdiener Befehl, ein tüchtiges Frühstück in seinem Schlafzimmer aufzutragen.

„Ich bin schon ganz Ohr, Herr Juste," sagte er als sie beide vor einem Frühstück saßen, das aus einem jungen gemästeten Hühnchen von Mans, einer Pastete von Chartres, köstlichem Obst und mehreren Flaschen ausgezeichneten Weins bestand.

Juste fragte den Vicomte, „ob er auf Lebrun's Vorschlag eingehen könne."

„Hätten Sie mir nicht schon 5000 Franks ver-

sprochen, so würde ich Ihnen von diesem Geschäfte, dem eigentlich mein Freund Pourrières allein zum Opfer fallen wird, durchaus abrathen, aber Ihrer Großmuth gegenüber muß ich wahr sein. Wenn Sie von des Marquis Zahlungsfähigkeit überzeugt sind, können Sie das Geschäft ohne Furcht abmachen."

Um den Wucherer die Gediegenheit des ertheilten Rathes zu beweisen und die 5000 Franks nicht zu verlieren, erzählte der Vicomte Alles, was er von Salvador und Roman's Verhältnissen wußte.

„Das ist prächtig!" rief der gute Herr Juste, „das ist prächtig, also das sind die Herren, welche meinen Collegen Josua in die andere Welt befördert haben? Ich habe durch dessen Tod zu viel verdient, als daß ich mich nicht beeilen sollte, einen dieser meiner Befreier zu verbinden. Leben Sie wohl, Herr Vicomte! Sie sollen Ihre 5000 Franks pünktlich erhalten."

Als Juste eben heimgekehrt war, klingelte Roman an seiner Thür.

„Ich will das Geschäft mit Ihnen machen," begann Juste; „da aber viel auf dem Spiele steht, kann ich Ihnen nur 50,000 Franks geben. Sind Sie damit zufrieden?"

„Das ist verflucht wenig," erwiderte Roman.

„Ich verliere mehr als ich gewinne, es sind schlechte Zeiten," bemerkte der Wucherer, während ein Hohnlächeln um seine Mundwinkel spielte.

„Ich nehme die 50,000 Franks an, Herr Juste!"

„So unterzeichnen Sie gefälligst diese Wechsel hier."

Darauf holte der Wucherer das Geld und hän-

digte es Roman mit den Worten ein: „Vergessen Sie nicht, daß diese Wechsel, wenn sie zur Verfallzeit in zwei Monaten nicht bezahlt sind, im Verschluß des General-Procurators niedergelegt werden.“

„Ich werde diese zwei Monate, vielleicht die letzten meines Lebens, schon anzuwenden wissen,“ erwiderte Roman, und entfernte sich.

Schon an demselben Abende saß Roman vor einem Spieltische, und das Schicksal ließ ihn, um seinen nahen Sturz noch gräßlicher zu machen, einen bedeutenden Gewinnst einstreichen.

Es wechselten Gewinne und Verluste, bis er um die Verfallzeit des Wechsels, wie aus Silvia's Briefe an Salvador erhellt, [illegible]0,000 Franks verloren hatte.

Nach diesem Verlust kehrte Roman in's Hôtel Pourrières zurück. Er befand sich beinahe in irrem Zustande. Seine Augen, deren Weißes von kleinen blutigen Netzen durchflochten war, traten zur Hälfte aus ihren Höhlen. Der Ausdruck seiner Züge, in welchen Leichenblässe eingegraben lag, war so schrecklich, daß der Schweizer, welcher ihm mit einer Leuchte entgegen kam, entsetzt zurückwich und ihn fragte, ob er unwohl wäre oder irgend etwas bedürfte.

„Ich bedarf nichts, Dummkopf!“ erwiderte Roman, zog sich auf sein Zimmer zurück, wohin er sich, wie gewöhnlich, eine Flasche Rum bringen ließ, die er vor dem Schlafengehen noch ausleerte.

Am anderen Tage mußte er vor Schwäche das Bett hüten. Es fehlten nur noch zwei Tage bis zur Verfallzeit der Wechsel, als Salvador in Paris erschien.

„Was soll ich thun?" dachte er, als er allein in den Straßen der Hauptstadt einherwanderte. „Ist Roman einmal todt, — und er muß sterben," rief er, mit den Zähnen knirschend und mit der scharf geschliffenen Spitze eines Dolches spielend, den er in seiner Rocktasche verborgen gehalten, — „dann kann mich Niemand zwingen die fälligen Wechsel zu zahlen. Wer steht mir aber dafür, daß der Elende, um Geld zu bekommen oder im thierisch-trunkenen Zustande, nicht den Juden in unsere Geheimnisse eingeweiht hat, und wird derselbe dann nicht Himmel und Erde in Bewegung setzen, um mich zu verrathen? Wie soll ich aus diesem Labyrinthe einen Ausweg finden!"

„Ich werde bezahlen, weil es sein muß," dachte Salvador, überglücklich, so wohlfeilen Kaufs davongekommen zu sein.

Mit dem völligen Einbruch der Nacht warf Salvador einen weiten Mantel über seine Schultern, drückte die breiten Ränder seines Hutes tief in die Augen und lenkte seine Schritte nach der Rue de Courcelle. Die Luft war drückend und der Himmel düster. Salvador stellte sich einige Schritte von seiner Wohnung auf Wache. Unter einem Thorwege geborgen konnte er, ohne selbst bemerkt zu werden, alle sehen, die in's Hôtel traten oder von dorther kamen.

Nach ohngefähr einer Stunde trat Roman wankenden Schrittes heraus; denn er war betrunken. Er schritt dicht an Salvador vorüber, ohne ihn zu bemerken. Dieser ließ ihm erst einen kleinen Vorsprung, dann folgte er seiner Spur. Roman, dessen Rausch sich in

der freien Luft vermehrt zu haben schien, taumelte immer mehr und rannte an alle Vorübergehenden an; doch ging er immer noch schnell genug, und trat endlich in der Straße Richelieu in ein dem Boulevard benachbartes ziemlich hübsches Haus ein.

Er hatte sein noch übriges Geld zusammengerafft, um in diesem heimlichen Spielhause zum letzten Male sein Glück zu versuchen.

Salvador hatte ihn nicht aus den Augen verloren, tief in den Mantel gehüllt ging er auf dem Boulevard auf und nieder. Die Krämer dort und die anmuthigen Freudenmädchen bemerkten ihn zwar, da sie aber glaubten, der geheimnißvolle Mann erwarte sein Liebchen, achteten sie nicht weiter auf ihn.

Nach ein Uhr des Morgens kehrte Roman zurück. Der Schein, welchen die Gaslampe über dem Thorwege warf, ließ Salvador seine aufgeregten Züge deutlich unterscheiden.

Er that einige Schritte auf dem Boulevard, dann fast ganz allein . . .

„Bürger, bedürfen Sie eines Wagens?" rief ihm der Kutscher eines Cabriolets zu, in dessen Nähe er zufällig stehen geblieben war.

Salvador bebte am ganzen Körper.

„Nimmt er einen Wagen, dann ist er gerettet!" dachte er.

Roman schwankte einige Augenblicke lang, dann machte er sich ohne Antwort wieder auf den Weg.

„Endlich!" dachte Salvador, „Gott sei Dank!"

Er schnürte seinen Mantel zu und schob ihn hinten

nach den Achseln, um freien Gebrauch seiner Hände zu erlangen und zog den Dolch aus seiner Rocktasche, dessen Klinge stark und dessen Spitze scharf geschliffen war.

Salvador schritt über den Boulevard, er wollte seinen Mitschuldigen nur in einer der einsamen und seinem Hôtel benachbarten Straßen niederstoßen.

Roman schritt ungestüm und trotzig vorwärts, oft blieb er stehen und stöhnte dunkle Verwünschungen und helle Flüche aus seiner Brust. Oben an der Straße Caumartin zerbrach er sein Spazierrohr an einem Eckstein des Boulevard.

Salvador folgte allen seinen Bewegungen mit der kältesten Aufmerksamkeit.

Die Rue de Courcelle war in jenen Tagen noch nicht vom Gas der englischen Gesellschaft erleuchtet, und die Straßenlampen, welche auf die blinde Phöbe gerechnet hatten, die gerade Endymion in dieser Nacht besuchte, waren längst erloschen, die Straße also in dunkle Nacht gehüllt, als Roman in sie eintrat.

Salvador ließ seinen Mitschuldigen nur noch einige Schritte thun. Dem Panther ähnlich, der sich mit Blitzesschnelle mitten in eine Büffelheerde stürzt und seine Beute sucht, in deren Weichen er seine Eisenkrallen senkt und die er nicht eher losläßt, bis sie todt auf dem Sande hingestreckt liegt, stürzte er sich auf Roman und packte ihn am Halse, um jeden Hülferuf zu verhindern.

Der Trunk hatte den Elenden dergestalt geschwächt, daß er sich nur schwach zu vertheidigen wußte. Salvador wurde seiner bald mächtig und stieß dreimal den blitzenden Stahl tief in das Herz.

Als Salvador ihn losließ, stürzte er mit aller Schwere todt auf das Steinpflaster nieder.

Salvador beraubte ihn seiner Juwelen, und seiner Brieftasche, dann bemerkte er leise: „man wird es für einen gewöhnlichen Raubmord halten. Wer könnte auch behaupten wollen, daß der Marquis von Pourrières diesen Mann getödtet habe?"

„Ich!" rief eine weibliche Stimme über dem Meuchelmörder.

Salvador blickte auf und unterschied im Dunklen eine Frauengestalt am Fenster eines Zimmers, das im Halbgeschoß eines Häuschens lag.

„Still!" rief sie ihm mit leiser Stimme zu, „ich werde Dir öffnen."

Salvador hatte Silvia's Stimme erkannt.

Einige Minuten später öffnete sie geheimnißvoll die Hausthür und ließ Salvador ein.

Sie war nur in einen Pudermantel von weißem Nesseltuch mit Spitzenbesatz gehüllt, ihre zarten Füßchen steckten in rothatlassenen Pantoffeln, ihre langen schwarzen Haarlocken umflossen ein immer noch ziemlich blasses Antlitz.

Sie traten Beide in das Zimmer, von welchem aus Silvia die Vorgänge auf der Straße beobachtet hatte.

„Welcher Zufall führt Dich hierher?" nahm Salvador das Wort, „ich glaubte Dich im Fürstenhôtel."

Ehe Silvia dem Geliebten antwortete, schloß sie die Fensterläden; dann schellte sie.

Ein großes, starkes, junges Mädchen erschien auf dieses Zeichen am Eingange des Zimmers.

„Marie!“ sagte Silvia zu ihr, „der Herr Marquis von Pourrières wird den Rest der Nacht bei mir zubringen. Du wirst Dich also in Dein Zimmer einschließen und erst morgen früh wieder erscheinen, wenn ich Dich rufe, — verstehst Du, wenn ich Dich rufe.“

„Sehr wohl, gnädige Frau!“ erwiderte die Dienerin, und entfernte sich.

„Man muß in Allem Vorsicht gebrauchen,“ bemerkte Silvia, als sie mit Salvador wieder allein war; käme es Dir vielleicht in den Sinn, mich eben so zu behandeln wie den armen Herrn Lebrun, so überlebte mich doch das Mädchen! ....“

„Ach! welcher Gedanke!“ rief Salvador und biß sich in die Lippen.

„Kannst Du mit Ehrlichkeit sagen,“ erwiderte ihm Silvia, ihn scharf anblickend, „daß der Gedanke, mich los zu werden, noch nie in Deine Seele gekommen ist? Übrigens,“ fuhr sie fort, „zürne ich Dir darob nicht; derselbe Gedanke würde mich beschlichen haben, wenn ich an Deiner Stelle gewesen wäre. Du kannst nicht in meinem Herzen lesen, Du kannst es nicht wissen, welche Welt von Hingebung, von zärtlichen, nur Dir gehörenden Gefühlen darinnen verborgen liegt.“

Silvia's Stimme trug bei diesen Worten einen so bezaubernd zärtlichen Ton, daß der Mann, der eben seinen zwanzigjährigen Freund gemordet, davon tief ergriffen wurde.

„Wenn ich Dir lästig bin,“ fuhr Silvia fort, „wenn eines von uns Beiden zu viel auf der Erde ist, dann sprich ohne Furcht Deinen Willen aus; sag' mir

ein Wort, ein einzig Wörtlein nur, ich bin todesmuthig genug, nur Deine Hand, süßer Mann! schneide meinen Lebensfaden nicht entzwei!"

„Aber Du sollst ja gar nicht sterben!" rief Salvador, „Du bist die einzige Frau in der weiten Welt, die ich, die ich wahrhaft lieben kann."

„Nicht wahr?" erwiderte Silvia, und flog in ihres Geliebten Arme, der sie inbrünstiglich an sein Herz drückte.

Das schlaue Wesen war wieder Königin geworden in dem Herzen, über das sie ihre Zaubergewalt schon so lange ausgeübt hatte.

Das Geräusch der gleichmäßigen Schritte einer Nachtpatrouille lockte Beide an das Fenster, die Worte der Soldaten, welche die Leiche umstanden, drangen ganz vernehmlich herauf.

„Er ist todt!" bemerkte einer der Soldaten.

„Ganz todt!" sagte ein Zweiter.

„Mehr als todt!" fügte ein Dritter hinzu.

„Das beweist, daß Du einen schweren Stoß geführt hast," sagte Silvia.

Salvador drückte seiner Geliebten lächelnd die Hand.

„Wir wollen horchen," sagte er zu ihr.

„Was ist da zu thun?" begann einer der Soldaten wieder.

„Muß gemeldet werden!" rief mit kurzer Stimme der Korporal, „man muß gleich nach dem Polizei-Kommissarius schicken."

„Sie werden den Leichnam aufheben,“ bemerkte Salvador.

„Laß sie machen, was sie wollen,“ entgegnete Silvia.

Sie verließen Beide ihren Platz am Fenster und setzten sich neben einander auf einen Divan.

Salvador ergriff Silvia's Hände, drückte sie zärtlich in den seinigen und sagte: „Aber Du hast mir noch gar nicht auf meine erste Frage, als ich in das Zimmer trat, geantwortet?“

„Du fragtest mich, glaub' ich, wie ich aus dem Fürstenhôtel hierher gekommen wäre?“

Salvador nickte bejahend.

Sie erzählte nun ihrem Geliebten, wie sie das Fürstenhôtel immer noch bewohne und sich hier nur eingemiethet habe, um Lebrun's Treiben genau zu beobachten; denn sie war theils selbst überzeugt, theils vom Vicomte von Lussan genügend unterrichtet, daß Lebrun nicht auf Kosten eines gelungenen Geschäftes, sondern einzig in der Absicht spielte, um ihren Geliebten zu vernichten.

„Du bist,“ bemerkte Salvador, nachdem sie zu Ende erzählt hatte, „ein äußerst schlaues Wesen, und ich bin vollkommen überzeugt, daß es weit besser ist, Dich für als gegen sich zu haben.“

„Diese Deine Überzeugung macht mich unaussprechlich glücklich,“ erwiderte Silvia, „denn sie bürgt mir dafür, daß wir uns nie trennen werden.“

Neues Geräusch auf der Straße lockte Beide, nach-

dem sie das Licht ausgelöscht, an das Fenster; eben war der Polizei-Kommissarius angelangt.

Dieser ehrenwerthe Beamte war über die Störung seines ersten Schlafes sehr ärgerlich und hätte lieber sogleich wieder sein Ehebett aufsuchen, als ein Protokoll aufsetzen wollen; doch neigte er sich zur Leiche nieder und untersuchte sie beim Scheine einer Stocklaterne, die einer der Soldaten hielt.

„Dieser Mann," sagte er, „wie es scheint, sehr vornehmen Standes, ist seines Geldes und seiner Kleinodien beraubt worden; die Mörder haben ihm kein Papier gelassen, was ihn kenntlich machen könnte, man muß ihn auf die Todtenschau bringen."

Die Soldaten bildeten aus ihren Gewehren sogleich eine Art Bahre, auf welche sie den Leichnam legten und vom Polizei-Kommissarius begleitet abmarschirten.

Bald verlor sich das taktmäßige Geräusch ihrer Schritte in der Ferne.

„Glückliche Reise, Herr Lebrun!" bemerkte Silvia, „ich hoffe, Sie nie wieder zu sehen, nicht einmal im Jenseits; denn ich will gern glauben, daß unser Tod der letzte Akt eines Dramas ohne Epilog ist."

„Möglich," flüsterte Salvador, „sehr möglich, theure Freundin! aber auch das Gegentheil ist möglich, und wenn dem so ist, werden wir Beide eine furchtbare Rechenschaft vor Gott abzulegen haben....; aber ich sinke um vor Müdigkeit." Er ließ sich auf dem Divan entlang gleiten.......

III.

Verwickelungen.

Am anderen Morgen um zehn Uhr verließ Silvia's Dienerin auf den Ruf ihrer Herrin ihr Zimmer und bestellte einen Miethswagen, in welchem Salvador Silvia nach dem Fürstenhôtel geleitete; er selbst aber fuhr auf den Orléansschen Eisenbahnhof und von dort über Corbeil nach Melun; von hier aus kehrte er mit der Post sogleich nach Paris zurück.

Seine Diener waren mit dem in der Rue de Courcelle während der Nacht verübten Morde bereits bekannt, ahneten aber nicht, daß der Ermordete Herr Lebrun sein könnte.

„Ist Herr Lebrun zu Hause," fragte er seinen Diener, der ihn in das Schlafzimmer geleitet hatte.

Der durch die schnelle Ankunft seines Herrn überraschte Diener zögerte einige Augenblicke mit der Antwort.

„Willst Du mir gleich antworten!" fuhr Salvador fort.

„Herr Lebrun ist vorgestern Abends um zehn Uhr ausgegangen und noch nicht heimgekehrt."

„Es ist gut, Du kannst gehen; gieb dem Kutscher den Befehl zum Anspannen."

Als Salvador allein war, zog er sich um und

ließ sich dann nach der Straße Saint=Dominique d'Enfer fahren.

Der Wucherer Juste wollte den Marquis eben mit den auserlesensten Schmeicheleien begrüßen und seine Freude über dessen Rechtlichkeit laut an den Tag legen, als dieser ihn kurz unterbrach:

„Sie haben 100000 Franken falsche Wechsel auf Lebrun escontirt, was muß ich zahlen, um in den Besitz dieser Papiere zu gelangen?"

„Nicht mehr als 100000 Franken."

„Sie scherzen doch nur?"

„O! in Geldsachen niemals! Ich habe nur einen sehr mäßigen Zins gezogen und kann nicht mehr das Geringste opfern."

„Dann laufen Sie Gefahr, Alles zu verlieren; ich werde Lebrun die Folgen seines Fehltritts abbüßen lassen."

„Handeln Sie, wie Sie wollen, Herr Marquis!"

„Lassen Sie hören, Herr Juste! zeigen sie sich Ihres Namens würdig, 60000 Franks?"

„Unmöglich!"

„70000!"

„Unmöglich!"

„80000!"

„Unmöglich! .... 10000 Franken will ich, aber nur unter der Bedingung herunterlassen, daß Sie mir fest versprechen, sich in wichtigen Angelegenheiten nur an mich zu wenden."

Salvador hatte es mit einem Menschen seines

Schlages zu thun, war gleichsam von ihm abhängig und mußte sich demnach seinem Gesetze unterwerfen.

„Nun ich willige ein,“ sagte er zu Herrn Juste, „aber noch eins! Sie wissen, daß auch der vermögendste Mann nicht immer gleich baares Geld hat, ich bitte um Aufschub.“

„Ganz wie Sie wünschen, Herr Marquis! nur bitte ich um Wechsel mit Ihrer Namensunterschrift und um eine Hypotheke auf Ihre Güter.“

„Das kann bald geschehen, Herr Juste!“

„O! ich bin hocherfreut, morgen schon soll Ihr Notar die falschen Wechsel Ihres Intendanten zurückerhalten.“

Als Salvador schon auf der Straße war, öffnete Juste noch einmal den Gitterschieber in seiner Thür, zwängte sein runzliges und pergamentfarbnes Gesicht hinein und rief mit kreischender Stimme:

„Herr Marquis! Herr von Pourrières!“

Salvador drehte sich noch kurz vor dem Einsteigen um.

„Vergessen Sie nicht, ich bitte Sie,“ kreischte der alte Wucherer, „der gnädigen Frau Marquise von Roselly meine Empfehlung zu machen.“

Salvador wollte den Wucherer um Aufklärung über die letzten Worte bitten, allein dieser schob ihm ohne Weiteres das Gitter vor der Nase zu.

„So hatte ich mich nicht getäuscht,“ dachte Salvador, „dieser elende Wucherer ist von Roman des Geldes wegen zum Vertrauten gemacht worden.“

An der Ecke der Straße Saint-Dominique d'Enfer

kreuzte der Tilbury des Vicomte von Lussan mit Salvador's Wagen. Der edle Vicomte, der dem Wucherer den Brief an Salvador in die Feder diktirt hatte, war, da er nicht glauben konnte, Salvador würde Roman's Andenken beflecken lassen, eben im Begriff, sich seine 5000 Franken zu holen.

„Wollen Sie," sagte er zu Salvador, „einige Minuten verziehen? Ich hole mir nur Geld beim alten Araber, aber auf gutes Pfand, und bin deshalb sogleich zurück; wir machen dann zu Fuß einen Spaziergang im Garten des Luxembourg; ich muß Ihnen eine große Neuigkeit mittheilen."

„Wohlan!" erwiderte Salvador, „Sie finden mich in der westlichen Allee."

Nach einiger Zeit wanderten Beide in den Gartengängen auf und nieder.

„Ach! wie froh bin ich," begann der Vicomte, „daß Sie wieder in Paris sind, und Sie bleiben doch hier?"

„Da ich einmal hier bin, bleibe ich auch; ich will noch heute meiner Frau schreiben, daß sie ebenfalls hierher kommen soll."

„O! Ihr Glück ist auch das meine."

Nach dem schuldigen Dank auf so viel Höflichkeit erinnerte Salvador den Vicomte an die staunenswerthe Neuigkeit, die er ihm habe mittheilen wollen.

„Der arme Roman," sagte der Vicomte in traurigem Tone, der in dem spöttischen Lächeln seines Gesichts die vollkommenste Widerlegung fand, „hat ein so trauriges Ende nehmen müssen!"

„Was ist denn mit Roman vorgegangen?" erwi-

derte Salvador. „Ich bin erst heute Morgen angekommen, und sah ihn noch gar nicht, er war die Nacht über gar nicht zu Hause gewesen.“

„Wissen Sie denn nicht, daß in der verflossenen Nacht ein Mann auf der Rue de Courcelle ermordet worden ist?“

„So, so! Und wie steht das mit Roman in Verbindung? Hat Roman etwa .....“

„O, nein! glücklicherweise; Roman ist im Gegentheil der Ermordete selbst.“

„Sie scherzen?“

„Durchaus nicht. Ich las heute in der Zeitung den Fall und das Signalement des Gefallenen, und da mich die Sache neugierig machte, ging ich nach der Todtenschau und erkannte in dem Leichnam den armen Roman.“

„So will ich gleich meine Erklärung auf der Polizei abgeben, den Leichnam zurückfordern und ihm die letzte Ehre in allem Glanze erweisen lassen.“

„Vortrefflich! mein lieber Freund! Vortrefflich!“

„Wir wollen frühstücken,“ sagte Salvador, „der Spaziergang hat mir Eßlust verschafft und wir wecken den armen Roman mit unserem Hungertode auch nicht auf.“

„Ein herrlicher Gedanke, theurer Marquis!“

Die beiden Freunde setzten sich bei Desmares zu einem köstlichen Frühstück ein.

„Soll ich,“ sagte der Vicomte beim Nachtisch, „offen zu Ihnen sprechen?“

„Sie werden mich sehr verbinden,“ antwortete ihm Salvador.

„Nun! Ich glaube, Sie wußten vom Tode unseres Freundes eher als ich?“

„Was wollen Sie damit sagen?“

„Sie haben mich schon verstanden. Wenn mich übrigens mein Gedanke nicht trügt, so kann ich Ihnen nur von Herzen Recht geben; denn der Elende würde Sie früher oder später durch seine unbändigen Leidenschaften zu Grunde gerichtet haben; schaltete er doch mit Ihrem Vermögen, als wenn es ihm gehörte.“

„Der theure Vicomte beliebt immer zu spaßen,“ sagte Salvador, indem er von Tische aufstand.

Die beiden Freunde trennten sich; Salvador kehrte sogleich nach Hause zurück, schloß sich in sein Geheimzimmer ein, setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm mehrere Packete Schriften vor, und prüfte sie nach und nach mit großer Aufmerksamkeit mehrere Stunden lang.

„Es werden mir, wenn ich den Wucherer bezahlt, nur 10000 Franken Renten und das Vermögen meiner Frau bleiben, das 25000 Franken ungefähr bringen kann; jährlich also 35000 Franken, das ist sehr wenig.“

„Ich kann jetzt,“ fuhr er nach einigem Nachdenken fort, „mit so geringen Einkünften nimmermehr auskommen. Ich kann also nicht aufhören zu arbeiten; ich habe viele und schwere Lasten: mein Haus zu unterhalten, Silvia's ganz neu einzurichten; und ohne die Ehre meines Namens zu beflecken kann ich in meinem Aufwande nichts streichen . . . .“

Salvador war also, nach seinem Selbstgespräche zu urtheilen, weit entfernt, seinem Verbrechergewerbe zu entsagen; vielmehr sann er auf neue Opfer. Und so

mußte es auch kommen; die Straflosigkeit hatte ihn so tollkühn gemacht, daß er sich nicht mehr die Möglichkeit dachte, es könnte eine Zeit hereinbrechen, in welcher die Gesellschaft Rechenschaft über seine Schandthaten verlangte.

Nach einem kurzen Spaziergange im Garten setzte er sich abermals an seinen Schreibtisch und schrieb Lucien folgenden Brief:

Paris.

„Meine theure Lucie!“

„Ich habe das unglückliche Geschäft, das mich so schnell aus Deinen Armen gerissen, so glücklich wie möglich beendet; andere wichtige Angelegenheiten erheischen mein Hierbleiben, und ich bitte Dich demnach, recht bald nach Paris zu kommen.“

„Solltest Du Dich übrigens von den Reizen des Landlebens noch nicht trennen können, so hast Du, wie sich das von selbst versteht, vollkommen freien Willen.“

„Ich sende Dir tausend Küsse und bitte Dich, immerdar zu glauben an die unwandelbare Liebe Deines hochbeglückten Gatten.“

„A. von Pourrières.“

Laura Féval an Lucie von Pourrières.

Guermantes bei Lagny.

„Wir sind nunmehr nach einer langen Reise in unserem Schlößchen eingewohnt. Mein Mann ist immer noch in England und seinen Briefen zufolge werden ihn dringende Geschäfte noch lange dort zurückhalten. Willst Du nicht, versteht sich mit Deinem Gemahle, eine arme

Wittwe zu trösten kommen. Kind, kommst Du nicht, so holt Dich sicherlich mein Oheim. Komm also lieber von selbst, ich bitte, bitte herzlich, in die sehnsuchtsvoll verlangenden Arme

Deiner

bewährten Freundin

Laura Féval."

Salvador hatte zum würdigen Empfange seiner Gemahlin neue Möbel und Fuhrwerk anschaffen und das Hôtel auf das Prachtvollste ausschmücken lassen.

„Gefällt Dir Deine Wohnung?" sagte er zu ihr, als sie staunend die ausgesuchte Pracht des Hôtels bewunderte.

Lucie legte, still dankend, ihr Engelsköpfchen an seine Brust und drückte ihm zärtlich die Hand.

Salvador küßte sie auf die Stirn und dachte: sie wird mir meine Bitte nicht abschlagen.

Sie befanden sich eben in Luciens Schlafzimmer, einem Thürchen nahe, vor welchem Salvador absichtlich stehen geblieben, als er anhob:

„Ich habe Dir noch eine letzte Überraschung aufbehalten."

„Was denn?" erwiderte Lucie lächelnd; „ich kann ja kaum noch überrascht werden."

Salvador zog einen Schlüssel aus seiner Tasche, öffnete das geheimnißvolle Thürchen damit und führte Lucie in das Zimmer, welches ganz ihrem ehemaligen Boudoir im Neuvilleschen Hôtel glich; dieselben Tapeten von lila Grunde mit Blumen und wunderlichen Vögel-

gestalten übersäet, dieselben grünen Borden mit Silberrosen befestigt, dieselben Fenstervorhänge, dieselben Möbel, kurz Nichts fehlte.

„Ach! das ist allerliebst!“ rief Lucie.

„Überschätze nicht diese kleine Zuvorkommenheit,“ erwiderte Salvador, „nur davon sei überzeugt, daß es mich glücklich macht, Dir irgend etwas Liebes und Angenehmes bereiten zu können.“

Salvador stattete in der ersten Zeit seiner Rückkehr Allen Besuche ab, die seiner Hochzeit beigewohnt hatten, dann führte er seine Frau in alle Kreise, in welchen ihre ausnehmende Schönheit, vollendete Anmuth bemerkt werden konnten. Vielleicht liebte er Lucie nicht einmal, aber ihre immer neuen Siege schmeichelten seiner Eigenliebe, und triumphirend gestand er sich: diese schöne, anmuthige, seelenreine Frau, von der Ihr Alle ein einziges Lächeln, einen Blick nur erbettelt — gehört mir, den Ihr bei genauerer Kenntniß seines Lebens dem Henker übergeben würdet, — liebt mich, während ich eigentlich nur an ihrer Schönheit hänge.

In dem süßen Rausche über die Siege seiner Frau hätte Salvador beinahe Silvia vergessen, als er folgenden Brief aus ihrer Hand erhielt:

Die Marquise von Roselly an den Marquis von Pourrières.

Paris.

„Theurer Marquis!“

„Ich will Ihnen nicht befehlen, Ihre Frau unglücklich zu machen, ich will Sie nicht einmal bitten, dieselbe etwas weniger zu lieben, als Sie thun; es würde viel-

leicht das Unmögliche von Ihnen verlangen heißen; Frau von Pourrières, welcher ich mehrmals im Wäldchen zu begegnen die Ehre hatte, ist sehr schön, schöner als ich, und ich begreife, daß es schwer sein würde, ihren Reizen nicht die schuldige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber wenn ich mich nun auch gern auf die zweite Stelle in Ihrem Herzen beschränken will, so würden Sie, theurer Marquis! doch der ungerechteste Mann sein, wenn Sie mir nicht zuweilen zeigen wollten, daß Sie mich nicht ganz vergessen haben."

„O, wüßtest Du, mein heißgeliebter Alexis! wie Langeweile mich quält, wie es unglücklich macht, Dich schon seit mehreren Tagen nicht gesehen zu haben, Du würdest Dich Deiner armen, so ganz vernachlässigten Silvia erbarmen. Hast Du vergessen, Mann meiner Liebe, daß in einem Winkel dieses stolzen Paris, das Du alltäglich an Deiner glücklichen Gattin Seite triumphirend durchfliegst — ein armes Weib lebt, die Dich liebt, welcher Deine Vergessenheit entsetzliche Qualen bereitet und die bald ein Opfer des Todes werden wird, wenn Du ihr nicht ein Tröpflein des Trostes aus Deinem Munde bringst?"

„O, nein! ich kann, ich mag das Gräßlichste für mich nicht glauben."

„Komm, mein theurer Alexis! laß mich nicht länger düsterer Verzweiflung zum Raube werden, die schon in meinem Herzen mich zusammenschüttelt und die mich, ich fühle es, zum Äußersten bringen könnte."

„Ich hoffe Dich also, theurer Alexis! entweder

heute oder spätestens morgen bei mir zu sehen. In dieser gewissen Hoffnung allein zeichne ich

Deine

treu Dir ergebene

Silvia."

„Silvia spottet meiner," dachte Salvador, nach Durchlesung dieses Briefes, dessen Stil ihrem gewöhnlichen nicht im Geringsten glich; „aber sie könnte närrisch genug sein, die Drohung, welche sich am Ende des Briefes ausspricht, zu erfüllen, darum will ich, weil ich nicht anders kann, zu ihr gehen. Ach! daß ich mich dieses Weibes nicht entledigen kann!"

Diese letzten Worte Salvador's finden darin ihre Erklärung, daß Luciens Nähe allerdings die Grundlage einer Herrschaft erschüttert hatte, deren Scepter doch am Ende wieder die schlaue Geliebte der treuen Gattin entwinden sollte.

Silvia saß vor ihrem Piano und sang, sich selbst begleitend, eine Bravour-Arie aus einer neuen italienischen Oper, als Salvador in ihr Zimmer trat; sie hauchte die höchsten Töne, die wundervollsten Färbungen mit einer Leichtigkeit aus ihrer Brust hervor, als gält' es nur die geringe Mühe eines Blinden, der seiner Klarinette ein schrillendes Pfeifen entlockt.

Ihr Gesicht strahlte wieder in seiner gesunden Färbung, ihre äußerst geschmackvolle Kleidung hob ihre Reize dergestalt, daß selbst Winkelmann verlegen gewesen wäre, wenn er hätte bestimmen sollen, welche von beiden Frauen, Lucie oder Silvia, die schönste wäre.

„Hier in dieser Kehle liegen noch Schätze," sagte

sie, indem sie ihren Finger auf ihren wunderbar modellirten Hals legte, der noch den Alabaster an glänzender Weiße übertraf.

„Warum betrittst Du da die Bühne nicht wieder?“ erwiderte Salvador.

„Willst Du's,“ rief Silvia, indem sie einen Giftblick nach ihrem Geliebten schoß, „willst Du's? Ich glaube beinahe, daß es das Klügste ist, was ich thun kann; dort auf der Bühne werde ich leicht wieder Leute finden, die mich mehr lieben als Du, und die mich nicht mit einem Hôtel garni abfinden, wenn sie mir auf Grund ihres Vermögens eine andere Wohnung geben können.“

Diese Worte ließen Salvador die Möglichkeit durchblicken, ein geliebtes Weib zu verlieren, die er nicht nur ihrer vollendeten Schönheit wegen liebte, sondern auch darum, weil sie ihn kannte, weil er an ihrer Brust sich keinen Zwang anlegen, ein in seinem Sinne freier und wirklicher Mensch sein durfte. Noch vor wenigen Minuten klagte er, sie nicht los werden zu können, und hätte sie ihm jetzt Einer rauben wollen, er würde sie nur im äußersten Nothfalle abgetreten haben — so voll ist der Mensch von wunderlichen Widersprüchen.

Beider Lebensschicksale waren durch unauflösliche Bande verschlungen. Salvador konnte allerdings seine Geliebte tödten, um sie aber schon am anderen Tage trostlos zu beweinen.

Silvia's scharfblickende Seele wußte das, und nur diesem Umstande vielleicht verdankte sie die Erhaltung eines Geliebten, gegen den sie gewissermaßen ihr Leben zu vertheidigen gezwungen war.

„Silvia! Du bist, auf Ehre! ganz närrisch,“ rief Salvador.

„O nein!“ erwiderte sie, „ich bin nur erfreut, Dir sagen zu dürfen, daß ich nicht länger Dein Spielball sein mag.“

„Aber was fehlt Dir denn? Was hat diesen unnützen Zorn in Dir hervorgerufen? Habe ich Dir irgend etwas abgeschlagen? Sprich, was verlangst Du? Du weißt, daß ich Dir Alles gewähre, was in meinen Kräften steht.“

„Ei, ich frage wohl darnach, was Du mir geben kannst; meinst Du etwa, ich hätte, wenn ich wollte, nicht morgen schon Alles, was mir jetzt fehlt!“

„Ei, guter Gott! das weiß ich sehr gut; ich habe niemals an Deinen Fähigkeiten gezweifelt; Du machst mich also mit dem Grunde Deines Zornes und mit der Veranlassung zu Deinem lächerlichen Briefe nicht bekannt?“

„Ich soll es Dir sagen!“ rief Silvia in einer Gemüthsaufregung, welche mit jedem Augenblicke wuchs. Ich soll es Dir sagen! Aber Du hast doch einen Augenblick lang geglaubt, ich würde mich darein finden, einem anderen Weibe zu Liebe vernachlässigt zu werden! Nein, nein! Herr Marquis von Pourrières! das wird nie geschehen, der Himmel sei mein Zeuge!“

Nur mit unendlicher Mühe gelang es Salvador, seiner Geliebten begreiflich zu machen, daß seine Stellung in der Welt gewisse Rücksichten erheische, die er beobachten müsse, wenn man nicht mit Fingern auf ihn zeigen sollte.

Silvia's Seelenstimmung erklärt sich aus der Eifersucht, womit sie die unaussprechlich heiteren Gesichtszüge Luciens, den Abglanz ihres reinen Gewissens, betrachtete.

„Ich werde künftighin Alles thun, was Du wünschest," begann Silvia wieder, „aber vorher mußt Du mich vierzehn Tage lang in Paris an allen Orten umherführen, wo Du Dich mit Deiner Frau gezeigt hast; ich bin des Einsiedlerlebens völlig müde."

„Du verlangst Unmögliches von mir;" erwiderte Salvador, „was würde die Welt sagen, die unser früheres Verhältniß kennt, und was endlich meine Frau?"

„Die Welt und Deine Frau kümmern mich äußerst wenig; die Welt nimmt viele Rücksichten mit denen, die ihre Blicke blenden, und Deine Frau magst Du dorthin schicken, woher sie gekommen."

„Sei vernünftig, Silvia! und verlange nicht Unmögliches!"

„Aber ich begreife in Wahrheit nicht, wie Du mir die erbetene Gunst abschlagen magst; zum Schein soll der Vicomte unser steter Begleiter sein. Übrigens magst Du meinen Willen vernünftig, unvernünftig oder gar dumm finden, so wirst Du Dich demselben dennoch unterwerfen müssen."

„Aber," rief Salvador, von einem Zorngefühl entbrannt, das er bisher nur mit Mühe unterdrückt, „hast Du denn ganz vergessen, daß ich Dich wie ein Glas zerbrechen kann."

„Wohlan! tödte mich, wenn es Dein Wille ist; der Tod von Deiner Hand ist mir lieber als der Ge-

danke, Du habest mich in den Armen einer Anderen vergessen; aber wisse auch, daß Dein Tod meinem auf der Stelle folgen wird. Deine Zukunft liegt in meiner Hand; ich habe ein Testament bei einem Notar niedergelegt, dessen Eröffnung Dich leicht verrathen könnte."

„Das hast Du gethan?"

„Und warum sollt' ich's nicht? Was schadet's Dir, wenn Du mich wirklich liebst, wie ich Dich liebe."

„Deine Liebe, höllisches Wesen! ist die des Rothwildes."

„Willst Du sie nicht so, oder möchtest Du vielleicht lieber, daß wir alle Beide mit einem Schäferstabe in der Hand gingen, und uns in tiefem Frieden unter dem Schatten der Bäume gegenseitig anbeteten?"

Dieser Gedanke machte Salvador aus vollem Halse lachen. Silvia that desgleichen.

„Höre," begann sie nach diesem Ausbruch der Heiterkeit wieder, „sei vernünftig, Du kannst mir nach unzählichen Beweisen meiner Hingebung nun auch den geben, welchen ich von Dir verlange."

„Ich werde alle Deine Wünsche erfüllen," erwiderte Salvador, „mag kommen, was dem Teufel gefällt!"

„Das laß ich mir gefallen!" rief Silvia, „ich wußte, daß wenn Du Dich ausgetobt hättest, doch Alles mit Erfüllung meiner Wünsche enden würde. Da ich nun einen so glänzenden Sieg davongetragen, sollst Du auch einen edelmüthigen Sieger an mir kennen lernen. Sieh, Geliebter meines Herzens! ich kenne die Welt und die Rücksichten, die man gegen sie nöthig hat, so gut wie Du; ich wollte einzig Deine Liebe, mein höchstes Erden-

glück! erproben und verlange in der That nur, daß Du mir so viel Zeit wie Deiner Frau schenkst; die Welt aber in das süße Geheimniß unserer Liebe zu ziehen, das wollte ich nie, Geliebter! nie!"

Salvador konnte kaum seinen Ohren trauen; er vermuthetete eine neue, noch schmählichere Schlinge hinter der verstellten Demuth, und um ihn von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, mußte ihm Silvia ihre letzten Worte mehrmals wiederholen.

Salvador und Silvia schieden in scheinbarer und wirklicher Entzückung, von einander, mit den Schwüren sich unter allen Verhältnissen ihrer gegenseitigen Verpflichtungen zu erinnern.

Salvador's Gesicht strahlte, als er zu Hause anlangte. Lucie war über die heitere Laune ihres Gemahls hocherfreut, weil sie ihm eine sehr angelegentliche Bitte vorzutragen hatte; denn sie hatte in Salvador's Abwesenheit eine zweite noch dringendere Einladung von Laura erhalten.

„Ich will Dich," begann sie, „den Schloßfrauen verklungener Zeiten ähnlich, um ein Geschenk bitten."

„Was es auch sei, edle Frau!" erwiderte Salvador, „es ist in voraus gewährt."

Lucie übergab Salvador'n Laura's Brief.

„Wissen Sie auch, edle Frau! daß ich Ihnen Ihre Bitte abschlagen würde, hätte ich Ihnen nicht schon mein Wort gegeben; nur mit tiefem Leid werde ich in eine Trennung willigen."

„Du könntest mich," fügte Lucie schüchtern hinzu, „wenn Du nicht Abhaltungen hast, begleiten. Dein Besuch

wird Laura und ihrem Oheime sicherlich große Freude gewähren."

„Dein Wunsch kommt mir sehr natürlich vor, und ich bin viel zu ritterlich gesinnt, um ihn nicht zu erfüllen; lassen es mir meine Geschäfte zu, so will ich Euch Alle aufsuchen."

Luciens Abreise war schon auf den anderen Tag festgesetzt; sie wollte, hocherfreut über ihres Gatten liebevolle Freundlichkeit, noch tausend Sächelchen, die im Saale zerstreut lagen, zusammensuchen, um sie mit auf's Land zu nehmen, als sich der Vicomte von Lussan anmelden ließ.

„Ich lasse Dich mit dem Herrn Vicomte allein," sagte sie, nach einer anmuthsvollen Begrüßung, „denn ich habe bis morgen noch vieles zu besorgen."

„Laß Dich nicht stören, süße Freundin," antwortete Salvador, sie auf die Stirn küssend, „der Herr Vicomte wird freundlichst entschuldigen."

Lucie entfernte sich, der Vicomte verschloß selbst alle Saalthüren, nahm einen Armstuhl und setzte sich neben Salvador, der auf einem Divan lag.

„Brauchen Sie Geld, theurer Marquis!"

„Das hat man immer nöthig, verehrter Vicomte! und ohne Scheu gestehe ich Ihnen ein, daß ich mich in gräßlicher Verlegenheit befinde."

„Wollen Sie mit mir ein Geschäft machen, daß im Fall des Gelingens einem Jeden von uns nahe an 100,000 Franks eintragen muß."

„Solche Geschäfte weist man nie zurück; um was handelt es sich?"

„Ein Schloß zu plündern, nur bewohnt von einem Greise, einem jungen Mädchen und einigen Dienern, und einer tüchtigen Anzahl Goldbarren, welche uns Juste für 200,000 Franks abkaufen wird.“

„Und die Gefahren?“

„Äußerst gering.“

„Was thut's auch? Wer nicht wagt, gewinnt nicht.“

„Das höre ich gern, und ich bin von der Wahrheit des Sprichworts so durchdrungen, daß ich diesmal nicht blos den Zuschauer spielen, sondern thätigen Antheil nehmen werde.“

„Vortrefflich! Aber die Mittel zur Ausführung? Wer giebt die nöthige Auskunft? Welche sind unsere Gehülfen?“

„Das Wissenswertheste sollen Sie mit Ihrer Erlaubniß von mir auf den Weg mitbekommen; alle anderen Anstalten habe ich in der billigen Voraussetzung Ihrer Einwilligung schon getroffen.“

„Vortrefflich! Rechnen Sie auf mich! und wann rücken wir aus?“

„Sogleich, nehmen Sie Abschied von Ihrer Frau und lassen Sie uns abgehen.“

„Wie? Sogleich?“

Salvador suchte seine Frau, die er in ihrem Schlafgemach mit Einpacken beschäftigt fand.

„Es ist mir sehr lieb,“ begann er, „daß Du morgen schon auf's Land reisest; denn der Vicomte hat mir eben etwas Neues mitgetheilt, und in Folge dessen hätte ich Dich ohnehin auf mehrere Tage verlassen müssen.“

„Es ist doch nichts Schlimmes, was Dich so eilig fortführt?“

„Nichts, was Dich in den Dir bevorstehenden Vergnügungen stören dürfte; ich will nur einige schlecht angelegte Gelder wieder einziehen.“

Diese Lüge gebrauchte Salvador nur, um Lucie auf mögliche Verluste vorzubereiten; es war einer der Pfähle, um die Bahn auszustecken, die er ihr gegenüber betreten wollte; doch verließ er sie erst, nachdem sie beruhigt war; dann entfernte er sich mit dem Vicomte.

IV.

Glückswechsel.

Einige Flintenschüsse von Lagny entfernt, auf dem Feldwege, der nach Guermantes führt, liegt ein einsames Wirthshaus, in welchem nur Fuhrleute und Reisende einkehren, deren Beutel es nicht erlaubt, beim Besitzer des „Bären", des besten Gasthofes in Lagny, einzusprechen.

Im Hauptsaale des Wirthshauses, der sehr geräumig zugleich zur Küche, zum Gesellschafts- und Schlafzimmer dient, finden wir einen alten Bekannten wieder, Vernier den Blaustrumpf.

Die Nacht ist im Hereinbrechen und trotz der außerordentlichen Hitze der Jahreszeit, flammt ein tüchtiges Feuer aus Rebholz und Reisbündeln zusammengeschürt im geräumigen Kamin, unter dessen Mantel Vernier Platz genommen.

Der Bandit ist ganz wie ein Fuhrmann gekleidet; sein neues blaulinnenes Staubhemd ist mit einem dreifachen, vielfarbigen Stickereibesatz verziert; an den Füßen trägt er weite Lederkamaschen, und um seinen gewichsten Filzhut flattern unzählige Bänder in allen Farben. Eine dicke Magd, mit rundem, frischem Gesicht und ungemein vollen Brüsten, scheuert in einem Winkel die zinnernen

Teller und kupfernen Gefäße, die glänzenden Zierrathen eines dem Kamin gegenüber angebrachten Schenktisches.

Die Magd und Vernier befinden sich allein im Saale; die anderen Bewohner des Wirthshauses sitzen auf zwei steinernen Bänken vor der Thür, um die frische Abendluft einzuathmen.

Wenn die dicke Magd einen Augenblick, um Athem zu schöpfen, mit dem kräftigen Scheuern der Schüsseln und Kasserollen inne hält, wirft sie theilnahmsvolle Blicke auf Vernier, der sich dann dem Feuer nähert und dumpfe Seufzer aus seiner Brust aufsteigen läßt.

Er ist ein sehr schöner Mann mit vollem und frischem Gesicht, das ein prächtiger dunkler Backenbart schmückt, der wohl geeignet ist, einer Wirthshausmagd den Kopf zu verdrehen. Ein stärkerer und lauterer Seufzer als alle vorangegangenen machte das dicke Mädchen schnell emporblicken; sie ließ den Scheuersandlappen und die zinnerne Schüssel, die sie eben in der Hand hielt, zu Boden fallen.

„Es geht also nicht besser?“ sagte sie zu Vernier.

„Im Gegentheil, es geht schlechter, gutes Fräulein!“ erwiderte der Bandit.

„Wollen Sie was?“ erwiderte die Magd, innerlich geschmeichelt, sich Fräulein nennen zu hören.

„Ich danke Ihnen, es wird schon besser.“

„Warum mußten Sie aber aufstehen? Wenn man krank ist, muß man im Bette bleiben.“

„Es war mir kalt und ich glaubte, die Kaminwärme würde mir gut thun.“

„Man muß gestehen, daß Sie nicht eben glücklich

sind, gleich bei der Rückkehr von der ersten Reise mitten auf dem Wege liegen zu bleiben; die Bänder auf dem Hut haben kein Glück gebracht."

„Ah, bah! das Unglück ist nicht groß; da ich meine Waaren untergebracht und ich selber jetzt im Trockenen sitze. Und dann können Sie mir glauben, daß ich nicht sehr böse bin, so schnell krank geworden zu sein, da es mir das Vergnügen Ihrer Bekanntschaft verschafft hat."

„Sie sind sehr gütig allerdings, mein Herr! . . . . Wie ist doch schnell Ihr Name?"

„Hieronymus Carré, Ihnen zu dienen, wenn ich's vermöchte, mein schönes Fräulein!"

„Ei, um diese Stunde den Galanten zu spielen! Es geht also besser?"

„Weit besser, das Feuer hat mir gut gethan, und vielleicht kann ich mich noch heute Nacht oder morgen am Tage auf den Weg machen."

„Das würde nicht klug sein."

„Ah, bah! auf gut Glück! ich will nicht ewig Junggeselle bleiben, und um mich zu verheirathen, muß ich noch manchen Pfennig sparen, hab ich Unrecht?"

„Das will ich damit nicht sagen, Herr Hieronymus! aber man muß doch vor Allem auf seine Gesundheit bedacht sein."

„Sie sind ein gutes Kind, Fräulein Magdalene, und wenn Sie wollten . . . ."

„Davon sprechen wir später, Schmeichler!" sagte die dicke Magd, vor Freude hocherröthend.

Die Ankunft eines Cabriolets, aus welchem zwei

fein gekleidete Personen stiegen, machte dem Zwiegespräch ein Ende.

Die beiden Neuangekommenen tauschten mit Vernier dem Blaustrumpf einen flüchtigen Blick der Zufriedenheit aus; nicht der Zufall hatte Salvador und den Vicomte mit Vernier hier zusammen geführt.

„Tränkt das Pferd und gebt ihm Hafer,“ rief Salvador dem Wirth und dessen Stallknechte zu, die sogleich den Befehl zu vollstrecken gingen.

„Ich habe einen verteufelten Durst,“ sagte der Vicomte zur Wirthin. „Wollen Sie nicht die Gewogenheit haben, uns eine Flasche Ihres besten Weins zu geben.“

Die Wirthin zündete ein Licht an und ging in den Keller.

Die dicke Magd war noch im Zimmer; sie hatte sich wieder an ihre Arbeit gesetzt, und verwandte keinen Blick von den Neuangekommenen, denn sie hatte noch nie so vornehmen Besuch gesehen.

„Fräulein Magdalene!“ rief Vernier kläglich: „wollen Sie mir wohl aus meiner Westentasche auf meinem Bette ein Packetchen holen?“

Die dicke Magd, hocherfreut, ihrem Hieronymus einen kleinen Dienst leisten zu können, stand eiligst von ihrer Arbeit auf und kletterte, so schnell es ihre ungewöhnliche Rundheit erlaubte, an einer Müllerleiter hinauf, die in's obere Stockwerk führte.

„Vortrefflich!“ sagte der Vicomte zu Vernier, als sie sich alle drei allein im Saal befanden, „Du bist auf deinem Platze!“

„Und ich kann, ohne den leisesten Verdacht zu erregen, bis zur nächsten Nacht, wenn es sein muß, hier bleiben; doch suchen Sie nur die Sache heute Nacht noch abzumachen."

„Daran ist nicht zu denken, erst morgen."

„Wie es Ihnen beliebt; ich bin's ganz zufrieden, mich einen Tag länger zu wärmen; ich fürchte nichts, meine Papiere sind in Ordnung; der Befehlshaber der Gensd'armerie, der sie durchgesehen, soll mir heute Abend ein Recept für mein verstelltes Fieber mitbringen, und ich mache der Magd den Hof, die mich in ihre Unterröcke verstecken würde, wenn mir etwas Unangenehmes zustoßen sollte."

„Vortrefflich! der Verabredung gemäß wirst Du Dich in der Nacht von morgen zu übermorgen, schlag zwei Uhr des Morgens, mit Deinem Wagen am bestimmten Orte einfinden."

„Ich werde mich pünktlich einfinden."

„Und wir unsererseits werden Dich pünktlich bezahlen; 10,000 Franks im Fall des Gelingens, 1000 im Fall des Mißlingens."

„Schön Dank, Sie können auf mich rechnen."

Der Wirth, seine Frau, sein Stallknecht und Magdalene traten zugleich in den Saal.

„Da ist Wein, meine Herren!" sagte die Wirthin, „und, ich schmeichle mir, guter."

„Wir zweifeln nicht daran," entgegnete der Vicomte, „aber erst wollen wir ihn kosten."

Und ohne weitere Umstände setzte er sich mit Sal-

vador an eine Ecke des großen Tisches, des Hauptmöbels im Saale.

Die Magd hatte kein Packet finden können.

„Da muß ich's verschoben haben,“ erwiderte der Bandit, um ihren Beileidsbezeugungen ein Ende zu machen.

Als der Stallknecht anzeigte, daß angespannt und vorgefahren wäre, warf Salvador einige Fünffrankenstücke auf den Tisch und verschwand mit dem Vicomte.

Bald waren sie im Gasthofe zum „Bären“ in Lagny angelangt, wo ihre erste Sorge auf eine tüchtige Mahlzeit gerichtet war.

„Aber sagen Sie mir, theurer Vicomte;“ begann Salvador, nach den ersten Gerichten, „wie soll denn eigentlich die Sache vor sich gehen?“

„Ich kann Ihnen, bester Freund! nichts Anderes sagen, als was Sie schon wissen, aber da kommt Jemand, der Ihre Neugier vollkommen befriedigen wird.“

Der neue Ankömmling war ein kleiner Greis, in einem nußbraunen Rocke, Beinkleidern von schwarzem Ratin; er trug eine weiße Piqué-Weste, blau-baumwollene Strümpfe, grobe Schuhe mit breiten Silberschnallen; sein Haar lag in dreifachem Scheitel.

„Herr Juste!“ rief Salvador.

„Er ist's,“ erwiderte der Vicomte; „es ist der brave und würdige Herr Juste, der uns heute zu unserem Glücke verhelfen wird.“

„Sie kommen gerade zu rechter Zeit, Herr Juste!“ sagte der Vicomte; „seit länger als einer Stunde quält

mich mein Freund um Aufklärungen, die Sie allein geben können."

„Vor einigen Tagen," begann Juste, „war ein reicher englischer Edelmann bei mir und zeigte mir an, daß sein Amsterdamer Correspondent, der auch der meine ist, ihm gemeldet habe, der größte Theil einer für ihn bestimmten Sendung Gold- und Silberspangen werde seinen Weg durch meine Hände nehmen. Da er mich nun ersuchte, dieselben, sobald sie angelangt wären, ihm hierher auf sein Landgut zu senden, so erbot ich mich, des wichtigen Gegenstandes halber, dieselben in eigner Person hierher zu bringen; der Engländer, ein Ehrenmann, ging sogleich auf meinen Vorschlag ein; ich ließ, als die Barren angekommen waren, den Herrn Vicomte davon benachrichtigen, damit er das Seine thun könnte, und jetzt handelt es sich nur darum, sich auf geschickte Weise der Barren zu bemächtigen."

„Aber Sie sagen gar nicht, welche Mittel hier anzuwenden sind," bemerkte Salvador.

„Geduld! Wer warten kann, erreicht Alles. Sie wissen, daß ich die Barren nur darum selbst herbeischaffte, um zu sehen, wo man sie unterbringen würde; ich muß Ihnen nun noch meine desfalsigen Beobachtungen mittheilen."

„Die Barren liegen in einem Geheimzimmerchen, das an ein Schlafzimmer stößt, welches zu einem freiliegenden Pavillon gehört; dieses Zimmer, wie der ganze übrige Pavillon, ist gegenwärtig unbewohnt; die Barren, in mehrere Kästchen verschlossen, befinden sich nahe an einer Kommode, unter einem alten Teppiche; mittelst einer

Leiter kann man sehr leicht in das Pavillonzimmer steigen, dessen Fenster nach der Landstraße gehen. Ist die Thür des Geheimzimmers zu, so muß man sie mit Werkzeugen öffnen, mit denen Sie sicherlich versehen sind."

„Sehr wohl," entgegnete Salvador, „der Plan ist vortrefflich angelegt, und wenn er eben so ausgeführt wird, dann ist das Gelingen unfehlbar."

Am anderen Tage schweiften Salvador und der Vicomte, von dem Gastwirthe zum „Bären", der den hochadeligen Herren zum Führer dienen wollte, in der Umgegend umher, angeblich eines Güterankaufs halber. Mit einbrechender Nacht kehrten sie in ihren Gasthof zurück, theilten noch ein prächtiges Mahl mit ihrem Wirthe und fuhren alsdann in ihrem Cabriolet ab.

Es schlug an der Gemeindeuhr des Dörfchens Guermantes zwei Uhr, als sie an dem Hause anlangten, welches geplündert werden sollte. Die Nacht war ruhig; nur von Zeit zu Zeit hörte man das Bellen des Wachthundes auf einer fernen Meierei. Am bezeichneten Orte trafen Vernier der Blaustrumpf, Salvador, der Vicomte und Juste zusammen. Juste übernahm das Cabriolet, nachdem Salvador und Lussan die nöthigen Werkzeuge aus einem Koffer genommen hatten, zwei blaue Staubhemden, welche sie sogleich anlegten, Waffen, Nachschlüssel und eine äußerst künstlich gearbeitete Strickleiter.

Im Innern des Hauses war kein Licht mehr, als der günstige Augenblick zum Handeln gekommen.

Salvador warf mit ungemeiner Geschicklichkeit die Strickleiter auf den Balkon des Fensters, durch welches

er in das Haus gelangen mußte, und als er sich ihres festen Haftens versichert hatte, begann er mit der vollen Behendigkeit eines Eichhörnchens seine gefährliche Luftreise. Der Vicomte stand am Fuße der Mauer, bereit, sich bald nach Salvador's Eintritt in das Haus zu derselben Fahrt anzuschicken.

Vernier der Blaustrumpf ging auf der Landstraße neben seinem Güterwagen, sein Pfeifchen schmauchend, auf und nieder.

Bald hatte Salvador das Fensterbrett erreicht; mit Hülfe des Diamanten in seinem Wappenringe hob er geräuschlos den größten Theil einer Fensterscheibe aus, langte dann mit seinem Arme durch die Öffnung und öffnete ohne Schwierigkeit das Fenster; er schwang sich in das Zimmer.

Da er es für unbewohnt hielt, ging er furchtlos auf die Thür los, die nach Juste's genauen Angaben in das Geheimzimmer führte, worin die Barren lagen.

Das Poltern seiner Stiefeln auf dem getäfelten Fußboden und das Knistern der Zündhölzer, womit er ein Wachslicht anzündete, weckte zwei Frauen auf, welche in zwei dicht neben einander stehenden Betten in einem Alkoven schliefen, der dem Fenster, durch das er eingestiegen, gerade gegenüber lag.

Beide Frauen stießen beim Anblick des fremden und so sonderbar gekleideten Mannes einen durchdringenden Schrei aus und warfen sich auf Grund einer maschinenmäßigen Bewegung hinter das Bett.

„Schweigt, zum Teufel!" rief Salvador, „schweigt oder Ihr seid des Todes!" Und da die Frauen in fieber-

hafter Erregung und ihrer Sinne nicht mächtig, immer noch schrieen, langte er denselben Dolch, womit er Roman ins Grab befördert, aus seiner Rocktasche und stürzte auf sie los, um sie zu morden.

„Gott, mein Mann!“

„Meine Frau!“

„Der Marquis von Pourrières!“

Dieser dreifache Ruf ertönte zu gleicher Zeit.

„Mein Herr! mein Herr!“ rief Lucie, „tödten Sie uns nicht, wir wollen nichts sagen, ich verspreche es Ihnen!“

Das arme Weib war blässer als eine Leiche; sie vermochte ihr Auge von ihrem Gatten nicht abzuwenden, dessen gemeine Kleidung nur zu deutlich seine verbrecherischen Absichten verrieth.

Laura hatte sich hinter ihrem Bette verschanzt und zitterte an allen Gliedern: sie sagte nichts.

Der ganze Vorgang war das Werk einiger Augenblicke.

Salvador stürzte nach dem Fenster hin; der Vicomte von Lussan hatte den Frauenschrei gehört; in der Besorgniß, er könnte von den übrigen Bewohnern vernommen werden, und auch, um seinen Freund nicht einem ungleichen Kampfe zu überlassen, kletterte er auf der Leiter empor.

„Rettet Euch,“ flüsterte Salvador seinem Mitschuldigen zu, „die Sache ist mißlungen. In einigen Minuten bin ich wieder bei Euch.“

Der Vicomte zog sich sogleich zurück und Vernier der Blaustrumpf gab seinen Pferden die Peitsche.

Salvador kehrte zu den Frauen zurück, die fast versteinert noch keines Wortes mächtig waren.

„Es ist nicht mein Wille, gnädige Frau!" begann er zu Lucie gewandt, „Ihnen den Grund zu verheimlichen, der mich in dieses Haus geführt hat; übrigens glaubte ich nicht, Sie hier zu finden: meine Kleidung, die ungewöhnliche Art meines Eindringens in dieses Zimmer haben Sie hinlänglich über meine Absichten aufgeklärt; ich bin über das Vorgefallene betrübt und erfreut zu gleicher Zeit; es betrübt mich, Ihnen einen Ihrer Gesundheit sehr leicht nachtheiligen Schreck eingejagt und Achtung und Freundschaft verloren zu haben, auf welche mir jetzt allerdings kein Recht mehr zusteht; ich bin erfreut, durch Ihre Nähe am Rande eines Abgrundes stehen geblieben zu sein, in welchen mich Anderer unseliger Rath stürzen wollte. Sind Ihnen erst die Gründe meines Betragens bekannt, dann werde ich Ihnen gewiß weniger schuldig erscheinen als jetzt; ich hoffe also, daß weder Sie noch Ihre Freundin zu irgend Jemanden von dem Vorgefallenen sprechen werden. — Übrigens werde ich die Ehre haben, mich morgen bei Sir Lambton vorzustellen."

Nach diesen Worten überließ Salvador die Frauen ihrem sprachlosen Erstaunen und entfernte sich durch das Fenster.

Er suchte Juste und den Vicomte auf, die langsam mit ihrem Cabriolet auf der Straße nach Paris hinfuhren.

Vernier hatte mit seinem Wagen eine andere Richtung genommen.

Salvador hatte Laura's letzte briefliche Einladung, welche Lucie ihm zu lesen gegeben, nur eilig durchflogen und war, da auch der Wucherer nebst dem Vicomte sich wohl gehütet hatten, den Namen Sir Lambton auszusprechen, mit der Lage und dem Namen des Gutes, das Laura's Oheim gehörte, völlig unbekannt geblieben; daher sein Erscheinen in Laura's Zimmer nichts Befremdendes haben kann.

Als die Freundinnen wieder allein waren, verharrten sie lange sprachlos.

Lucie verhüllte ihr Engelsantlitz mit ihren weichen zitternden Händen, ihre schönen dunklen Haare flossen aufgelöst über ihre nackten Schultern nieder; sie weinte so bitterlich, daß ihr das Herz in der Brust hätte springen mögen.

Laura saß einige Schritte von ihr entfernt auf einem Sessel und betrachtete sie schweigend, Thränen rannen über ihre vom Schreck gebleichten Wangen. Das zauberische Mondlicht allein erhellte die Trauerscene.

Laura erhob sich langsam von ihrem Sitze und näherte sich ihrer in den tiefsten Schmerz versenkten Freundin, die ihre geringe Lebenskraft nur zum Leiden erhalten zu haben schien.

„Arme, arme Freundin!" sagte sie.

Lucie schlug ihre thränenfeuchten Augen zu Laura auf.

„Du entsetzest Dich also nicht vor mir?" antwortete sie ihrer Freundin.

„Großer Gott! warum sollte ich mich vor Dir entsetzen?" rief Laura, flog ihrer Freundin in die Arme

und drückte sie mit Inbrunst an ihr Herz, „solltest Du um eines Fehlers Willen leiden, der nicht der Deine ist, oder steht unsere Freundschaft auf so schwachem Grunde, daß sie beim ersten Unfall schon erschüttert werden muß?"

„O, nein!" entgegnete Lucie, „Du sollst nicht aufhören, mich zu lieben, Deine Freundschaft ist mein einziges noch übriges Erdengut."

„Und sie wird Dir immer bleiben, das verspreche ich Dir."

Laura's Betheuerungen beruhigten Lucie einigermaßen; das arme Weib war etwas weniger unglücklich, nachdem sie wußte, daß sie auf die uneigennützige Hingebung der Gefährtin ihrer Jugendjahre rechnen durfte.

„Wer weiß," sagte Laura, „ob Du nicht eines Tages die Vorsehung für den heutigen Vorfall wirst segnen müssen; ich glaube an die Wahrheit der Worte Deines Mannes, daß Deine Nähe ihn am Rande des Abgrundes festgehalten, in welchen Verführung ihn hinabreißen wollte. Nun! er liebt Dich, Du wirst mit ihm sprechen, und Du darfst die Hoffnung hegen, daß, sobald er Deine Mutterschaft erfahren, sein ganzes Bestreben dahin gehen wird, den von den Urältern ererbten Namen seinem Kinde unbefleckt zu erhalten."

„O! möchten Deine Vermuthungen, theure Laura! sich verwirklichen! allein ich hoffe nichts. Mein Mann, siehst Du, ist anders, als er erscheint. Es giebt in seinem Leben, davon bin ich jetzt fest überzeugt, irgend ein unseliges Geheimniß, das ich früher oder später erfahren werde. Großer Gott! warum folgte ich dem Rathe des Doktor Mattéo nicht?"

„Du thatest nur, meine liebe Lucie! Deine Pflicht; Du konntest einem Briefe keinen Glauben schenken, der von keinen bestimmten Thatsachen sprach; dazu kam, daß der Verfasser des Briefes durch seine Flucht sich selbst verdächtigte.“

„Laura, meine liebe Laura!“ rief Lucie, „wie sehr verpflichtest Du mich zu Dank durch Deine Bemühungen, mich zu trösten; aber sie sind vergeblich. Verbunden auf ewig mit einem Diebe, vielleicht einem Meuchelmörder! Ach! das giebt mir den Tod!“

„Lucie! Lucie!“ entgegnete Laura in feierlichem Tone, „hast Du ganz vergessen, daß Du Mutter werden wirst?“

„O nein, großer Gott! Es ist wahr, wer sollte sich, wenn ich stürbe, des unschuldigen Wesens annehmen, das ich unter meinem Herzen trage!“

„So ist es hübsch, theure Lucie! Gott kann nicht wollen, daß Du ewig unglücklich seist.“

Als das junge Weib diese einfachen Worte sprach, schien sie von ihrer Wahrheit so durchdrungen, ihre Stimme klang so bewegt, der Ausdruck ihres gen Himmel gerichteten Blickes war so inniges Vertrauen, daß die arme Lucie sich tief ergriffen und getröstet fühlte.

„Ich glaube Dir,“ sagte sie zu ihrer Freundin, „ja es ist mir ein Herzensbedürfniß, Dir zu glauben.“

„Niemand,“ antwortete Lucie, „darf von dem Vorgange in der heutigen Nacht das Geringste erfahren, und um durch die Blässe unserer Gesichter Deinen Oheim zu keinen Fragen zu veranlassen, wollen wir noch einige Stunden schlafen.“

Laura räumte nun die Fensterscherben bei Seite, zog die Strickleiter herauf und half ihrer leidenden Freundin zu Bette. Es war schon hoch am Tage, als beide Freundinnen noch in tiefem Schlummer lagen. Endlich trat Sir Lambton in ihr Schlafgemach und weckte Beide, um Ihnen die Ankunft eines Gastes anzuzeigen.

„Rathet!" sagte Sir Lambton zu den Frauen.

„Mein Mann!" rief Laura, und ein freudiges Entzücken erhellte ihr liebes Antlitz.

„Er ist es und kein Anderer," erwiderte Sir Lambton.

Nach einigen Augenblicken lagen sich die jungen Eheleute hochentzückt in den Armen.

„Glückliche Laura!" flüsterte Lucie Servigny's Gattin zu.

„Ja, ich bin glücklich," erwiderte ihr Laura eben so leise, „und dennoch vergiftet die Ahnung eines möglichen Unglücks meine Tage und Nächte; ach, arme Freundin! wir arme Wesen haben Alle unser Kreuz zu tragen."

„Du auch? theure Laura! ist Dein Mann...?"

„Paul besitzt alle gute Eigenschaften und dennoch... ich werde Dir ein Geheimniß mittheilen, das ich Dir bisher verschwieg, weil ich Dich nicht betrüben wollte; dann wirst Du sehen, daß Du nicht allein beklagenswerth bist."

Das Dazwischentreten der beiden Männer brach das Gespräch der Frauen ab.

Einige Tage später erhielt Lucie von ihrem Gatten einen Brief, welcher die nochmalige Anzeige seiner

Ankunft enthielt. Lucie theilte denselben ihrer Freundin mit und bat dieselbe um ihren Rath.

„Du mußt nicht zu streng sein," sagte Laura, „seinem Briefe nach zu urtheilen scheint Dein Mann die ganze Abscheulichkeit seines Verbrechens zu begreifen, da er es gar nicht unternimmt, sich zu entschuldigen; der Demüthige ist schon der Reue nahe, wenn nicht gar schon der Reumüthige selber."

„Ich werde Deinem Rathe folgen, theure Laura! und mit ihm sprechen, Gott wird gewiß das Geschenk der Überzeugung nicht vorenthalten wollen."

Am anderen Tage stellte sich Salvador Sir Lambton vor; Servigny war in Geschäften nach Lagny gereist. Salvador, welcher aus leicht begreiflichen Gründen nicht lange bleiben wollte, mußte endlich den dringenden Bitten Sir Lambton's, mit welchen die beiden Frauen, die sich seiner Verlegenheit erbarmten, die ihrigen verbanden, nachgeben und das Versprechen leisten, einige Tage zu verweilen.

„Herr Marquis von Pourrières," sagte Sir Lambton nach einiger Zeit, als ein junger Mann in den Saal trat, „ich habe die Ehre, Ihnen meinen Neffen vorzustellen."

Salvador stand eiligst von seinem Sitze auf und verneigte sich vor Servigny.

Als beide Männer einander nun dicht gegenüberstanden, wichen sie plötzlich zurück, gleich als hätten sie Beide auf Schlangen getreten.

Sie hatten sich wiedererkannt.

Die Frauen schwiegen, obgleich ihnen die Bewegung

der beiden Männer nicht entgangen war; nur Sir Lambton fragte, ob sie sich schon bekannt wären; ein Augenblick reichte zu Beider Sammlung hin.

Salvador erwiderte zuerst mit großer Kaltblütigkeit:

„Ich habe heute zum ersten Male das Glück, Herrn Paul Féval zu sehen, aber ich gestehe, Ihr Neffe ist einem Italiener, mit welchem ich während meines Aufenthalts zu Venedig bekannt wurde, dergestalt ähnlich, daß ich schon darum bei seinem Anblick ein Gefühl des Erstaunens nicht zurückzuhalten vermochte, weil jener Mann schon längst todt ist.

Servigny glaubte seinerseits Salvador nicht sogleich Lügen strafen zu dürfen, und Sir Lambton, der auf seine Frage eben kein besonderes Gewicht gelegt hatte, war durch die erhaltene Antwort vollkommen zufrieden gestellt.

Mit den Frauen verhielt es sich anders.

„Sie kennen sich," bemerkte Lucie zu Laura, „ach! das macht mich noch weit unglücklicher!"

Um ihre unglückliche Freundin zu trösten, theilte Laura Lucien die früheren Lebensschicksale ihres Mannes mit, was diese über die Möglichkeit einer Bekanntschaft beider Männer vollkommen aufklärte.

Die beiden Damen wußten Sir Lambton auf eine feine Weise gleich nach dem Kaffee, den man in reichvergoldeten Tassen geschlürft hatte, zu einem Spaziergange zu bewegen, so daß es Servigny und Salvador gelang, sich allein über ihre Schicksale von dem Augenblicke der Trennung in Beausset an ungestört zu un-

terhalten. Anfangs erhitzten sich die beiden Gemüther durch gegenseitige Verdächtigung, am Ende aber gelang es Salvador, sein Leben durch eine auf das Geschickteste erlogene Erzählung in Servigny's Augen vollkommen zu rechtfertigen, so daß ihm Servigny versprach, selbst das Vorhandensein eines Sohnes aus früherer Zeit vor Frau von Pourrières zu verschweigen.

Als Sir Lambton mit den Damen vom Spaziergange, auf welchem sie eine durch Brandschäden verarmte Familie unterstützt hatten, zurückgekehrt war, spielte er mit Salvador Billard. Da dieser Anfangs im Zuge des Gewinnens blieb, konnte Sir Lambton, der sich als Engländer für einen sehr guten Spieler hielt, ein Gefühl des Unwillens nicht unterdrücken, das sich bald zu einem Ausbruche des Zornes steigerte. Salvador schlug vor, um Geld zu spielen und dadurch das Interesse am Spiele zu erhöhen. Sir Lambton willigte ein und nun änderte Salvador plötzlich die Scene; er ließ, aus Gründen, die wir später mittheilen werden, den Engländer in Kurzem 3000 Franken gewinnen und stellte so die gute Laune desselben nicht nur gänzlich wieder her; sondern erwarb sich auch dessen volle Gunst. Beide schieden entzückt von einander, um der Nachtruhe zu pflegen.

Lucie, fest überzeugt, daß ihr Mann sie vor dem Schlafengehen noch aufsuchen würde, war wach geblieben und mit Lesen beschäftigt.

„Ich erwartete Sie, mein Herr!" sagte sie zu ihm, als er in ihr Zimmer trat, „nehmen Sie gefälligst Platz."

Salvador gehorchte schweigend.

„Sind Sie, mein Herr! geneigt, mich aufmerksam anzuhören?" fuhr Lucie nach einigen Augenblicken peinvollen Schweigens fort.

„Gnädige Frau!" nahm Salvador das Wort, „ich war nicht zu meiner Rechtfertigung, die ich selbst für unmöglich halte, erschienen, sondern einzig in der Absicht, Sie über die Ereignisse aufzuklären, die mich dem Abgrunde nahe führten, in welchen ich ohne Ihre Nähe unfehlbar gestürzt wäre, indem ich mich zum ersten Male in meinem Leben eines Verbrechens schuldig gemacht hätte."

„Da Sie mir aber etwas mitzutheilen haben, werde ich mit meinen Erklärungen warten, bis Sie geendet haben."

„Ich könnte Sie, mein Herr!" begann Lucie wieder, „mit der Drohung, die neulichen Vorgänge zu veröffentlichen, zur Einwilligung in eine Scheidung zwingen; davon sind Sie überzeugt, nicht wahr?"

„Durchaus, gnädige Frau!" erwiderte Salvador, von dem festen Willen, der sich in Luciens Worten aussprach, sichtlich beunruhigt.

„Beruhigen Sie sich, mein Herr!" fuhr Lucie fort, „von alle dem liegt Nichts in meiner Absicht: mein Geschick ist vor Gott und den Menschen mit dem Ihrigen vrrknüpft worden und ich halte es nicht für gut, die durch unsere heilige Religion geknüpften Bande zu lösen. Ich werde also unter allen Umständen Ihre Gattin bleiben, und sind mir neue Prüfungen vorbehalten, läßt mich Ihr künftiges Betragen Ihre Vergangenheit nicht vergessen,

nun wohl! so werde ich drüben einen gerechten Richter meiner irdischen Leiden finden."

„Ach, gnädige Frau!" rief Salvador, „entfernen Sie diese trüben Gedanken aus Ihrer Seele. Treulosen Rathschlägen folgend, war ich im Stande einen Augenblick zu vergessen, daß ich der Marquis von Pourrières bin und die Ehre habe, Ihr Gemahl zu sein; aber glauben Sie mir, mein Herz ist nicht bis zur Unfähigkeit herabgesunken, Ihren edlen Sinn in vollem Maaße zu würdigen."

„Wenn dem so ist, mein Herr! dann dürfen wir noch auf glückliche Zeiten hoffen; ich vergesse gern das Böse; nie soll Sie ein Wort aus meinem Munde an die neulichen Vorgänge in diesem Zimmer erinnern; aber beim Himmel! bei dem, was Ihnen hienieden das Theuerste ist! wenn Sie jemals wieder auf Anderer Verlockungen eingehen könnten, dann erinnern Sie sich, daß Sie den mörderischen Stahl auf ein Weib gezückt, das Sie liebt, auf ein Weib, das Sie zum Vater machen wird ..."

Diese letzten Worte trugen eine so herzzerreißende Betonung, daß sich Salvador, trotz der dreifachen Umhüllung seines Herzens beinahe bewegt fühlte.

„Das eben wollte ich Ihnen sagen, mein Herr!" fuhr Lucie fort, „Sie werden bald Vater werden, Sie haben bald nicht mehr allein Ihre Ehre zu vertheidigen. Sie vertreten von diesem Augenblicke an die Ihres Sohnes, den Ihnen der Himmel schenkt, und dem Sie einen fleckenlosen Namen bewahren müssen. Das werden Sie nicht vergessen, nicht wahr?"

„Nein, meine Gnädige! nein, ich werde das nie vergessen.“

Vielleicht leistete Salvador dieses Versprechen aus aufrichtigem Herzen; wenn auch später der Einfluß, der ihn beherrschte, Alles wieder in Vergessenheit brachte; — denn es giebt in jedem Menschenherzen, selbst in dem verdorbensten, Saiten, welche klingen, wenn sie nur von zarter und geschickter Hand berührt werden, gewisse unaustilgbare Gefühle, die am schlagendsten den göttlichen Ursprung des Menschengeistes beweisen.

Salvador erhob sich von seinem Sitze, ging einige Minuten lang im Zimmer auf und nieder und fuhr dann also fort:

„Meine Gnädige! Ich habe mich noch einer Pflicht gegen Sie zu entledigen. Ich muß offen gestehen, daß meine natürlichen guten Eigenschaften in Folge unserer gesellschaftlichen Bildung durch den Keim eines Lasters verdunkelt worden, das ich lange vor Ihnen zu verbergen wußte. Um es kurz zu sagen, ich bin ein Spieler, und erröthe, indem ich dieses Geständniß ablege. In den gewöhnlichen Lebensverhältnissen ist der Spieler bisweilen ein ausgezeichneter Gatte, ein guter Vater, ein hingebender Freund; sitzt er aber erst vor dem grünen Tische mit den Karten in der Hand, so vergißt er Weib, Kind, Freund und denkt einzig an die wunderlichen Fügungen des Zufalls. Wenn Sie ihm sagen, daß seine Mutter im Sterben liegt, daß seine Familie dem entsetzlichsten Elende Preis gegeben ist, daß sein bester Freund getödtet worden, so hört er nicht auf Sie; sprechen Sie aber zu ihm von der Möglichkeit, die Bank zu sprengen, von der vortheilhaftesten Art, die Zahlen zu-

sammenzustellen, von dem Mittel, die unseligen Wechsel der rothen und schwarzen Nieten zu neutralisiren, so wird er ganz Ohr sein. Er steht nicht still, wenn die Mittel zur Befriedigung seiner unseligen Leidenschaft ihm fehlen; er setzt Alles für ihren Erwerb auf's Spiel, sein Leben, das seiner Nächsten, sogar seine Ehre. So erging es mir. Unglückliche Unternehmungen hatten mir einen Theil meines Vermögens entrissen, aber das Gerettete war noch mehr als hinreichend für mich, um damit die Stellung in der Welt zu behaupten, zu welcher mich meine Abkunft berechtigt, als der Zufall mich in eins jener verworfenen Spielhäuser führte, die trotz der Verfolgungen der Polizei allezeit geöffnet sind."

„Gold und Papiergeld rollte vor meinen Blicken vorüber; die Stimme eines bösen Geistes raunte mir zu: ich könnte, ein unbedeutendes Sümmchen auf's Spiel setzend, die erlittenen Verluste durch Gewinnst vergessen machen. Ich gehorchte der Stimme und spielte, gewann und verlor abwechselnd, und durchwanderte in kurzer Zeit alle Zustände der Freude, Hoffnung und Verzweiflung."

Salvador war ein so vollendeter Schauspieler, daß der Ausdruck seines Gesichts, während er sprach, das gräuliche Gemälde vervollständigte, das er eben vor den Blicken seiner erschrockenen Gemahlin aufgerollt hatte. Seine Blicke schweiften unstät umher, seine Wangen waren bleich, sein Haar, dunkler als Ebenholz, sträubten sich auf seinem Haupte.

Lucie weinte bitterlich.

Nachdem Salvador sich mehrmals wild an die Stirn geschlagen, fuhr er fort:

„Eines Tages, als ich von Neuem mein Glück versuchen wollte, fand ich meine Kasse leer. Da kam einer meiner elenden Spielgesellen zu mir und schlug mir einen Plan vor, mit dessen Ausführung Sie bekannt geworden. Die Gewalt meiner Leidenschaft und die Zauberkünste seiner Beredsamkeit machten, daß ich als Opfer fiel."

„Und werden Sie mir nun glauben, daß ich, weil ich Sie bis zum Wahnsinn liebe, weder mich Ihnen zu entdecken, noch den Glanz im Geringsten zu mindern vermochte, womit ich Sie bei unserer Stellung in der Welt zu umgeben gewohnt war?"

„Von dem Augenblicke an, wo der Blick eines engelreinen Weibes einen verbrecherischen Gatten begegnete, entfernte ich meinen Mitschuldigen, und indem ich mit völliger Geistesklarheit meine gräßliche Lage durchschaute, gelobte ich mir hoch und theuer, nie wieder ein Spiel anzurühren, ach! und diesen Schwur brach ich heute Abend."

Salvador erzählte nunmehr Lucien alles zwischen ihm und Sir Lambton Vorgefallene.

„Ich glaube Alles, was Sie mir gesagt," entgegnete Lucie; denn zu tief fühlte ich die Wahrheit Ihrer Aussagen an dem erschütternden Ausdruck Ihrer Stimme, ja Ihres ganzen Wesens; aber es bedarf nunmehr kräftiger Maßregeln...."

„Sprechen Sie, meine Gnädige! was soll ich thun?"

„Wenn ich Sie richtig verstanden, so sind Sie ganz zu Grunde gerichtet."

„Nein, meine Gnädige! das gerade nicht; doch ist

ein Theil meiner Einkünfte verpfändet, auf meinen Gütern lasten Hypotheken; allein ich kann mich mit meinen Gläubigern noch setzen, und durch mehrjährige Sparsamkeit meinen zerrütteten Vermögenszuständen wiederaufhelfen."

„Nun wohlan! Gott gebe Ihnen Kraft dazu. Auf die Verschwiegenheit meiner Freundin darf ich rechnen; meinerseits ist Ihnen Alles vergeben, und nie soll ein Vorwurf über meine Lippen dringen."

„Engel des Himmels!" rief Salvador, mit herzgewinnender Stimme, und drückte Luciens Hände zärtlich in den seinigen.

Mehr von der tiefen Reue ihres Gatten als dem zärtlichen Händedruck gerührt, entgegnete Lucie:

„Es ist, wie die heilige Schrift sagt, mehr Freude im Himmel über einen Sünder, der Buße thut, als über zehn Gerechte, die nie gesündigt haben; so soll diese Himmelsfreude auch bei uns einkehren, und um Ihnen einen Beweis meiner Verzeihung wie meiner aufrichtigen Freude über Ihre Sinnesänderung zu geben, stelle ich, um Sie ruchlosen Wucherern zu entziehen, mein ganzes Vermögen zu Ihrer Verfügung; um Ihnen aber auch den Weg der für Ihre Verhältnisse gewiß sehr heilsamen Sparsamkeit meinerseits zu eröffnen, verzichte ich freiwillig auf das glanzvolle Leben in der Hauptstadt, und bitte Sie herzlich, mich nach dem Schlosse Pourrières oder auf irgend ein anderes Landgut zu begleiten."

„O! meine Gnädige!" erwiderte Salvador, „wie kommen Sie doch allen meinen Wünschen mit Ihren süßen Befehlen entgegen! Wo es auch sei, ich werde mich

immer an der Seite eines solchen Engels stark genug fühlen, meine Leidenschaft zu überwinden, ja der ganzen Welt, hätte sie sich gegen mich verschworen, siegreich Trotz zu bieten."

Noch einmal ergriff Salvador hochbegeistert die Hand seiner von der ganzen Zaubergewalt des Glaubens und der Liebe hingerissenen Gemahlin, drückte glühende Küsse darauf, und schied mit einem Blicke der reinsten und tiefsten Zärtlichkeit von ihr. Wir aber wollen ihm auf sein Zimmer folgen und ihn in einem Selbstgespräche belauschen.

Nachdem er sich entkleidet, zündete er sich eine Cigarre an, rückte einen Lehnstuhl à la Voltaire an sein Fenster und setzte sich nieder.

Am blauen reinen Himmel strahlten Tausende glänzender Sterne. In die tiefe Stille der Nacht hinaus flüsterten nur die Blätter der hohen Bäume, welche Sir Lambton's Wohnsitz umschatteten. Ein laues, mit Wohlduft getränktes Lüftchen, wie ein leiser Segenshauch des Abendwindes dahingetragen, brachte Salvador's Geruchsnerven in angenehme Erregung.

„Wahrlich!" begann er, indem er die wunderlichen Kreisverschlingungen des Cigarrendampfes hoch in die Luft blies, „der Aufenthalt auf dem Lande ist äußerst angenehm; ich liebe diese ruhigen, sternenhellen Nächte, die hohen Bäume mit dem grünen Blätterwerk, die Wohldüfte des sanft kühlenden Abendwindes, den Gesang der Nachtigall, die auf dem schwingenden Zweigelchen sich auf und niederwiegt, der Grille Zirpen im dichten Grase, des langbeinigen Heupferdes leises Summen, das mit

seinen langen blauen Flügeln schüchtern an der Silberfläche eines friedlichen Sees hinstreift, ich liebe alle diese geheimnißvollen Harmonieen, die ihres Schöpfers Lob in unbekannten Zungen zu singen scheinen."

„Ei! Ei!" rief Salvador, nachdem er obige Worte feierlich zu Ende gesprochen, „nun soll man mir noch einmal sagen, daß die Lesung der Zeitromane schädlicher als nützlich ist; ich würde den Flegel, der mir solch' eine Sprache hielte, gut ansehen; die ganze Herrlichkeit ist aus dem neuesten Werke eines unserer berühmtesten Blaustrümpfe gestohlen, und meiner tugendhaften Gemahlin würden sie sicherlich heiße Thränen entlocken."

„Ich müßte nun eigentlich ihrem Rathe folgen, allem Zauber des Pariser Lebens ein Lebewohl sagen, und an ihrer Seite dem Landleben huldigen; vielleicht auch würde sie mich durch ihr Beispiel für die Tugend wieder gewinnen. Gott! tröstete sie mich ja, bahnt der Reue einen breiten Pfad.... Nun! Es ist zu spät; ich, Salvador, sollte die Tugend lieben, ich, fern von Geräusch und Pracht auf dem Lande leben? nein, das ist unmöglich! Ich bedarf eines thätigen, bewegten Lebens, um mein vergangenes Leben nicht überdenken zu dürfen."

Erst, als der junge Morgen schon aufdämmerte, sank Salvador in Schlummer.

Servigny hatte noch denselben Abend Lauren Alles mitgetheilt, was sich auf sein früheres Verhältniß zu Salvador bezog, und seine Gattin darauf besonders aufmerksam gemacht, daß der Galeerensclave hochblondes Haar gehabt habe, während nunmehr das des

Marquis tiefschwarz sei, jedenfalls also ein Geheimniß hinter dieser sonderbaren Veränderung verborgen liege. Laura erzählte ihrem Gatten das zuletzt von Salvador beabsichtigte Verbrechen, und Beide kamen endlich darin überein, die ohnehin schon halbzerbrochene Lucie durch Eröffnungen über Salvador's wahren Charakter nicht noch vollends zu vernichten, vielmehr vor der Hand das tiefste Schweigen zu beobachten, und einzig der Erhaltung ihres Vermögens die volle Aufmerksamkeit ihrer Freundes-Theilnahme zuzuwenden, und so verlassen wir sie denn einen Augenblick lang in dieser edlen Bestrebung.

V.

Wie ein englischer Kutscher sich seiner Peitsche bediente.

Silvia bewohnte immer noch das Fürstenhôtel; Salvador sorgte reichlich für alle ihre Bedürfnisse. Da sie aber einigen Personen der feinen Pariser Welt abgemerkt hatte, daß man mit sehnsüchtiger Neugier der Eröffnung ihres eigenen Hôtels entgegensähe, so wollte sie auch nicht länger hinter ihrer Nebenbuhlerin, wie sie die Gräfin von Neuville zu nennen gewohnt, zurückbleiben; auch war sie nicht dazu gemacht, auf die Ausführung eines einmal gefaßten Entschlusses zu verzichten.

Sie benachrichtigte also ihren Geliebten, daß sie das einsame Leben, zu dem man sie gegenwärtig verdammt, nicht länger führen könnte, und fest entschlossen wäre, auf die Anerbietungen eines reichen Ausländers einzugehen, wenn Salvador noch weiterhin mit seiner Ankunft in Paris und der Erfüllung seiner ihr gegebenen Versprechungen zögern wollte.

Salvador war also gezwungen, Sir Lambton's Landsitz zu verlassen; da er aber für Silvia und den Wucherer Juste Geld brauchte, ließ er kurz vor seiner Abreise seine Gemahlin um eine geheime Besprechung

auf ihrem Zimmer bitten, die ihm auf Grund der wenigstens scheinbaren Wiederaussöhnung beider Gatten gern bewilligt wurde.

Unter allen das Menschengeschlecht entehrenden Leidenschaften ist die des Spieles unstreitig die entsetzlichste, dauerhafteste und folgenreichste. Der Spieler, seinem Wesen nach unter die Polypen gehörig, trägt kein Herz in seiner Brust. Er kennt weder Familie, noch Vaterland; er würde, wenn er es vermöchte, das ganze Weltall für ein letztes Spiel hingeben. In seinen gewöhnlichen Lebensbeziehungen ist er kalt und einsilbig; am grünen Spieltische aber lebt er auf, zumal wenn er das sehnsüchtig begehrte Gold schimmern sieht und die näselnde Stimme des Bankiergehülfen ihm die feierlichen Worte in das Ohr flüstert: „Mein Herr, das Spiel hat begonnen, richten Sie das Ihre an.“

Dann wird er wie von einem elektrischen Funken berührt, seine Wangen färben, seine Augen beleben sich, keuchend folgt er den wunderlichen Gängen der elfenbeinernen Kugel, mit weit geöffnetem Munde stiert er auf die schwarze oder rothe Karte hin, welche über sein Schicksal entscheiden soll.

Ist der Wurf ihm günstig, so wird ein widriges Hohnlächeln seine Lippen verzerren, wenn er dagegen verliert, wird er roth oder bleich, je nachdem er von Natur aus hitzig oder kalt ist; sein Gesicht nimmt abwechselnd alle Regenbogenfarben an.

Und dieser verwüstenden Leidenschaft zu vergeben sind, in Folge einer der vielen wunderlichen Launen des Menschenherzens, die Frauen fast immer am geneigtesten.

So war es ein Trost für Lucien's schwer heimgesuchtes Herz, daß sie sich sagen durfte: nur eine unbesiegbare Leidenschaft habe ihren Gatten einen Augenblick lang irre leiten können und er sei kein Dieb oder gemeiner Verbrecher; auch waren die lebhaften Betheuerungen seiner Reue ihr noch in lebendigem Angedenken, und sie festete an ihnen, wie am sichersten Hoffnungsanker.

Der Marquis sprach seine Gemahlin um eine Summe von 300000 Franken an; damit wollte er sein Besitzthum einlösen, einen Theil seiner Einkünfte flott machen und seine dringendsten Gläubiger befriedigen, um einen guten Ruf in Paris hinterlassen und dann auf seinen Gütern in Frieden leben zu können.

Lucie begriff das Zarte seiner Lage vollkommen und indem sie ihren Gatten mit einem zärtlich bekümmerten Blicke ansah, den er ohne eine Spur innerer Bewegung aushielt, bemerkte sie:

„Sie gehen nicht damit um, mich zu täuschen, nicht wahr?“

„Ach, meine Gnädige!“ rief Salvador, „können Sie mich wohl einer solchen Gottlosigkeit für fähig halten! Aber,“ fügte er nach einer Pause hinzu, „ich darf mich nicht beklagen.“

Der tiefbewegte Ton in seiner Stimme brachte Lucie zur entschiedensten Überzeugung von der Wahrheit seiner Worte.

Sie näherte sich schweigend einem Tischchen, auf welchem Schreibmaterialien lagen und entwarf schnell folgendes Briefchen:

„Meister Chardon!“

„Stellen Sie gefälligst meinem Gemahl, dem Marquis von Pourrières, alle Gelder zu, welche Sie für mich zur Verfügung haben.“

„Vorliegendes Schreiben kann Ihnen als Quittung dienen u. s. w.“

„Herr Chardon kennt Sie,“ fuhr Lucie fort, „und wird Ihnen ohne Schwierigkeiten alle meine Gelder zustellen. Schon der Gedanke, daß es sich hier um das Vermögen Ihres Kindes handelt, wird Sie gewiß veranlassen, einen guten Gebrauch davon zu machen.“

„Ach, meine Gnädige!“ rief Salvador, „ich müßte der elendeste Mensch sein, wenn ich im Stande wäre, mich Ihres hohen Vertrauens unwürdig zu zeigen.“

Er ergriff Lucien's Hand, küßte sie zu wiederholten Malen und ging mit ihr zum Frühstück hinab; nach demselben reiste Salvador nach Paris ab; seine Frau aber sollte den Rest der schönen Jahreszeit noch auf Sir Lambton's Gute verleben.

Salvador fand bei seiner Ankunft in Paris die Marquise von Roselly von zahllosen Anbetern umringt, unter welchen sich ein noch junger Mann durch seinen sonderbaren Anzug und den Reichthum seiner strahlenden Juwelen besonders bemerkbar machte; seine Gesichtsfarbe, so weiß wie die einer Frau, seine großen blauen Augen, in Mandelform geschlitzt, seine etwas zu hellblonden Haare machten ihn sogleich als Nordländer kenntlich.

Salvador, der in ihm sogleich den eifrigsten Anbeter seiner Geliebten erkannte, vermochte nicht, einen leisen Anflug übler Laune zu unterdrücken, dem aber

Silvia keine weitere Aufmerksamkeit zuwandte; nachdem sie jedoch mit der ganzen wollüstigen Behaglichkeit eines geistreichen Weibes ihr kleines Rachegefühl bei dieser vom Zufall ihr dargebotenen Gelegenheit gekühlt hatte, entließ sie nach und nach alle ihre Anbeter und blieb mit ihrem Geliebten allein.

„Endlich!“ rief Salvador, „sie haben wohl daran gethan, sich zu entfernen, denn mein Zorn würde sich, wären sie noch länger geblieben, bald Luft gemacht haben.“

Salvador verband mit seinen übrigen Fehlern noch den einer unmäßigen Eifersucht auf das verschmitzte Wesen, unter dessen Herrschaft er stand.

„Und warum hätte er ausbrechen sollen?“ fragte ihn Silvia, „Du willst mir doch nicht etwa das Recht streitig machen, einige Besuche zu empfangen, um mit ihrer Hülfe Deine Abwesenheit zu ertragen.“

„Aber ich wußte, daß dieser lächerliche Tartar der Fremde ist, von dem Du in Deinem Briefe sprichst; ist's also ein Wunder, wenn mir seine Anwesenheit bei Dir zu einer Zeit lästig war, wo ich erschien, alle Deine Wünsche zu erfüllen?“

„Du bist närrisch,“ sagte Silvia, mit dem lieblichsten Lächeln zu Salvador gewandt. „Man muß nicht Alles glauben, was die Frauen sagen oder schreiben. Ich werde mit Vergnügen Alles begrüßen und annehmen, was Du für mich thun willst; denn das Leben, welches ich hier führe, ist wahrhaft unerträglich; aber, glaube mir, Geliebter! ich würde nichts verlangen, wenn Dein Vermögen Deiner Großmuth nicht zu Hülfe käme;

selbst wenn Du arm wärest, würde ich Dir eben so treu und innig ergeben sein, als ich es bisher war."

„Du bist eine Zauberin, eine leibhaftige Fee!"

Salvádor und Silvia beschäftigten sich nun einige Tage lang mit Ankauf eines Hôtels und dessen prachtvoller Ausschmückung; die 300000 Franken waren bald ausgegeben. Hier möge es uns erlaubt sein, einen Blick auf Salvador's häusliche Angelegenheiten zu werfen.

Die Güter des Hauses von Pourrières brachten Jahr aus Jahr ein etwas mehr als 30000 Franken; wenn mit dem Gelde seiner Frau seine Schulden getilgt wurden, so durfte er über obiges Einkommen verfügen; er hatte nur noch eine Summe von 90000 Franken an den Wucherer Juste zu bezahlen; seine Vermögensverhältnisse waren also, trotz der ungeheuren Spielverluste Roman's und seiner eigenen beträchtlichen Ausgaben, noch immer glänzend genug, um, ohne zum Verbrechen zu greifen, ein angenehmes Leben zu gestatten. Anders gestaltete sich Luciens Lage; die 300000 Franken, welche sie ihrem Gatten zu freier Verfügung gestellt hatte, bildeten mindestens die Hälfte ihres Vermögens, denn die großen Besitzungen des Grafen von Neuville und der Marquise von Villerbanne, die beide ohne Testament gestorben, waren entfernten Seitenverwandten zugefallen.

Salvador war seit seiner Heirath und seinem letzten Aufenthalte zu Pourrières nicht mehr über die Thürschwelle der bereitwilligen Mutter gekommen; Roman's entledigt, hatte er mit den niedrigen Verbrechern, welche

jene elende Höhle besuchten, eine Verbindung abbrechen wollen, die ihn früher oder später verrathen hätte, aber darum hatte er ein Gewerbe, das er mit staunenswerther Geschicklichkeit trieb und worin er selbst ernstlich an seine Unfehlbarkeit glaubte, nicht aufgegeben; er war mit dem Vicomte von Lussan in das innigste Einverständniß getreten, dem er unschwer begreiflich gemacht hatte, daß zwei Menschen, geschickt, entschlossen und in der feinsten Gesellschaft gesucht, es auch mit einer Bande Übelthäter aufnehmen könnten.

Die beiden Bündner hatten nach und nach einen französischen Pair, der vor Kurzem seinen neun und siebenzigsten Schwur geleistet, einen Deputirten, der eine prächtige Rede zu Gunsten der Eisenbahngesellschaften gehalten, einen reichen Banquier, der nach England reisen sollte, und eine Operntänzerin bestohlen, die am Abende vorher den ersten Besuch eines russischen Fürsten empfangen. Diese Angelegenheiten hatten zu Ergebnissen geführt, die alle Hoffnungen weit überstiegen. Der Pair war ein äußerst gescheuter Diplomat, der Deputirte ein großer Redner, der Banquier sehr schlau und die Tänzerin eine wahre Schönheit.

Sobald Salvador die nöthigen Papiere aus den Händen seiner Gläubiger in Empfang genommen hatte, kehrte er zu seiner Frau zurück, um sie von der guten Verwendung der ihm anvertrauten Gelder zu überzeugen.

Sir Lambton empfing ihn mit der ihm eignen Leutseligkeit, Lucie war hoch entzückt und drückte ihm zum Zeichen ihrer vollkommenen Zufriedenheit zärtlich die Hand, nur Servigny und Laura begegneten ihm mit

eisiger, wenn auch äußerst höflicher Kälte, so daß sich's bei ihm zur völligen Überzeugung steigerte, es seien unter beiden Ehegatten vertrauliche Mittheilungen über ihn erfolgt.

Salvador reiste sogleich wieder ab.

Lucie und Laura saßen am Abend in der Brüstung eines Fensters, das nach dem Garten führte, und plauderten leise mit einander, während Servigny und Sir Lambton in einem anderen Zimmer Billard spielten.

Laura hatte eben ihre Freundin gefragt, welchen Gebrauch ihr Gatte von den ihm anvertrauten Geldern gemacht habe.

„Gott sei Dank! einen ausgezeichneten," erwiderte Lucie, „diesmal haben sich Deine trüben Ahnungen nicht erfüllt; er hat unwiderlegliche Beweise beigebracht, daß alle seine Gläubiger befriedigt sind; doch ist das gleich, ich erkenne immer an, daß ich unklug gehandelt und daß es meine Pflicht fordert, über dem Vermögen meines Kindes zu wachen."

„Ja, meine Freundin! das mußt Du thun, ich will gern glauben, daß sich dein Gatte gebessert hat, aber Du hast jetzt auch das Recht, alle nur denkbare Bürgschaften zu verlangen, und dies Recht darfst Du nicht aufgeben; kann er sich nicht von Neuem von treulosen Rathgebern hinreißen lassen?"

„Ach! Laura! wozu mich neues, vielleicht noch größeres Unglück in der Ferne schauen lassen!"

„Weil ich Dich gerüstet wissen will, wenn Dir ja, was Gott verhüte! neue Prüfungen bevorstehen sollten;

weil ich Dich, im Fall der andrängenden Gefahr, stark genug wissen will, um mit Einem Blicke die ganze Tiefe des Abgrunds zu ermessen, und dann auch, weil Du, wie es auch komme, meine Freundin bleiben sollst. Unser Leben, arme Freundin! ist ein weitausgedehntes Meer voll Klippen, an denen wir jeden Augenblick stranden können."

„Laura, Du verbirgst mir etwas."

„Nichts, liebe Freundin!"

„Hat Dir Dein Mann nichts gesagt?"

„Paul kennt Herrn von Pourrières nicht; er sah ihn zum ersten Male."

„O! Dank, mein Gott!" rief Lucie, die Hände gen Himmel erhebend; „ich würde des Todes gewesen sein, wäre das, was ich vermuthete, Wahrheit gewesen."

Wir lassen Lucien noch bis an das Ende der schönen Jahreszeit bei ihrer Freundin und begleiten Salvador nach Paris in ein ereignißvolles Leben.

Wie fast immer am Vorabend großer Unglückszeiten, so schien auch hier das Glück Salvador's und des Vicomte Unternehmungen absichtlich begünstigen zu wollen. Gold und Papiergeld strömten ihnen von allen Seiten herzu.

Der Vicomte wußte nicht, was er mit seinen Kapitalien anfangen sollte, und hatte also der Tänzerin Coralie neue Möbel und neues Fuhrwerk angeschafft; er hatte ihr längst ihr Verhältniß mit dem General, dem Silvia beim Wucherer Juste begegnete, vergeben.

Salvador hatte trotz der ungeheuren Ausgaben

für sein und Silvia's Haus die fälligen Wechsel und seine noch übrigen Schulden bezahlt.

Salvador wurde nicht müde, Lucien in langen, zärtlichen Briefen von dem günstigen Gange seiner Angelegenheiten zu unterhalten, so daß sie schon wieder zu einem völligen Seelenfrieden aufrankte; auf die wiederholentliche Frage, ob er sie nicht bald nach Pourrières abholen würde, antwortete er stets ausweichend und entschuldigte sich zuletzt damit, daß er erst die ihm geliehenen 300000 Franken wieder gewinnen wolle, was gar nicht so lange dauern würde. Übrigens befand er sich stets, wenn es sein Umgang mit Lussan erlaubte, in Silvia's Nähe, da er dem sterblich in die Sängerin verliebten russischen Fürsten den Vorrang nicht lassen wollte.

Silvia wußte, wenn es sich darum handelte, irgend etwas von ihm zu erreichen, die Eifersucht ihres Geliebten geschickt auszubeuten. Sie drohte ihm, wenn ihr Herz auch nicht im Entferntesteu an die Verwirklichung ihrer Drohungen dachte, den Kalmücken zu erhören, und wußte auf seinen Reichthum und seine glänzenden Eigenschaften die gehörige Betonung zu legen. Salvador gehorchte überglücklich.

Beinahe alle Tage fuhren Silvia, Salvador und der Vicomte in einem prächtigen Fuhrwerk im Boulogner Gehölz, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte der feinen Pariser Welt. Salvador strahlte vor Wonne, die stolze, allgemein bewunderte Schönheit überall begleiten zu dürfen, und Silvia sättigte ihrerseits auf diese Weise ihre unermessene Prachtliebe.

Da Silvia an den Spaziergängen im Boulogner

Gehölz keinen Gefallen mehr fand, so entschied sie sich mit Salvador und dem Vicomte einst für das Gehölz von Vincennes. Es war an einem vom prächtigsten Wetter begünstigten Tage, und zahllose Spaziergänger wogten nach allen Richtungen hin in den dunklen Laubgängen des Gehölzes.

„Aber das ist allerliebst," bemerkte Silvia jeden Augenblick zu ihren beiden Gefährten; „hier hat es doch wenigstens Bäume und Schatten; hierher wollen wir wieder zurückkehren."

An der Ecke eines ziemlich dunklen Laubganges, in welchen der Kutscher nach dem Befehle seiner Gebieterin eingelenkt hatte, mußte er still halten, um nicht einen Mann zu überfahren, der langsam vor dem Wagen hinschlendernd in tiefes Nachdenken versunken schien.

Das wiederholte Rufen des Kutschers entriß ihn endlich seinem Nachdenken; er trat eiligst auf eine der Seiten des Laubganges, und zufälligerweise fielen seine Blicke auf die Personen in der Kalesche, der er eben ausgewichen war.

„Silvia!" rief er ziemlich laut, um von der Marquise von Roselly und ihren beiden Begleitern verstanden zu werden.

„Was bedeutet das?" sagte Salvador, „und was will dieser Mensch?"

„Fahr zu, so schnell du kannst," rief Silvia ihrem Kutscher zu, bevor sie Salvador antwortete.

Die Marquise hatte Beppo erkannt.

Der Kutscher, eifrigst bemüht, den Befehlen seiner Gebieterin nachzukommen, hatte seinen Pferden derb die

Peitsche gegeben, und die Kalesche flog mit Blitzesschnelle längs einem der langen Baumgänge des Gehölzes hin.

Salvador und der Vicomte von Lussan wußten gar nicht, welchem Umstande sie den augenscheinlichen Schrecken, und das sonderbare Betragen ihrer Gefährtin zuschreiben sollten; Silvia belehrte sie mit wenigen Worten.

Salvador drehte sich um und sah den Mann, welchen Silvia so sehr zu fürchten schien, hinter der Kalesche herlaufen; er war kaum zwanzig Schritte entfernt, aus seinem ganzen Benehmen leuchtete deutlich genug seine Absicht hervor; er wollte dem Wagen folgen, um Namen und Wohnung der darin Sitzenden zu erfahren.

Der Vicomte hatte sich ebenfalls umgedreht.

„Aber ich kenne diesen Menschen,“ sagte er leise zu seinem Gefährten.

„Zum Teufel! ich glaub's ja,“ erwiderte Salvador; „wir trafen diesen Menschen bei der bereitwilligen Mutter, als er eben einen Mordanfall auf die Marquise gemacht hatte.“

„Teufel! dieser kecke Bursche darf nicht erfahren, wer wir sind.“

Die Kalesche rollte noch immer mit derselben reißenden Schnelligkeit dahin, aber der Mann, welcher hinten hertrabte, schien ihr ohne große Schwierigkeit zu folgen; er blieb stets in gleicher Entfernung.

„Der Bube hat stählerne Kniekehlen,“ bemerkte der Vicomte.

„Aber werde ich diesen Menschen nicht los werden?“

rief Silvia in der höchsten Erbitterung. „Ach! wenn ich so viel Kraft besäße als ich Muth fühle.“

„Wir würden, schöne Marquise! sehr gern Ihrem lebhaften Wunsche nachkommen,“ erwiderte der Vicomte; „aber der Ort ist eben nicht günstig und ihr Kutscher ein unbequemer Zeuge.“

„Noch giebt's ein Mittel,“ rief Salvador. „Du bist geschickt?“ fuhr er, an Silvia's Kutscher gewendet fort, einen kräftigen Burschen, den seine lebhafte Gesichtsfarbe und sein gelblich-rothes Haar sogleich als einen Bewohner der britischen Inseln verrieth.

„Sehr geschickt, Herr Marquis!“ erwiderte der Kutscher.

„Du weißt also deine Peitsche zu führen!“

„So gut, wie Sie den Degen.“

„Wohlan! Es giebt 25 Napoléons für Dich zu verdienen, wenn Du sie so gebrauchst, daß dem Elenden die Lust vergeht, noch länger unserem Wagen zu folgen. Du weißt also, was Du zu thun hast.“

„Vollkommen, Herr Marquis! Sie sollen mit mir zufrieden sein.“

„Was, zum Teufel! wird er machen!“ sagte der Vicomte zu Salvador.

„O! Ein gutes Stückchen Arbeit! dessen bin ich gewiß,“ erwiderte dieser; „eine Peitsche ist in eines englischen Kutschers Händen eine furchtbare Waffe.“

Der Kutscher ließ seine Pferde unmerklich langsamer gehen, so daß Beppo bald von ihm erreicht werden konnte. Der ehemalige Fischer sprach mit den Leuten in der Kalesche kein Wort; aber er lief immerfort

neben dem Wagen her, indem er seinen Laufgang nach dem Schritte der Pferde einrichtete, und auf Silvia, so oft sich ihre Augen begegneten, Blicke voll dunkelglühender Eifersucht schoß.

Der Kutscher benutzte einen günstigen Augenblick und brachte ihm einen Peitschenhieb gerade mitten in's Gesicht bei, der eine bläuliche und blutige Spur hinterließ.

Beppo, außer sich vor Wuth, wollte sich den Pferden in die Zügel werfen, um sie zum Stillstehen zu zwingen, aber der Kutscher ließ ihm nicht Zeit, seinen Plan auszuführen, er verdoppelte seine Hiebe, deren letzter dem unglücklichen Fischer ein Auge kostete. Vom Schmerz überwältigt, stürzte Beppo heulend auf den Rasen nieder.

„Soll ich ihn überfahren?“ bemerkte der Kutscher.

„Nein,“ antwortete Salvador, „das ist nicht nöthig.“

Beppo's Schrei hatte einige Spaziergänger um ihn her versammelt, und Salvador suchte voll Ungeduld der Aufmerksamkeit zu entgehen, die sich vom Verwundeten unfehlbar der Ursache der Verwundung zuwenden mußte.

Von zahllosen Peitschenhieben gestachelt trugen die Pferde die Kalesche im Fluge fort, bis sie hinter einer Staubwolke in dem Augenblicke verschwand, wo sich die, welche zuerst mit Beppo beschäftigt waren, zu ihrer Verfolgung anschickten.

Beppo hatte schreckliche Leiden auszustehen; als seine zahlreichen Wunden einen ersten ärztlichen Verband erhalten hatten, fühlte er sich stark genug, um sich in

seine Wohnung in der Straße Contrescarpe Saint-Marcel, die er immer noch mit seiner Mutter inne hatte, fahren zu lassen.

„Ich werde mich rächen,“ sagte er, als der Wagen ihn an dem Orte seiner Verwundung vorüberführte, „und meine Rache soll fürchterlich sein, das schwöre ich hier feierlich!“

VI.

Bei der bereitwilligen Mutter.

„Was ist Dir denn zugestoßen, mein liebes Kind?" rief Beppo's Mutter, als ihr mütterliches Gefühl sie errathen ließ, daß der jämmerliche Zustand ihres armen Sohnes einer geheimen Ursache zuzuschreiben wäre.

„Ich werde es Dir späterhin sagen," erwiderte Beppo, „jetzt ist mir Ruhe nöthiger als Unterhaltung."

Die arme Mutter belohnte diejenigen reichlich, welche ihren Sohn in's siebente Stockwerk getragen hatten, und nachdem sie ihm zu Bette geholfen, ließ sie ihn in seinem Zimmer allein, und zog sich bitterlich weinend in das ihrige zurück.

In Folge der Pflege eines geschickten Arztes erlangte Beppo alsbald seine Gesundheit wieder, und in noch nicht vierzehn Tagen waren seine Wunden schon vollkommen verharscht und er durfte ausgehen.

Durch den Peitschenhieb blieb er aber eines Auges beraubt.

Um die arme Mutter nicht in neue Unruhe zu versetzen, hatte er des Zusammentreffens mit der Marquise von Roselly mit keinem Worte erwähnt, und seine Verwundung als Folge eines stattgehabten Streites an=

gegeben, in den er wider seinen Willen verwickelt worden wäre.

Eines Morgens nahm Beppo die Kleidungsstücke, die er bei Bonnard gekauft und nur zum Besuche bei Silvia angelegt, und nachdem er sie angezogen, bat er seine Mutter, ihm einen Wagen zu holen.

„Wo willst du hin?“ sagte die Mutter zu ihm, hocherstaunt über seinen ungewöhnlichen Anzug, „vielleicht wieder zu jener Marquise?“

„Nein, liebe Mutter!“ erwiderte er, „ich will einige Schritte thun, um uns die Heimkehr in die Provence zu ermöglichen.“

„Du sprichst Dich nicht deutlich genug aus, grausames Kind! aber ich glaube dir; Du wirst Deine Mutter, die Dich so innig liebt, nicht täuschen wollen?“

„Armes Weib,“ dachte Beppo, indem er einen trüben Blick auf seine Mutter warf, welche das Zimmer verließ, um seinem Wunsche nachzukommen.

„Zahn um Zahn, Auge um Auge,“ sagte er, sich im Spiegel, der über dem Kamine aufstieg, betrachtend, als seine Mutter mit der Meldung erschien: der Wagen stünde bereit.

Er küßte die gute Alte und schied; dem Kutscher aber gab er Befehl, ihn nach der Polizei-Präfectur zu fahren.

Nehmen wir nun den Faden der Lebensgeschichte Beppo's von dem Augenblicke an wieder auf, in welchem er Georginens Zimmer verlassen.

Seine erste Sorge bei seiner Wiederankunft zu Hause bestand darin, sich zu Bette zu legen, das er

mehrere Tage in dem Zustande gänzlicher Gefühllosigkeit hüten mußte.

Nachdem er wieder etwas zu Kräften gekommen war, erzählte er seiner Mutter, der er um jeden Preis das begangene Verbrechen verschweigen wollte, daß er der Marquise von Roselly begegnet wäre; sie hätte dieselben Mannskleider noch getragen, die ihr zur Flucht aus seinem Hause behülflich gewesen; durch ihren Anblick wäre er wiederum von der Unmöglichkeit, ohne sie leben zu können, überzeugt worden, und hätte sich demnach in dem Zustande gänzlicher Verzweiflung in's Wasser gestürzt, um so seinem unglücklichen Leben schnell ein Ende zu machen; durch den Trieb der Selbsterhaltung aber, der die Willenskraft überwogen, angespornt, hätte er mitten im Strome Anstalten gemacht, dem Ufer zuzuschwimmen, und mitleidigen Personen, die zur rechten Zeit helfend herbeigeeilt, wäre es gelungen, ihn dem Wellentode zu entreißen. Sein Liebeskummer und die durch das eiskalte Wasser in seinem Körper herbeigeführte plötzliche Veränderung hätte seine zweitägige Abwesenheit und seine Krankheit herbeigeführt.

Die gute Mutter hatte sich mit dieser unwahrscheinlichen Erzählung begnügt.

Beppo, den heftigsten Gewissensbissen Preis gegeben, denn, ob er auch zwei Verbrechen begangen, war er doch von Natur aus nicht ganz verdorben und blieb dem einmal gefaßten Entschlusse treu. Sobald er den Gebrauch seiner Sinne wiedererlangt, that er nichts, um den Verfolgungen, deren Gegenstand er sein konnte, zu

entrinnen. Ich werde, sagte er sich unaufhörlich, der verdienten Strafe nicht entgehen.

Zwar blieb er eine Zeitlang an's Krankenbett gefesselt; endlich aber erlangte er in Folge seines kräftigen Körperbaues und der sorgsamen Pflege seiner Mutter die Gesundheit wieder, und konnte wie früher an seine Beschäftigungen gehen.

Er hatte sich nicht weiter darum bekümmert, was aus Silvia geworden; der Entschluß aber, sie zu vergessen, den er gefaßt, überstieg seine Kräfte; das anmuthsvolle Antlitz der Marquise von Roselly umgaukelte alle seine Träume bald freundlich und beglückend, bald düster und furchtbar.

Oft warf er seine Arbeit hin und ging auf's freie Feld; der Anblick der Bäume, des Wassers, der Blumen, der fröhlich singenden Vögel tröstete ihn einigermaßen in seinen stillen Herzensleiden. Dies hatte die Mutter bemerkt, und so ward bald aus dem zufälligen Spaziergange ein alltäglicher; vor allen liebte er den Aufenthalt im Gehölz von Vincennes, weil es dort recht schattig war, und er bei der geringen Zahl der Spaziergänger seinen Träumereien ungestört nachhängen durfte.

Der Anblick der in der bezauberndsten Schönheit strahlenden Silvia hatte alle seine früheren geheimen Herzenswünsche wieder aufgeweckt, und wir wissen, wie schwer er den Gedanken, sie wieder erlangen zu können, gebüßt.

Beppo stieg aus dem Wagen, welcher ihn in eine jener engen und dunklen Straßen gebracht, die der Polizei-Präfectur benachbart liegen; nachdem er eine Menge

namenloser Gäßchen nach allen Seiten hin durchkreuzt, befand er sich auf dem Quai de l'Horloge. Er stand gerade vor einer der Thüren des Ortes, in welchen er sich begab. Er trat in einen von hohen Mauern gebildeten Hof ein; links ein Gebäude von widerlichem Ansehen, mit Gitterfenstern, welche auf ein Gefängniß hindeuten, in welches noch kein Sonnenstrahl gedrungen; er schritt durch den Hof hin und gelangte in einen zweiten, in welchem mehrere Personen standen, unter denen einige Gypsfigurenträger, lauter Spione, Gefängniß- oder Krankenwärter; er fragte einen von ihnen, an wen er sich wenden müßte, um Entdeckungen zu machen; man zeigte mit dem Finger nach einer Amtsstube unter einem ziemlich dunklen Gewölbe.

Wie er sich nach jener Amtsstube begab, hörte er mehre Stimmen die Worte aussprechen: „das ist ein Spion." Er trat ein und verlangte den Chef zu sprechen. Nach einer vorläufigen kurzen Unterredung wurde er in ein großes, nur spärlich erleuchtetes Zimmer geführt, in welchem nur einige mit braunem, schmutzigen Schafleder überzogene Bänke standen, und auf welchen mehre Personen von äußerst verdächtigem Aussehen saßen; dabei befand sich ein Tischchen mit einem Pult zum Aufziehen, vor welchem ein schon bejahrter Mann stand. Längs der Mauern standen Repositorien, in deren Fächern lauter Karten lagen, auf welchen die Namen von Leuten standen, die mit den Gesetzen zerfallen waren.

Beppo stand im Vorzimmer jener geheimnißvollen Macht, Polizei genannt, jener hundertäugigen und hundertarmigen Göttin, welche alles sehen, hören, voraus-

schauen und zurückhalten muß, die zu allen Tages- und Nachtstunden in die unreinsten Pfützen, in die schmutzigsten Mistgruben dringen und anhören muß, was man ihr sagt, und dennoch nur das Wahre glauben darf; die Allen Dienste erweist, und über die Alle klagen, und der man dennoch nicht Lobes genug spenden könnte, da sie die Hälfte ihrer unermeßlichen Aufgabe löst. Nach Verlauf einiger Augenblicke wurde Beppo in das Geheimzimmer des Mannes geführt, der zur Zeit unserer Begebenheiten die Oberaufsicht über diesen wichtigen Zweig der Pariser Sicherheitsbehörde führte.

„Sie wollen," sagte dieser zu dem ehemaligen Fischer, „der Behörde einen Dienst erweisen, indem Sie versprechen, uns auf die Spur der Häupter einer Übelthäterbande zu führen, die schon lange die Hauptstadt und die Umgegend unsicher macht."

Beppo erwiderte bejahend.

„Welches ist Ihr Name, Alter, Geburtsort, Handwerk und Wohnung?"

Beppo beantwortete diese verschiedenen Fragen und legte in die Hände des Fragestellers Papiere nieder, mit denen er sich wohl weislich versehen, und welche unwiderleglich die Wahrheit seiner Antworten feststellten.

„Welcher Beweggrund bestimmt Ihre Handlungsweise?" fragte der Polizei-Chef, nachdem er Beppo's Papiere aufmerksam durchforscht hatte.

„Rache."

„Sie haben ohne Zweifel an den Schandthaten jener Banditen Theil genommen und wollen sie nun an-

geben, weil Sie sich über dieselben mit Recht beschweren zu dürfen glauben."

„Sie irren sich. Ich habe vielleicht viele Fehler begangen; aber ich bin ein ehrlicher Mann."

Der Chef schellte und flüsterte dem eintretenden Beamten einige Worte in's Ohr; dieser entfernte sich alsbald und brachte einige Minuten später seinem Herrn eine jener kleinen Mappen aus den Repositorien, welche im Empfangsaale standen.

Der Chef suchte vergebens nach der alphabetischen Ordnung eine Karte, auf welcher Beppo stände.

„Wer haftet mir dafür," fuhr er nach fruchtlosem Suchen fort, „daß Sie uns, wenn wir auf Ihr Anerbieten eingehen, auch treu dienen werden?"

„Sie können mich, wenn Sie mir nicht trauen, überwachen lassen; es liegt mir nichts daran, Sie zu täuschen, insonderheit da ich Ihnen umsonst zu Diensten stehe. Mir soll das Vergnügen, mit Sättigung meiner Rache zugleich der menschlichen Gesellschaft gedient zu haben, eine genügende Belohnung sein."

Das ist, dachte der Chef, welcher Beppo's Worten die ernsteste Aufmerksamkeit geschenkt hatte, ein Angeber, wie man sie selten findet.

„Vortrefflich," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich nehme Ihr Anerbieten an. Wenn Sie es wünschen, sollen Sie nach treu geleisteten Diensten großmüthigst belohnt werden; wenn aber hinter Ihrem Vorhaben eine Schlinge liegt, so wird die Gefahr sich über Ihrem Haupte zusammenziehen."

„Ich fürchte nichts, und die Folge wird Sie über-

zeugen, daß man sich auf Beppo, wenn er sein Wort gegeben, verlassen darf."

„Sie können nun gehen; möge der Himmel Ihr Unternehmen begünstigen, es ist schön, was man auch immerhin sagen mag, diejenigen unschädlich zu machen, die ein Spiel damit treiben, allen die menschliche Gesellschaft zusammenhaltenden Gesetzen Hohn zu sprechen."

Beppo verließ das Geheimzimmer des Chef, nachdem er ihm versprochen, recht oft Bericht zu erstatten über das Ergebniß der Schritte, die er sogleich thun sollte. An der Straßenecke fand er sein Cabriolet wieder, und ließ sich nach Hause fahren.

Ein Mann in einem langen blauen Überrocke, den er bis an's Kinn zugeknöpft, mit Halskragen, in welche sein Hals dicht eingezwängt war, mit einem breiträndrigen, tief in die Augen gerückten Hute, bewaffnet mit einem bleifarbenen Biesenstocke, den er oft an die Knöpfe seines langen Rockes aufhing, folgte allen Schritten Beppo's; obgleich dieser ihn bemerkte, so kümmerte er sich doch wenig um ihn, da er nicht die Absicht hatte, der Polizei irgend etwas zu verbergen.

Zu Hause zog er die feinen Kleider aus, setzte sich wie gewöhnlich an seine rüstige Arbeit, und ließ seine Mutter um die gewohnte Stunde das Mittagsmahl auftragen.

„Liebe Mutter!" begann er am Schlusse der bescheidenen Mahlzeit, „welches ist von allen unter uns gebräuchlichen Sprüchwörtern das, welches ein guter Catalonier nie vergessen darf?"

„Aber ich weiß nicht," erwiderte die arme Frau,

welche vor dem Gedanken bebte, daß es ihr einfallen könnte.

„Ich werde Dir's nennen," erwiderte Beppo, indem er seiner Mutter die blauen Nähte zeigte, die sein Gesicht durchfurchten, und das viereckige Pflaster von schwarzem Taffet, welches die blutige Stelle des ausgeschlagenen Auges bedeckte. „Zahn um Zahn, Auge um Auge."

„Du willst Dich rächen, Unglücklicher!" rief die arme Mutter, „ach! mein Sohn ist verloren!"

„Ich will mich rächen," sagte Beppo in düsterem Tone, „das ist mein fester Entschluß. Diejenigen, welche ihrem Bedienten Befehl ertheilt haben, mich wie einen Hund zu behandeln, sollen wie Hunde umkommen; ihr auf dem Blutgerüst vergossenes Blut soll die grausame mir widerfahrene Beleidigung rächen; aber fasse Muth, liebe Mutter! jetzt laufe ich keine Gefahr mehr; ich darf furchtlos auf ein Ziel losgehen; laß mich also thun nach meinem Gefallen, widersetze Dich nicht meinen steten Gängen, wenn Du nicht willst, daß ich Dich verlasse."

Ohne der Mutter Antwort abzuwarten, welche übrigens genau mit dem unbändigen Sinne ihres Sohnes bekannt, und durch seine Drohungen erschreckt, nicht zum kleinsten Widerspruche geneigt war, setzte Beppo seine braunwollene Mütze auf und verließ das Zimmer.

Er eilte schnell die Straße Saint-Jacques hinab, ging über die beiden Brücken, welche nach dem rechten Seine-Ufer führen und verlor sich in dem dunklen Labyrinth der kothigen Gäßchen, die rings das Rathhaus umgrenzen.

Der Mann im langen blauen Rocke und mit dem breiträndrigen Hute ging immer hinter ihm her.

Nur mit Mühe fand Beppo das Haus, in welches er gehen wollte; erst nachdem er die Straßen Jean-Paie-Mollet, de la Vannerie und mehre andere nach allen Richtungen hin durchkreuzt hatte, gelangte er auf die Straße de la Tonnerie und blieb vor dem Hause der bereitwilligen Mutter stehen.

Noch war die Nacht nicht hereingebrochen; eine der Odalisken dieses verruchten Harem warf durch die Rundscheiben des mit spanischer Kreide überstrichenen Ladenfensters, Beppo herausfordende Blicke zu.

Er trat ein.

Die bereitwillige Mutter schlummerte in dem alten Lehnstuhle, hinter dem Ladentische; ihre Pflegebefohlenen, in verschiedene Gruppen geschaart, tranken, rauchten oder spielten Karte; eine von ihnen saß allein an einem Tische, mit ihrem Kopfe rückwärts an die Stubenwand gelehnt, und mit halb offenem Munde.

Nach ihr sah sich Beppo um, setzte sich an den Tisch und bestellte bei einem Mädchen das ihm gleich nach dem Eintreten dicht auf den Fersen gefolgt war, zwei Gläser Branntwein.

„Dem Herrn zwei Gläser Branntwein!" rief dieselbe, innerlich aufgebracht darüber, weil ihr dieser feiner als die sonstigen Besucher gekleidete Mann das Taschentuch nicht zugeworfen hatte.

Doch brachte sie die beiden Gläser herbei und kehrte alsbald zu ihren Gefährtinnen zurück.

„Georgine!" sagte Beppo, indem er seine Nach-

darin leise schüttelte, weil er sie schlummernd glaubte, „Georgine!“

Sie erwiderte nur mit dumpfem Grunzen, dem des unreinen Thieres ziemlich ähnlich, dessen Genuß der Koran seinen Anhängern untersagt, und da die Bewegung ihren Kamm vom Kopfe gerissen halte, rollten ihre langen schwarzen Haare über ihr Gesicht und ihre Schultern herab.

Das unglückliche Mädchen war tod-trunken.

„Sie ist betrunken, das Hähnchen,“ bemerkte eine der Odalisken unter lautem Gelächter.

„Ich werde warten, bis sie es nicht mehr ist,“ erwiderte Beppo.

Er näherte sich der bereitwilligen Mutter, welche durch das laute Gelächter aufgeweckt worden, und schob ihr zwei Fünffrankenstücke in die Hand, nachdem er ihr einige Worte in's Ohr geflüstert hatte.

Der Klang des Geldes weckte die alte Megäre aus der Erstarrung, in welche sie versunken schien; sie stand schnell von ihrem Lehnstuhle auf, nachdem sie Beppo ein Gesicht gezogen, das dieser für ein Lächeln nahm, und gab ihren Pflegebefohlenen Befehl, Georgine auf ihr Zimmer zu führen.

„Ihr geht nicht wieder zu ihr,“ sagte sie, als diese dem Befehle nachgekommen waren.

„Ich werde, wenn Sie erlauben, einige Augenblicke hier bleiben,“ sagte Beppo.

„Wie so? das ist viel Ehre für mich und diese Mädchen.“

„Sie kennen mich nicht?“ sagte Beppo nach einer Pause zur bereitwilligen Mutter.

„Wenn wir uns noch einmal gesehen haben werden, so wird das zwei machen,“ erwiderte die Schenkwirthin.

„Das wird drei machen, wenn Sie erlauben.“

„Unmöglich, mein Hänschen! ich vergesse nie die Gesichter, die ich einmal gesehen.“

„Das Stück schwarzer Taffet und die Wundennarben auf meinem Gesicht scheinen mich unkenntlich zu machen; um so besser, meiner Treu! dann kann ich unbesorgt vor Gensd'armen und Häschern vorübergehen.“

„Ach ja! aber wer seid Ihr denn?“

„Wie, Sie entsinnen sich eines armen Teufels nicht, den brave Leute vor einem Jahre hier einbrachten, als ihn seine Verfolger gerade packen wollten, der krank wurde und welchen Georgine so bereitwillig pflegte?“

„Und der auf dem Pont au Change eine als Mann verkleidete Frau getödtet hatte.“

Beppo machte der Alten begreiflich, daß er ihren eigenthümlichen Dialekt nicht verstände.

„Ach! Sie sprechen das Rothwälsch nicht, um so schlimmer; Sie werden alsdann mit den Freunden nicht angenehm plaudern können. Ich sagte Ihnen schon, daß der junge von Georgine verpflegte Mensch eine als Mann verkleidete Frau getödtet hatte.“

„Das war ich.“

„Was Ihr sagt! Ihr habt, wie es scheint, seit anderthalb Jahren Fortschritte gemacht; Georgine hat

immerfort behauptet, daß Ihr selbst zur Zeit des Meuchelmordes ein Ehrenmann waret."

Beppo betrachtete die widerliche Alte mit Lächeln.

„Ich war damals ein dummes Thier," sagte er leise zu ihr.

„Ein ehrlicher Mann, muß man sagen."

„Auch das, wenn Sie wollen."

„Und jetzt?"

„O! jetzt bin ich verändert; gleich nach dem bewußten Vorfalle verließ ich Paris, stieß in der Provinz auf brave Leute, denen ich mich sehr nützlich gemacht und die mich haben viel Geld verdienen lassen (bei diesen letzten Worten klopfte Beppo auf seine Taschen, deren Metallklang die Ohren der bereitwilligen Mutter ergötzte); aber ich mußte sie verlassen, diese armen Teufel," fuhr Beppo fort, indem er seiner Stimme einen Klageton lieh, „sie hatten Unglück."

„Ich begreife, sie wurden festgenommen."

Beppo machte ein Zeichen der Bejahung.

„Aber wie kommt es denn, daß Sie nicht Rothwälsch verstehen?"

„Was wollen Sie, ich habe bisher nur mit ehrlichen Landleuten zusammengelebt, aber ich habe große Lust, es zu lernen."

„Ich zweifle nicht daran, lieber Junge! aber sagt mir doch, was wollt Ihr in Paris?"

„Ich dachte, da mein Gesicht in Folge eines Ereignisses, das ich Euch späterhin erzählen werde, entstellt ist, würde ich ohne Besorgniß nach Paris zurückkehren dürfen,

um dort vielleicht einige nützliche Bekanntschaften zu machen, und da ich schon sehr oft an Euer Haus gedacht hatte..."

„Vortrefflich, mein Herzensjunge! man muß nie der Dienstleistungen Anderer vergessen, Ihr werdet übrigens hier Alles finden, was Ihr nur immerhin wünschen mögt."

Um vollends die Gunst der bereitwilligen Mutter zu erwerben, bot Beppo ihr wie auch den Mädchen einen Gang kleiner Gläser Branntwein an, der auch mit der lebhaftesten Begeisterung begrüßt wurde.

Während der Zeit waren Karl mit der schönen Halsbinde, der lange Ludwig, Cornet tappe-dur und mehre Andere eingetreten, hatten sich aber, nachdem sie einige Worte leise mit der Schenkwirthin gewechselt und argwöhnische Blicke auf Beppo geworfen, in das Zimmer im Hintergrunde zurückgezogen.

„Soll ich Euch den Freunden vorstellen," sagte die bereitwillige Mutter, „Ihr könnt Euch bei ihnen mit einigen Litres Branntwein abfinden."

„Mit dem größten Vergnügen will ich Alles bezahlen," erwiderte Beppo, der nun schon die Diebessprache zu begreifen anfing.

Die bereitwillige Mutter nahm Beppo bei der Hand und führte ihn in das hintere Saalzimmer.

„Wer kommt da noch," sagte der lange Ludwig, „etwa ein Verräther?"

„Bist du fertig, Elender!" erwiderte die Alte, „nicht wahr, ich Marie Magdalene Colette Comtois wäre fähig, Verräther bei Euch einzuführen?"

„Das ist doch zum Lachen," entgegnete der lange Ludwig.

„Besser wäre es, mehr zu arbeiten und weniger zu lachen, aber das ist gleich, Ihr könnt jetzt trinken, so viel Ihr wollt, dieser gute Junge, der Euch Allen das Leben verdankt, wird vier Litres Branntwein für Euch bezahlen."

Nach diesem Eingange, welcher die Banditen schon zu Gunsten des Eingeführten stimmte, erzählte die Alte Beppo's Rettung und die von ihm erdichtete Geschichte.

Als erst der Branntwein erschienen war, drückte ein Jeder dem Ankömmling die Hand und Beppo ward feierlich und einstimmig in die Bande als Mitglied aufgenommen.

Es war schon tief in der Nacht, als er seine neuen Freunde verließ, um Georgine aufzusuchen, der Alkoholduft, welcher vor einigen Stunden das Gehirn des unglücklichen Mädchens umnebelt hatte, war verschwunden, so daß sie Beppo in der heitersten Stimmung empfing. Beppo schob den mitgebrachten Leuchter auf das Kamin, zog aus seiner Jackentasche eine Cigarre, rauchte sie an, und setzte sich in einen schlechten Lehnstuhl, der zu Häupten des Bettes stand, in welchem Georgine lag. Dieses ungewöhnliche Betragen versetzte das Mädchen in großes Erstaunen, aber sie wagte keine Bemerkung.

Beppo mußte, um von Georginen wiedererkannt zu werden, alle nähere Umstände mittheilen, welche sein erstes Zusammentreffen mit ihr begleitet hatten.

„Ihr seid also," begann Georgine (nachdem sie

Beppo genau wiedererkannt), „heute genöthigt, in diesem Hause einen Zufluchtsort zu suchen? Das verwundert mich nicht, denn wenn man auch nur einmal den Fuß auf den Pfad des Verbrechens gesetzt hat, so muß man ihn bis zu Ende wandern.“

„Meinst Du?“ entgegnete Beppo.

„Ach!“ fuhr Georgine fort, „ich bin ja selbst der augenscheinlichste Beweis für die Wahrheit meiner Behauptung.“

„Du täuschest Dich vielleicht; ich glaube im Gegentheil, daß es nie zu spät ist, zum Guten zurückzukehren, und ich bin hierher gekommen, um Dich aus Deiner gräßlichen Lage zu reißen und um einen Plan auszuführen, mit dem ich Dich bekannt machen will, wenn Du mir versprichst, mich nicht zu verrathen.“

Beppo sprach die Wahrheit; bei seinem Eintritt in die Höhle hatte er sich des Mädchens erinnert, die ihn ehedem so uneigennützig und liebevoll gepflegt, und alsbald war in ihm der Entschluß reif geworden, sie ihrem unseligen Schicksale zu entreißen.

Georgine liebte Beppo, sie leistete also ohne Schwierigkeiten das geforderte Versprechen und bot sich ihm selbst zu Diensten an.

Beppo trug ihr, um ihren guten Willen auf die Probe zu setzen, auf, Alles auszuspähen, was während seiner Abwesenheit im Hause der bereitwilligen Mutter vorgehen würde, und dasselbe ihm mitzutheilen, da er, wie er vorgab, gern die Meinungen seiner neuen Kameraden über ihn kennen lernen wollte.

„Du suchst mich vergeblich zu täuschen,“ erwiderte

ihm Georgine, „ich kenne Deinen Plan, Du willst alle hier Ein- und Ausgehenden der Polizei verrathen?"

Beppo bedauerte, sich so unbesonnen ausgedrückt, und so dem Mädchen die Natur seines Planes entdeckt zu haben; allein Georgine benahm ihm bald seine Unruhe.

„Wenn das in der That," fuhr sie mit zornsprühenden Blicken fort, „Dein Plan ist, o! so will ich Dir mit allen meinen Kräften dienen. Ich würde mich glücklich fühlen, könnte ich allen diesen Menschen, denen ich mich schweigend unterwerfen mußte, nur einen kleinen Theil des Bösen vergelten, das sie mir angethan."

Es lag in Georginens Stimme, als sie diese Worte sprach, ein solcher Ton der Wahrheit, daß Beppo überzeugt wurde: er dürfte von jetzt an auf ihre völlige Hingebung und Hülfe rechnen.

Es ist nun Zeit, unsere Leser mit den Gründen bekannt zu machen, welche Beppo veranlaßten, seine Rachepläne an das Haus der bereitwilligen Mutter anzuknüpfen.

Beppo hatte Salvador in Silvia's Begleitung schon gesehen, als er beim Gastwirth Graziano ihres Wagens harrte, und zum zweiten Male im Gehölz von Vincennes.

Als er darauf in Folge der schweren Verwundungen vierzehn Tage lang das Bett hüten mußte, trat in seinen schlaflosen Nächten das Bild jenes Begleiters der Marquise unaufhörlich vor seine aufgeregte Seele; seine Einbildungskraft führte ihm dasselbe aber nicht, wie er es ausgeschmückt in der Kalesche gesehen vor, sondern

stellte den Marquis in einer Kleidung und eine Sprache redend dar, wie sie Leuten aus guter Gesellschaft keineswegs zu eigen sind. Sein Gedächtniß suchte unter allen menschlichen Figuren, denen er je begegnet, umher; endlich entsann er sich, wie durch einen geistigen Blitzstrahl erleuchtet, daß die beiden Männer, welche ihn einst vor seinen Verfolgern in die Höhle der bereitwilligen Mutter hineingerettet, auch Silvia's Begleiter an dem Schrekkenstage seiner erlittenen Mißhandlung waren. Dieser nunmehr zu klarem Bewußtsein erhobenen Entdeckung lag der Schluß sehr nahe, daß sie die Häupter jener Diebesbande wären. Von den Übelthätern selbst aber hoffte er durch näheren vertraulichen Umgang Namen und Stand der Begleiter Silvia's zu erfahren; auch versprach er sich nebst dem Polizei-Chef von der Festnehmung einiger Banditen weitere Enthüllungen der Verhältnisse der Übrigen. Dieser Plan sollte jedoch nur theilweise gelingen; der Zufall, über aller menschlichen Berechnung stehend, lieferte Beppo Mittel, seinen Zweck zu erreichen.

Wie dem nun auch sei, er führte seine Barke so umsichtig und geschickt, daß er schon einige Tage nach seiner Einführung unter die Stammgäste der bereitwilligen Mutter das Orakel aller Verbrecher geworden war, in deren Mitte er lebte. Sie hatten ihm Pläne zur Verübung neuer Verbrechen mitgetheilt und ihn mehrmals aufgefordert, an ihren gefahrvollsten, aber auch gewinnreichsten Unternehmungen Theil zu nehmen. Beppo hatte alle Aufforderungen abgelehnt, indem er nur zu stehlen versprach, wenn es ihm an Geld man-

geln würde; auch hatte er vorgeschützt: er wollte erst, bevor er sein Leben wagte, die Annehmlichkeiten des Pariser Lebens genießen. Die Banditen fanden dies Gelüst um so natürlicher, als sie selbst seit einiger Zeit mit ihren Unternehmungen verunglückt waren: mehrere waren sogar auf der Stelle zu einer Zeit ertappt worden, wo sie sich außer aller Gefahr wähnten; unsere Leser errathen leicht, daß dies schon durch Beppo's und Georginens Einverständniß mit der Polizei geschah.

„Du thust Recht, nicht stehlen zu wollen," sagte eines Tages der lange Ludwig zu Beppo, „wir sind jetzt unglücklich."

„In der That, ich glaube beinahe, daß das Handwerk nichts mehr taugt."

„Sprich mir nicht davon; die schönsten Sachen entschlüpfen uns unter den Händen, und das ist noch nicht Alles, unsere besten Kameraden werden fast immer auf der That ertappt; ich bin fest überzeugt, daß ein Verräther unter uns ist."

„Der muß erdrosselt werden."

„Wenn man ihn kennte, wäre das längst geschehen," rief der lange Ludwig, mit den Zähnen knirschend; „aber der Elende wird nicht sagen: ich bin's, der Euch Alle festnehmen läßt."

„Wer weiß! Es geschehen oft drollige Dinge."

„Immerhin, Spione, Polizei-Agenten, Angeber, Verräther sind alle nur feige Kerle."

Beppo war in diesem Augenblicke mit dem langen Ludwig auf dem kleinen Hofe im Hause der bereitwilligen Mutter allein (wir werden gleich erfahren,

warum); er hatte große Lust, dem Banditen zu beweisen, daß er sich irrte und daß man Polizei-Agent und doch muthig sein könnte; aber er hielt noch an sich.

„Es ging Alles vortrefflich, als der lange Richard, Rupin und der Provençale hierher kamen; das waren Leute! Aber man beschwerte sich über sie, weil sie bei allen Unternehmungen den größten Theil für sich behielten; dennoch war das ganz gerecht, aber die Menschen sind nie zufrieden und erkennen erst den Werth einer Sache, wenn sie dieselbe schon verloren haben.“

Nicht zum ersten Male hörte Beppo die Namen: der lange Richard, Rupin und der Provençale, aussprechen, und eine Stimme in seinem Innern sagte ihm: daß jene beiden Namen den Männern angehörten, an denen er sich rächen wollte; doch hatte er aus Besorgniß, seinen Gefährten Verdacht einzuflößen, zu ihnen von diesen drei Männern nicht sprechen wollen; auch hatte Georgine ihm nichts mittheilen können, weil die bereitwillige Mutter ihren Mädchen gegenüber völliges Schweigen beobachtete. So gab ihm also der lange Ludwig in diesem Augenblicke eine Gelegenheit an die Hand, die er sich nicht entgehen zu lassen fest entschlossen war.

„Aber wenn Euch diese Männer so viel nützten,“ entgegnete er dem langen Ludwig, „warum batet Ihr sie nicht, wieder in Eure Mitte zu treten? Ihr wäret gewiß mit dem Eingeständniß Eures Unrechts davongekommen.“

„Das ist leichter zu sagen, als zu thun; Niemand von uns weiß, wo die Rupins zu finden sind.“

„Bah!“

„Wie ich Dir sage; o! das sind schlaue Hunde! Sie betrachteten uns nur wie ihre Diener, aber das ist ganz gleich, sie gaben uns Geld zu verdienen.“

Die Aussagen des langen Ludwig bewiesen Beppo augenscheinlich, daß die Beiden, auf deren Verderben er es abgesehen, in keiner Verbindung mehr mit den Stammgästen der Schenke der bereitwilligen Mutter standen und daß es ihm folglich sehr schwer werden würde, das vorgesteckte Ziel zu erreichen; denn der Polizei genügte die Angabe nicht, sondern sie forderte Beweise, daß jene Beide der Bande angehörten; dennoch gab er den Muth nicht auf.

„Höre,“ sagte der lange Ludwig nach einer Pause zu ihm: „Du bist ein braver Junge, nicht wahr?“

„Ich glaube Dir noch nicht das Recht gegeben zu haben, das Gegentheil anzunehmen.“

„Wohlan! wenn Du willst, so werden wir, Du, Karl mit der schönen Halsbinde und ich, an eine prächtige Unternehmung gehen, die uns, ohne die geringste Gefahr, viel Geld eintragen soll.“

„Und was ist das?“

„Höre! Die Mutter ist eine reiche Hehlerin; hier giebt's was zu stehlen; nun, ich dachte mir, es müßte ein Gotteslohn verdienen, ihr das Geld wegzunehmen.“

„Allerdings, aber wie das anfangen? Die bereitwillige Mutter muß immer auf ihrer Hut sein.“

„Ich habe schon Alles überlegt.“

Der lange Ludwig trat an den Kübel, der am äußersten Ende des kleinen Hofes stand, und hob ihn

mit Beppo's Hülfe weg, nachdem er seinem Gefährten die Bedeutung des kleinen Kellers, von dessen Vorhandensein er ihn eben überzeugt, genau erklärt hatte. Er und Karl mit der schönen Halsbinde wollten sich, mit allen nöthigen Werkzeugen ausgerüstet, am dritten Tage mit Einbruch der Nacht dort versteckt halten (er verschob die Ausführung um zwei Tage, weil er wußte, daß die bereitwillige Mutter am dritten Tage eine große Menge gestohlener Gold= und Silberwaaren erhalten sollte) und wären die Stammgäste dann fort, so sollte Beppo, der ohne Verdacht im Hause bleiben durfte, weil er beinahe alle Nächte bei Georginen hinzubringen gewohnt war, — sie aus ihrem Versteck hervorlassen, nachdem er die Mädchen in ihren Zimmern verschlossen hätte. Wenn sie sich dann alle drei des Hauses bemächtigt, würde es ihnen leicht fallen, das Gold und die Juwelen der Mutter an sich zu bringen, die, sich in der Schlinge gefangen sehend, nicht an den geringsten Widerstand denken und froh sein würde, wenn sie mit dem bloßen Leben davonkäme.

Beppo konnte seine Theilnahme an einem Unternehmen nicht verweigern, dessen glücklicher Erfolg, so zu sagen, feststand; er ging also auf den Vorschlag des langen Ludwig ein.

Nachdem er von dem Banditen geschieden, der sich entfernte, um Karl mit der schönen Halsbinde zu benachrichtigen, ging Beppo in Georginens Zimmer hinauf. Er befahl dem Mädchen, zu welchem er eine große Neigung hatte und die er für ihre Hingebung belohnen wollte, sich anzukleiden, ihn in seiner Wohnung

zu erwarten, wo er sie in zwei oder drei Tagen wiederzusehen versprach.

Das Mädchen war schon längst gewohnt, allen seinen Befehlen ohne die geringste Bemerkung nachzukommen; sie gehorchte auch diesmal.

Nach Georginens Abgange verließ Beppo das Haus der bereitwilligen Mutter und stieg auf dem Quai de Gèvres in ein Cabriolet, welches ihn in die Wohnung des Polizei-Chefs brachte. Beppo versprach, sich die neue Adresse der Marquise von Roselly um jeden Preis zu verschaffen, um mittelst ihrer den Häuptern der Bande auf die Spur zu kommen, und verließ den Chef, nachdem er neue Belobigungen und Hülfszusicherungen erhalten hatte. Beide kamen in dem Punkte überein, daß es gut wäre, zuvor aller übrigen Mitglieder der Bande habhaft zu werden und schnell die Anstalten dazu zu treffen.

In der Nacht des zweiten Tages, als es an der Rathhausglocke ein Uhr schlug, wurde die schon lange dunkel und still gewordene Straße de la Tannerie, plötzlich von zahlreichen Schaaren von Polizei-Agenten, Stadtbütteln und Bürgersoldaten überschwemmt; Wachen, denen man die höchste Wachsamkeit empfohlen hatte, besetzten alle Ausgänge. Nach diesen Vorsichtsmaßregeln näherte sich ein Mann, den die dreifarbige Schärpe sogleich als Polizei-Kommissarius erkennen ließ, der Thür des Hauses der bereitwilligen Mutter, und nachdem er ziemlich stark angeklopft, um alle Bewohner der Straße aus dem Schlafe zu stören, brachte er die Worte vor,

welche alle Menschen von unreinem Gewissen nicht ohne Schrecken hören können:

„Im Namen des Gesetzes, öffnet.“

Im Hause der bereitwilligen Mutter blieb es dunkel und still; erst nach einer zweiten Aufforderung, die von der Drohung, die Thür erbrechen zu lassen, begleitet war, hörte man die Riegel knarren.

Die Thür ging auf, und die bereitwillige Mutter in den Nachtkleidern, mit einem schmutzigen metallenen Leuchter, auf welchem ein Sparlicht in blechenem Halter dampfte, erschien auf der Schwelle.

„Gott! ist's möglich!“ rief die Alte, „ehrliche Leute so mitten in ihrem ersten Schlafe zu stören! Ihr müßtet bei euren vielen Nachtbesuchen in dieser Gegend längst wissen, daß das Haus von Colette Comtois kein verdächtiger Ort ist.“

„Versichert Euch dieses Weibes,“ sagte der Polizei-Kommissarius zu einem der Polizei-Agenten, und ohne die Schenkwirthin einer Antwort zu würdigen, schritt er durch den Laden in den hinteren Saal, von allen seinen Leuten begleitet.

Nur zwei Bürgersoldaten blieben auf der Straße zurück.

„Nun! Mutter!“ sagte der mit ihrer Überwachung beauftragte Polizei-Agent zur Schenkwirthin: „darauf war sie nicht gefaßt, nicht wahr? Ja, eingesteckt zu werden, ist hart.“

Beim Klange dieser Stimme, die der bereitwilligen Mutter nicht unbekannt war, nahm sie schnell

den Leuchter, den sie auf ihren Ladentisch geschoben und leuchtete dem Polizei-Agenten in's Gesicht.

„Wie, Du bist's, Fanfan, la Grenouille, Du bist um diese Stunde bei der Polizei?"

„Was wollen Sie, man muß doch etwas thun, um seinen Unterhalt zu verdienen; es thut mir nur leid, daß Sie die erste Person sind, die ich binden soll."

„Höre, Fanfan! ehe Du wirst 10,000 Franks erübrigt haben, wirst Du mehr als einen einstecken müssen."

„Allerdings!"

„Wohlan! Laß mich laufen und ich zahle sie Dir in schönen Banknoten."

„Nicht möglich!"

„Da hast Du sie."

Die bereitwillige Mutter zog aus ihrem Busen ein Packetchen mit Bankscheinen, das sie dem Polizei-Agenten in die Hände schob.

„Nun?" begann sie.

Die Versuchung war zu stark; Fanfan la Grenouille schob die Bankscheine, nachdem er sie gezählt und wohl geprüft hatte, in seine Tasche.

„Ich bin's zufrieden," erwiderte er.

Die bereitwillige Mutter warf einen alten Pelz, der zufällig auf ihrem Lehnstuhle liegen geblieben, über ihre Schultern, Fanfan öffnete leise die Ladenthür, vor welcher die beide Bürgerwachen auf und niedergingen, und um die Erlaubniß des Austritts mit der bereitwilligen Mutter zu erlangen, brauchte er ihnen

nur die dreikantige Karte zu zeigen, die mit dem Strahlenauge versehen das amtliche Erkennungszeichen bildet.

Fanfan la Grenouille und die bereitwillige Mutter liefen ziemlich lange eines Weges; als sie sich aber von der Straße de la Tannerie entfernt genug glaubten, um nichts mehr besorgen zu dürfen, trennten sie sich, nachdem sie sich gegenseitig das größtmöglichste Glück gewünscht hatten.

Während dieser Vorgänge war der Polizei-Kommissarius vom Saale aus, wo er Niemanden gefunden, in den kleinen Hof vorgedrungen und hatte zweien seiner Leute befohlen, den Kübel wegzuheben.

„Hervor," rief er, als die Kelleröffnung sich Aller Augen zeigte, „hervor, wenn ihr nicht wie Schinken geräuchert werden wollt."

Die Banditen in ihrer eigenen Schlinge gefangen und von der Unmöglichkeit des geringsten Widerstandes überführt, ergaben sich.

So verschämt wie Füchse von einer Schaar junger Hühner gefangen, kletterten sie nach einander an der Müllerleiter herauf. Sie wurden, je nachdem sie im Hofe anlangten, gebunden und einer starken Abtheilung Bürgersoldaten, die im Färbergäßchen hielt, übergeben.

„Robert, Cadet-Vincent, der lange Ludwig, Cornet tappe dur, Karl mit der schönen Halsbinde," sagte der Polizei-Kommissarius, als der Agent, der in den Keller geschickt, ihm gemeldet, daß Niemand mehr unten wäre, „nun der Fang ist nicht übel; wer ist der?"

fuhr er fort, indem er Beppo einem seiner Agenten zeigte.

„Der ist," rief der lange Ludwig, „den man noch nicht gefesselt hatte, nach meiner Überzeugung ein Verräther!" und mit Blitzesschnelle stürzte er auf Beppo los und brachte ihm mit einem Dolchmesser einen mit Wuth geführten Stich zwischen den beiden Schultern bei.

Beppo stürzte zu Boden; das Blut schoß in dicken Tropfen aus der tiefen Wunde.

„Bravo! langer Ludwig!" riefen alle Banditen, „Tod den Verräthern!"

Einige Puffe und Kolbenstöße brachten die Elenden zum Schweigen.

Der Polizei-Kommissarius ließ Beppo in eins der Zimmer im Hause schaffen und sandte einen Agenten nach einem Arzte.

Erst nach diesem Vorfalle gewahrte man das Verschwinden der bereitwilligen Mutter und des Fanfan la Grenouille. Trotz der Entfernung der Hehlerin ward das Haus nach allen Richtungen hin genau durchsucht und eine Menge gestohlener Sachen gefunden, die man zu späteren Beweisstücken aufbewahrte.

Die Mädchen der bereitwilligen Mutter, über welche sich die Polizei noch näher aufklären wollte, wurden nach dem Gasthause gebracht, das die Behörde beständig für Personen ihres Gleichen, Straße du Faubourg Saint-Denis 117 bereit hat; nur Beppo und zwei Agenten blieben im Hause der Straße de la Tan-

nerie zurück, beauftragt ihn zu pflegen und zu überwachen.

Der herbeigerufene Arzt hatte nämlich erklärt, daß seine Wunde, ohne gerade gefährlich zu sein, seine Fortschaffung für den Augenblick nicht gestattete.

VII.

Die Pariser Stadtvogtei.

Das äußere Ansehen der Conciergerie, eines Zuchthauses im Seine-Departement, ist beinahe das aller Gefängnisse: wie überall sind auch hier Mauern aus ungeheuren Quadersteinen, welchen die Länge der Zeit eine düstere und grünliche Farbe verliehen, Fensterchen mit starken Eisenstäben versehen, niedrige und gewölbte Thüren, mit allen Arten von Beschlägen versehen und durch schwere Riegel und ungeheure Schlösser verrammelt.

Der Haupteingang nach einem kleinen Hofe zu, in welchem die elenden Wagen untergebracht sind, welchen man den Namen Salatkörbe*) gegeben, hat eine eichene mit Eisen beschlagene Thür und ein starkes Gitterwerk. Zwischen dieser Thür und dem Gitter steht beständig ein Aufseher, der die Besucher erst zuläßt, nachdem er sorgsam ihre Einlaßkarten geprüft, die sie alsdann in der Kanzelei abgeben und beim Fortgehen wiedererhalten. Trotz dieser kleinlichen Vorsichtsmaßregeln, deren gebieterische Nothwendigkeit nicht in Zweifel gezogen werden

---

*) Der erste der Wagen, welche diesen Namen führen, wurde zu Lyon gebaut, um einen berüchtigten Gauner, Namens Josas, nach Paris zu bringen; er bestand, wie die nach seinem Muster gebauten, aus Weidenholz, daher der Name Salatkorb.

kann, haben Gefangene bisweilen die strengste Aufmerksamkeit getäuscht und ihre Freiheit wiedererlangt. Jedermann erinnert sich noch des wunderbaren Verschwindens des Herrn von La Valette, welcher, Dank der edlen Aufopferung seiner Gemahlin, am Tage vor seiner festgesetzten Hinrichtung aus seinem Kerker entwischte.

Nachdem man zwölf Stufen abwärts gestiegen, befindet man sich in einem geräumigen, achteckigen, durch und durch gewölbten Zimmer von wunderbarer Höhe, in welchem sich diejenigen Wächter aufhalten, welche ihr Dienst nicht in das Innere des Gebäudes ruft.

Des trefflichen Feuers ungeachtet, welches diese Herren zu allen Jahreszeiten in einem ungeheuren Ofen unterhalten (dem einzigen Möbel nebst einigen Bänken aus Eichenholz, auf welchen die besonders begünstigten Gefangenen sitzen, welche die einzige Gunst erlangt haben, frei mit ihren Verwandten und Freunden zu plaudern) herrscht eine greifende Kälte, die wie ein schwerer Eismantel auf den Rücken des Besuchers fällt, sobald er nur den Fuß in diesen geräumigen Saal gesetzt hat.

Dann muß man über einen langen und dunklen Corridor gehen, dessen widriger Anblick sehr geeignet ist, auch auf den einen sehr unangenehmen Eindruck zu machen, der am wenigsten zu jenem leichten Erschrecken geneigt ist, das sich unserer oft, ohne daß wir wissen, warum, bemächtigt.

Dieser Corridor (gleich vielen anderen Theilen der Conciergerie) ohngefähr funfzehn Fuß unter dem Erdboden angebracht, führt zum Zwischenpförtchen; rechts führt ein zweiter etwas hellerer Corridor zum großen

Männerhofe; links verschließt ein Gitter den Eingang zum Frauenquartier.

Die Überwachung dieses letzteren Theiles ist den Frauen Painparé und Yvose anvertraut; es wäre zu wünschen, daß alle Personen, die solche Ämter bekleiden, eben so wie diese ihre Pflichten begriffen.

Übrigens befindet sich das ziemlich zahlreiche Personal der Conciergerie so wohl, als es immerhin in einem Gefängniß geschehen kann, und das darf nicht befremden; es unterliegt dem Einflusse und dem Willen des Mannes, welcher an der Spitze steht: der Direktor verbindet mit allen liebenswürdigen Eigenschaften eines Weltmannes eine Herzensgüte, welche alle ihm Näherstehenden zu würdigen wissen; er läßt selbst denen Gerechtigkeit widerfahren, gegen die er bisweilen hart sein muß.

Der Frauenhof bildet ein längliches Viereck, in dessen Mitte sich ein sorgsam gepflegtes, mit Blumen und Strauchwerk besetztes Gartenbeet befindet; diese armen Pflanzen lassen trotz der ihnen unaufhörlich geschenkten sorgsamen Wartung ihre farblosen Blumen auf ihre Stengel niederfallen. Man könnte sagen, daß sie sich nur ungern entschließen, in diesem weiten Gebiete alles menschlichen Elends und aller Verbrechen ihre Kelche zu entfalten, und daß sie über die tanzenden Strahlen ihrer schönen Sonne klagen, die wegen der hohen Nachbargebäude der Conciergerie nur gebrochen zu ihnen gelangen.

Links von diesem Hofe befindet sich ein Arbeits- oder Wärmesaal, in welchem die Gefangenen unter steter Beaufsichtigung einer Wächterin arbeiten; daran schließt

sich ein dunkler Bogengang, unter welchem sie bei reg=nerischem Wetter spazieren gehen können; die Fenster düsterer und feuchter Zellen, die aber nur bei Überfül=lung des Gefängnisses bewohnt sind, gehen nach diesem Bogengange.

Rechts im Hintergrunde des Hofes liegt die Ka=pelle, welche zwar dem Beschauer nichts besonders Merk=würdiges darbietet, vor welcher man aber nicht ohne die lebhafteste Rührung vorübergeben kann; denn es knü=pfen sich an sie sehr trübe Erinnerungen; die Sakristei die=ser Kapelle diente der unglücklichen Marie Antoinette zum Schlafzimmer; später war sie von der Wittwe des Generals Beauharnais bewohnt, die glücklicher als ihre Vorgängerin, ihr Gefängniß nur verließ, um den großen General zu heirathen, der sie den ersten Thron der Welt besteigen ließ.

Nahe bei der Kapelle liegt der Badesaal, der einen Theil der letzten Wohnung ausmachte, welche die Frei=gebigkeit der Brutus von 1793 der unglücklichen Kö=nigin von Frankreich eingeräumt hatte und der ihr zu=gleich zum Vorzimmer und Speisesaal diente.

Das erste Stockwerk des nach dem Frauenhofe zu erhellten Gebäudes, zu welchem man auf einer breiten Quadersteintreppe gelangt, ist nur durch den bleichen und flackernden Schein einer russigen Lampe erleuchtet, scheint gleichsam in den Felsen eingehauen, und besteht zur Rech=ten aus einigen für die begünstigteren Gefangenen be=stimmten Zimmern (sie sind ziemlich bequem, einige so=gar mit dem ausgesuchtesten Geschmack verziert; in einem von ihnen wohnte der Prinz Louis Napoleon); links

liegen Schlafzimmer zum gemeinsamen Gebrauche der Märtyrer; diese Zimmer, die einen zu drei, die anderen zu vier Schlafstellen, befinden sich fortwährend in dem Zustande vollkommenster Reinlichkeit; die Lagerstätten bestehen aus einem gewöhnlichem Strohsacke aus einer ziemlich fein wollenen Matratze, einem Kopfkissen, zwei schönen und guten Decken, feinlinnenen Betttüchern, die allmonatlich gewechselt werden. Eine also beschaffene Lagerstätte findet sich in allen Strafanstalten des Departements der Seine (die Polizei-Präfektur ausgenommen, wo man sie nur mit vielem Gelde sich verschaffen kann). Wie man sagt, verdanken die Gefangenen diese Milderung ihres Schicksals der Herzogin von Berry; eine Milderung, die allen übrigen Departements, wenn sie dieselbe nicht bezahlen können, versagt bleibt.

Es ist schönes Wetter; man hat die Schlafzimmer eben geöffnet, die gefangenen Frauen sind alle auf ihrem Hofe versammelt; die einen, alt und fast kraftlos, sitzen auf einer hölzernen Bank, die vor dem gewölbten Gange, ihrem Spaziergange bei schlechtem Wetter, steht: sie wollen die wenigen Sonnenstrahlen, die sich in ihr Gefängniß eingeschlichen, genießen; andere, etwas flinker, gehen langsam auf und nieder, indem sie eine Prise Tabak nehmen, diese einzige Labung der Gefangenen, welche die Menschenfreunde der Neuzeit, begeisterte Angreifer der den Engländern und Amerikanern entlehnten Systeme, wir begreifen nicht aus welchem Grunde, verstatten wollen; noch andere, junge zum Theil sogar schöne Frauen beschäftigen sich mit den unschuldigen Spielen:

er gewinnt immer, Blindekuh, lesen Romane, arbeiten oder überlassen sich dem Vergnügen der Unterhaltung. Wäre die buntscheckige, fast immer schmutzige und zerlumpte Kleidung nicht, und gäbe es nicht einige abgezehrte und erdfahle Gesichter, auf welchen des Lasters unwürdiger Stempel eingegraben liegt, so könnte man beinahe glauben, man befände sich in dem Hofe einer Erziehungs-Anstalt, wo die jungen Pflegebefohlenen sich unter der strengen Beaufsichtigung ihrer Oberen Zerstreuungen hingeben, die für ihr Alter passen; denn der größere Theil der jungen Gefangenen verbindet mit dem Vorzuge der Jugend noch untadeliche Schönheit und anmuthige Feinheit im Betragen. Dennoch aber brechen selbst die jungen und schönen Frauen oft in Worte aus, die jeder wahrhaft Gebildete nur mit Entsetzen hören kann, besonders wenn sie sich einige Verbrechen vorzuwerfen haben.

Wir gebrauchen absichtlich das Wort: Verbrechen; unsere Leser wissen bestimmt, daß die Conciergerie nur das Vorzimmer des Assisenhofes ist; denn die Vorzimmer der Zuchtpolizei-Gerichte befinden sich anderswo.

Die schallende Stimme des obersten Wächters an der Zwischenpforte unterbrach plötzlich das Gespräch und die Spiele der im Frauenhofe Versammelten.

„Adelaide Moulin, zur Instruction!"

Bei Anhörung dieser Worte erhob sich eine ziemlich reinlich gekleidete Frau, welche mehr durch Krankheiten als durch ihr Alter schwach und leidend erschien, von der Bank, auf welcher sie gesessen, und schritt, sich mühsam an der Mauer hin festhaltend, nach dem Aus-

gange des Hofes hin, der gerade zur Zwischenpforte führt.

Eine ihrer jüngeren Unglücksgefährtinnen, gerührt von ihrer Anstrengung, lief auf sie zu und half ihr über den Hof.

Der Pförtner übergab die Frau Adelaide Moulin einem Gensd'arme, welcher sie durch die verschiedenen unterirdischen Gänge führte, welche die Conciergerie, Polizei-Präfectur und den Justizhof vereinigen, um sie in das Vorzimmer eines Instructionsrichters zu bringen.

Ein zweiter Gensd'arme hatte zu derselben Zeit aus einer der Mäusefallen *) des Justizhofes einen jungen kaum zwanzig Jahr alten Menschen in dasselbe Zimmer herbeigebracht.

Dieser junge Mann, mit einem höchst einnehmenden Gesichte, das den Stempel einer wunderbaren Sanftmuth trug, war ausnehmend blaß.

Sein reiches, schwarzes, noch immer schönes, obwohl sehr vernachlässigtes Haar, die dunklen Augenränder, seine abgemagerten Glieder und seine farblosen Lippen zeigten ein Opfer des ungeheuren Elendes großer Städte, das die Kinder des Volkes bei ihrem Austritt aus der Wiege erfaßt, um sie erst bei ihrem Hinsinken in das Grab zu verlassen.

Der junge Mann und die Frau Adelaide Mou-

---

*) So nennt man geräumige unterirdische Zimmer, deren ungeheure Gitterfenster man vom Quai de l'Horloge aus sehen kann und in welchen die aus den verschiedenen Gefängnissen der Hauptstadt ausgewählten Gefangenen untergebracht sind, um die Zeit ihrer Stellung vor dem Instructionsrichter abzuwarten.

lin kamen zufällig auf derselben Bank neben einander zu sitzen.

Die durch Elend und Siechthum beträchtlich gealterte Frau, welche die Fragen zu errathen suchte, die der Untersuchungsrichter an sie richten würde, um die Antworten darauf so vorzubereiten, daß sie weniger schuldig, als sie es war, erschiene — bemerkte zuerst ihren jungen Unglücksgefährten nicht, endlich wurde aber ihre Aufmerksamkeit durch einen schwachen trockenen Husten erregt, der aus seiner Brust kam und von leichtem Blutauswurf begleitet wurde.

„Sie sind leidend," bemerkte sie.

„O! es ist weiter nichts," erwiderte der unglückliche junge Mann, „ein vorübergehender Brustreiz, an den ich schon gewöhnt bin."

Es herrschte eine feuchte Witterung und der junge Mann nur mit einem linnenen Rock bedeckt, den die freigebige Behörde den dürftigen Gefangenen verabreicht, zitterte am ganzen Körper.

„Ist Ihnen kalt?" fuhr die alte Frau fort.

„In der That," entgegnete der junge Mann, „meine Kleidung ist für das heutige Wetter zu leicht und der Saal, in welchem ich, bevor ich hierher kam, länger als drei Stunden gestanden, ist geräumig und feucht; was soll man aber machen; man muß das Unvermeidliche ertragen; übrigens bin ich auch an alle Leiden gewöhnt."

Ein neuer Hustenanfall hinderte ihn am Weitersprechen.

Die Anstrengung hatte seine bleichen Wangen leise gefärbt; diese flüchtige Färbung lieh seinem Gesicht einen

ganz neuen Ausdruck; die alte Frau, welche ihn schon seit einigen Augenblicken forschend anblickte, ließ endlich einen dumpfen Ausruf ihrer Brust entschlüpfen.

„Ich täusche mich nicht," sagte sie, „er ist's. Ach, Gott sei Dank, der mir heute Gelegenheit geben will, ehemals begangenes Unrecht wieder gut zu machen."

„Was fehlt Ihnen denn, liebe Frau!" sagte der junge Mann, welchen die verwelkten Züge seiner Nachbarin dunkel die einer Person in das Gedächtniß riefen, die er einst genau gekannt hatte.

„Sie heißen Fortuné, nicht wahr?" erwiderte die Alte.

„Ja, liebe Frau!"

„Sie wurden zu Genf erzogen?"

„So ist's, aber warum diese Fragen?"

„Wie, Sie kennen mich nicht mehr?"

„O ja!" rief der junge Mann, der endlich zu klarer Erinnerung gekommen war, „Sie sind Frau Moulin, Sie haben mich erzogen, Sie sind meine Tante."

Der arme junge Mann, unbekannt damit, welche gerechte Vorwürfe er Frau Adelaide zu machen hatte, ließ ihr keine Zeit zu antworten, umarmte sie und hielt sie lange an seine Brust gepreßt.

Wir müssen nun unseren Lesern Fortuné's Schicksale mittheilen, von der Zeit an, wo er, trotz seiner durch ein feierliches Urtheil anerkannten Unschuld von Jedermann zurückgestoßen, Genf fast nackt und dem Hungertode nahe verließ — bis zu dem Augenblick seines bevorstehenden Verhörs vor dem Instruktions-Richter.

Einmal außerhalb der Stadt, ging er gerade aus,

lief schon eine Viertelstunde, so daß die Gebäude der Stadt, in welcher er sein ganzes Leben hingebracht, schon am Horizonte verschwanden, als er einer Seiltänzertruppe begegnete, deren Fuhrwerk so drollig war, daß er bei dessen Anblick trotz seiner tiefen Traurigkeit sich eines Lächelns nicht enthalten konnte.

Der Zug der herumziehenden Künstler bestand aus einem Wagen, oder besser aus einer kleinen Karre, worüber eine Plane gespannt, die so abgenutzt war, daß sie einem Siebe auf zwei halben Reifen glich. Auf jeder Seite derselben hatte ein Nebenbuhler von Davignon (ein sehr berühmter Schriftmaler) mit vielen Unrichtigkeiten folgende Worte mit schwarzen und rothen Buchstaben geschrieben: „der unvergleichliche von Riberpré und seine Familie, Hof-Seiltänzer der Souveraine der vier Theile der bekannten und unbekannten Welt.“

Diese Karre, auf welcher Herr von Riberpré, seine Gemahlin, seine beiden Töchter und die ganze von ihm geleitete Truppe fuhr, die aus sechszehn Schauspielern und Schauspielerinnen bestand, zog ein Esel, ein bescheidenes, geduldiges, aber klägliches, abgehaartes und altes Thier, zu seinen Gehülfen gehörte eine Dogge und ein starker Neufundländer, welche Hippolyte's Rennern ähnlich finsteren Blickes und gesenkten Hauptes einherschritten.

Herr von Riberpré hatte in Genfs umliegenden Dörfern einige Vorstellungen gegeben und rückte auf französischen Boden, wo er eine reiche Ehren- und Geldernte zu machen hoffte.

Fortuné folgte seit einer guten Stunde maschi-

nenmäßig diesem wunderlichen Fuhrwerk, als Herr von Riberpré vom Wagen stieg, den er am Saume einer schönen, von alten und dichtbelaubten Bäumen umkränzten Wiese hatte halten lassen; er reichte seiner anmuthigen Gemahlin und seinen Fräulein Töchtern den Arm zum Aussteigen; die übrige weibliche und männliche Künstlerschaar hatte Niemanden zu dieser Bewegung nöthig; sie sprangen flink herab und umringten dann in Kreisform ihren Direktor, welcher, nachdem er dem Esel und seinen beiden Gefährten ihre tägliche Ration gegeben hatte, ihnen ein bescheidenes Mahl vorsetzte, das der Appetit, jene Würze, die auch die schwarze Spartanersuppe schmackhaft machte, köstlich finden ließ. Nach dieser pflichtmäßigen Abwartung ließ Herr von Riberpré die Gesellschaft sich auf der Wiese herumtummeln, er selbst aber setzte sich mit den Seinen auf einen kleinen Hügel, die Frau Gemahlin breitete einen alten Lappen auf den grünen Rasen, und eine der Fräulein Töchter langte aus einem runden Binsenkorbe einige Speisevorräthe und zwei Flaschen, welche der Familie zum Frühstück dienen sollten.

Fortuné, dessen Magen seit dem vorigen Tage entsetzlich knurrte, glich jetzt dem geldlosen Feinschmecker, seine Blicke folgten jedem Bissen und sah er sie verschwinden, so entrang sich wider seinen Willen seiner Brust ein tiefer Seufzer.

Herr von Riberpré bemerkte endlich den armen Teufel, dessen zerrissene Kleidung und klägliches Gesicht endlich Veranlassung wurde, ihn zum Frühstück einzuladen. Die mit der Einladung beauftragte Tochter ging nicht schüchternen, sondern festen und majestätischen

Schrittes auf den jungen Menschen zu; sie trug gleich ihrer Schwester ein seidenes, aprikosenfarbnes, mit Flittern und rothen Tressen besetztes Kleid, ihr Kopfschmuck bestand aus einem Turban von grüner Gaze.

Fortuné nahm, nachdem er seinen Dank gestammelt, neben Frau von Riberpré Platz, die ihm ein großes Stück Brod reichte, auf welchem gehacktes Fleisch lag, das ihm vortrefflich mundete; einige Nüsse und zwei Gläser Wein vervollständigten das Mahl, nach welchem seine Traurigkeit sich bedeutend gemindert hatte.

Der Direktor war ein Fünfziger, den sein winziger Wuchs dicker erscheinen ließ, als er wirklich war (er zählte nur 4 Fuß 6 Zoll); sein Kopf- und Barthaar schwärzer als Ebenholz, leuchtete wie ein gewichster Stiefel; alle Regenbogenfarben spielten auf seinem Gesichte, dessen Ausdruck dennoch nicht unangenehm war, denn es verrieth einen jener guten und fröhlichen Menschen, die in den Tag hineinleben und die bei irgend einem ärgerlichen Ereigniß, das ihnen zustößt, sprechen: „Hundert Thaler Ärgerniß wiegen 6 Franken Schulden nicht auf *).“

Er trug einen grünen Rock mit breiten Schößen, eine Weste und ein Paar Beinkleider von scharlachrothem Tuch mit verschiedenartigen Schmutzflecken; seine ehemals weißen Strümpfe waren mit gelben Zwickeln geziert, an seinen Schuhen glänzten breite Schnallen aus vergoldetem Kupfer, sein Kopfputz bestand aus einer Perrücke à la conseillère, die für den Augenblick an einem der Schwanzbäume des Karrens hing.

*) Grundsatz der Marktschreier und Seiltänzer.

Gesicht und Kleidung seiner würdigen Gemahlin waren nicht weniger eigenthümlich und üppig. Wenn er, dick und klein, einem Schlauche glich, so hatte seine Gemahlin große Ähnlichkeit mit einem Kehrbesenstiele; sie hatte feuerrothe Haare, ihre Haut, vielleicht ehemals vom blendendsten Weiß, war jetzt voll unzählicher Kleienflecke, die ihr das Ansehen von Kaffee und Milch gaben; übrigens waren alle Umrisse ihres Gesichtes, wie auch des Körpers schroff und eckig; sie trug einen Filz à la Henri IV. von welchem eine weiße und rothe Feder niederwehte, und ein himmelblaues Kleid mit Tressen von versilbertem Kupfer besetzt.

Es dauerte nicht lange, so wurde Fortuné nach Mittheilung seines traurigen Schicksales von Herrn von Riberpré als Rechnungsführer und Rollenvertheiler der Gesellschaft angeworben. Er durchzog das ganze südliche Frankreich, spielte selbst, ohne Ahnung, seinem Vater so nahe zu sein, auf dem Schlosse Pourrières, während Salvador und Roman sich dort aufhielten, und wollte aus der Provence nach dem Lyonnais ziehen, als Herr und Madame Riberpré vom Tode ereilt wurden.

Die Schauspieler wurden entlassen. Malaga, die älteste und schönste der hinterlassenen Töchter, trat als Kunstreiterin in die Bouthorsche Truppe, herumziehende Nebenbuhler der Gebrüder Franconi. Brigantine, die jüngste, fand bei einem Heiligen-Bilderhändler ein Unterkommen. Fortuné trat in die Dienste eines Menagerie-Besitzers. Dieser Mann war viehisch grob, weil er sich mit einer wunderbaren Körperstärke begabt wußte; in seiner Trunkenheit (und er war stets

trunken) schlug er seine Bestien wie auch seine Leute mit einer eisernen Stange, die etwas dicker als der kleine Finger war und spitz zulief.

Fortuné, welcher trotz seines abenteuerlichen Lebens und seiner Lumpen ein vornehmes Aussehen behalten, mißfiel seinem Brodherrn außerordentlich, weil dieser sicherlich fühlte, daß sein Diener an Bildung weit über ihm stand. Er ergriff also begierig jede Gelegenheit, ihn zu mißhandeln; er zahlte ihm seinen Gehalt nicht aus, und gab ihm nur so viel Nahrung, als dazu gehörte, ihn vor dem Hungertode zu bewahren.

Fortuné, gezwungen alltäglich unter groben Mißhandlungen seine magere Kost den Löwen, Tigern und Riesenschlangen abzukargen, hielt dennoch beinahe ein Jahr lang aus; endlich aber bat er um seinen Abschied und seine Gehaltsauszahlung; mit seinem Gehalte, das sich auf 60 Franken belief, glaubte er in Paris sein weiteres Fortkommen begründen zu können.

Anstatt jeder Antwort erhielt er von seinem Herrn mit der eisernen Stange einen so heftigen Schlag auf die Schultern, daß er zehn Schritte von ihm betäubt zu Boden stürzte.

Fortuné stand mit Blitzesschnelle wieder auf; er ergriff einen breiten Säbel, der zum Zerhauen des Fleisches diente, das man den wilden Thieren vorwarf, faßte seinen Herrn beim Halse und setzte ihm die gefährliche Waffe auf die Brust.

„Bezahl mich auf der Stelle,“ rief er ihm mit wutherstickter Stimme zu, „oder ich stoße Dir das Eisen in die Brust.“

Der Thierführer, eben so feig als grausam, zitterte am ganzen Körper und suchte sich nicht einmal von der engen Umklammerung seines jungen Dieners loszumachen.

„Ich werde Dich bezahlen, lieber Freund!" stammelte er endlich.

„Sofort, ich warte nicht länger!"

Der Bestienführer langte 14 Fünffrankenstücke aus seiner Tasche und gab sie Fortuné.

„Bist Du so bezahlt?" fragte er.

„Ich verlange nicht mehr von Dir," erwiderte Fortuné, schob das Geld in seine Tasche und entfernte sich aus der mit Leinewand bedeckten Hütte.

Nachdem er sich in Lyon reinliche Kleider verschafft, zog er vierzehn Tage später zum italienischen Thore in Paris ein, zwar nur im Besitz von 3 Fünffrankenstücken, aber reich an Hoffnungen.

Er trat im einfachsten Hôtel garni des Viertels St. Marcel ab und that sich am anderen Tage nach Beschäftigung um.

Das hieß aber, um mich eines Volksausdruckes zu bedienen, eine Nadel in einem Heubunde suchen. Wer sollte sich wohl eines jungen Menschen annehmen, dessen schwächliche Glieder eben keine große Stärke vermuthen ließen und mit dessen Wissen es sehr übel stand. Vergeblich ging er also von Thür zu Thür, alle seine Zeit zum niedrigsten Preise anbietend. Aus Genf hatte man ihn verstoßen, weil man ihn kannte, aus Paris trieb man ihn aus Unbekanntschaft mit seinen Verhältnissen.

Fortuné sah, nicht ohne Schrecken, sein kleines Vermögen sich merklich vermindern. Was sollte er an=

fangen, wenn er nichts mehr hatte. Sollte er stehlen, betteln? Beides verabscheute er auf gleiche Weise.

Einer seiner Tischgenossen in dem elenden Hôtel, welchem er seine traurige Lage eröffnet, hatte ihm gerathen, Soldat zu werden. Fortuné suchte den Werbehauptmann der Seine auf. Er wurde abgewiesen, weil ihn die Ärzte für viel zu schwach erklärt und er auch nicht die nöthigen Papiere bei sich führte. Der würdige Hauptmann, von seinem Elend und seiner Verzweiflung gerührt, hatte ihm ein Fünffrankenstück gegeben.

„Es giebt hienieden noch gute Seelen," sagte Fortuné nach dem Empfang dieses Almosens (er hatte am Tage vorher seinen letzten Sous ausgegeben), „ich will den Muth nicht verlieren, Gott kann nicht zugeben, daß ich den Hungertod erleide."

Er machte sich wieder auf, um Beschäftigung zu suchen. Ein Messerschmid wollte ihn an dreien Tagen in der Woche, täglich zu 2 Franken, mit dem Drehen des Rades seiner Schleifmaschine beschäftigen; nach einem halben Jahre mußte ihn der Meister wegen Mangel an Arbeit entlassen.

Fortuné war übrigens an Erfahrungen reicher geworden; sein Brodherr hatte ihm gesagt, daß ein verständiger und genügsamer Mensch in einer Stadt wie Paris auf tausend anständigen Wegen seinen Unterhalt finden könnte. Er dürfe nur alte Pfropfen auf den Straßen auflesen, um sie an die Nachtlampen-Fabrikanten zu verkaufen, den Löwen leise nachschleichen, die Cigarren, die sie, zur Hälfte geraucht, wegwerfen, aufheben, um kleine Cigarren daraus zu machen, die an

Löwen niedriger Gattung verkauft werden; die Wagenthüren am Eingange der Schauspiel- und Ballhäuser öffnen, bei Regenwetter Latten über die Rinnsäle legen, Hunde waschen, deutsche Zündhölzer verkaufen, Hefte mit Briefpapier zu zwei Sous, lauter kleine Handwerke, die zwar nichts Bedeutendes abwerfen, aber ihre Leute doch ernähren.

Fortuné würde einen oder den anderen Erwerbszweig ergriffen haben, wäre er nicht gleich nach seinem Austritt vom Messerschmide erkrankt; man brachte ihn in's Hôtel-Dieu.

Endlich genas er von einer langwierigen Krankheit; an einem düsteren und kalten Herbstmorgen schob man ihn vor die Thür des Krankenhauses. Der Arzt, welcher am Tage vorher seinen Entlassungsschein unterschrieben, hatte ihm empfohlen, sich während seiner Wiedergenesungszeit recht warm zu kleiden, etwas Bordeaux-Wein zu trinken und nur gesunde und nahrhafte Speisen zu essen; Alles das hätte Fortuné allerdings sehr gut gethan; die tausendfachen Entbehrungen, denen er seit langer Zeit unterlegen, hatten ihn dergestalt geschwächt, daß er, um gehen zu können, genöthigt war, sich an der Mauer festzuhalten.

Um bis in sein ganz nahe gelegenes Hôtel garni zu kommen, bedurfte er zwei volle Stunden; hier fand er sein früheres Zimmer vermiethet, und er mußte also seinen Wanderstab weiter setzen. Mit dem Tode im Herzen lief er auf's Gerathewohl umher, bis er von Anstrengung und Hunger erschöpft, auf dem Trottoir niedersank.

Stadtsoldaten brachten ihn auf die nächste Wache. Hier theilten die Gemeine ihre magere Kost mit ihm und deckten ihn mit dem groben wollenen Regenmantel der Schildwache zu.

Am anderen Tage wurde er vor einen Polizei-Kommissarius gebracht; diesem theilte er nun alle seine Verhältnisse mit; anstatt aber gerührt zu sein, wandte der ehrliche Beamte nur den Artikel 270 des Strafgesetzbuches auf ihn an, der also lautet:

„Landstreicher oder Habenichtse, die weder ein bestimmtes Obdach, noch auch Unterhaltungsmittel besitzen und gewöhnlich keinerlei Handwerk treiben u. s. w.;" er trug also zweien Soldaten auf, ihn nach der Polizei-Präfektur zu bringen. Seit zweien Tagen schon war er mit dem Abschaume der Menschheit zusammengesperrt, als er im Vorzimmer des Instruktions-Richters mit Frau Adelaide Moulin zusammentraf.

Ein Gensd'arme, welcher Fortuné in's Geheimzimmer des Richters abholte, unterbrach ihre Unterhaltung.

„Nimm da," sagte sie, indem sie dem Abgehenden zwei Zwanzigsoustücke in die Hand schob, „laß Dir etwas Brühe und Wein geben, pflege Dich und hoffe."

„Leb wohl! liebe Tante!" antwortete Fortuné, welcher ihre Reden nicht verstand. „Ach! vielleicht sehe ich Dich nicht mehr wieder."

„Hoffe," rief ihm die Frau nochmals zu.

Darauf ward auch sie in das Geheimzimmer eines Untersuchungs-Richters abgeführt.

VIII.

Ein Ende des Schleiers zerreißt.

Salvador war eben mit dem Ankleiden fertig geworden, als ihm sein Kammerdiener einen Brief überreichte, welchen man dem Haushälter mit der dringenden Bitte abgeliefert, denselben bald seinen Herrn zustellen zu lassen.

Da der Brief das Siegel eines der Untersuchungs-Richter der Seine trug, öffnete ihn Salvador alsbald. Er lautete also:

„Herr Marquis!"

„Haben Sie doch die Gewogenheit, sogleich in mein Geheimzimmer zu kommen; ich habe Ihnen, wie ich glauben darf, höchst freudige Mittheilung zu machen. Ich habe die Ehre...."

„Das sieht einem gerichtlichen Erscheinungsbefehle nicht ähnlich," dachte Salvador; „ich glaube der Aufforderung des ehrenwerthen Richters folgen zu dürfen. Eine höchst freudige Mittheilung! das begreife ich nicht; wenn dahinter eine Schlinge läge. Das ist aber nicht wahrscheinlich, und dann, was kann mir denn eigentlich widerfahren!"

Salvador stieg in den Wagen, und ließ sich von Silvia's englischem Kutscher, den er seit dem Vor-

falle im Gehölz von Vincennes in seine Dienste genommen hatte, nach dem Justizpalaste fahren. Er wurde sogleich in's Geheimzimmer des Untersuchungsrichters eingeführt; dieser erhob sich zu seinem Empfange und reichte ihm einen Armstuhl.

„Sicherlich," dachte Salvador, nachdem er dem feinen Benehmen des würdigen Beamten gebührend entgegnet, „sicherlich habe ich nichts zu fürchten."

Außer dem Richter saß noch eine alte Frau im Zimmer auf einem bescheidenen Strohstuhle; ihr zur Bewachung war ein langer, starker Gensd'arme beigegeben.

„Kennen Sie den Herrn?" fragte der Richter die Frau, als Salvador sich gesetzt hatte.

„Ich habe den Herrn nie gesehen," erwiderte die alte Frau, „ich kann also nicht die Ehre haben, ihn zu kennen."

Der Richter war augenscheinlich auf diese Antwort nicht vorbereitet.

„Und Sie, mein Herr!" begann er zu Salvador, „kennen Sie diese Frau?"

„Ich habe sie nie gesehen," erwiderte er, mit einem forschenden Blicke auf die Frau.

„Das ist sonderbar," bemerkte der Richter, sich die Stirn reibend. „Der Herr ist der Marquis Alexis von Pourrières," fuhr er an die Alte sich wendend fort.

Frau Moulin stand so eilig von ihrem Stuhle auf, daß der Gensd'arme, welcher sicherlich glaubte, sie wolle entwischen, ihr den Weg vertrat. Sie näherte sich Salvador und sah ihn mit forschenden Blicken an.

„Der Herr ist nicht der Marquis Alexis von Pour-

rières," sagte sie, nachdem sie ihn genau besichtigt hatte. „Zwischen seinen und des wirklichen Marquis Zügen ist eine gewisse Ähnlichkeit vorhanden, aber das ist auch Alles. Der Herr ist größer und stärker gebaut, seine Augen sind blau, die des Marquis von Pourrières schwarz."

Die letzten Worte der Alten riefen eine leichte Blässe auf Salvadors Gesicht. Der Richter konnte sie leicht bemerkt haben. Salvador, der seine Lage für gefährlicher hielt, als sie wirklich war, wollte die Möglichkeit herbeiführen, seine Blässe dem Zorn zuzuschreiben.

„Was soll diese lächerliche Komödie," rief er, an den Richter sich wendend, „und was will diese Frau von mir, die ich weder kenne noch kennen lernen mag."

„Beruhigen Sie sich, Herr Marquis!" erwiderte der Beamte, „ich bitte Sie, ich werde Ihnen über alles Vorgefallene Auskunft ertheilen. Wollen Sie mir aber die Ehre erweisen, mir auf einige Ihnen vorzulegende Fragen zu antworten?"

„Ich bin bereit."

„Sie haben einer Frau Adelaide Moulin aus Genf einen natürlichen Sohn zur Erziehung anvertraut, ein Kind, das Sie mit Fräulein Jazetta Louiset aus Marseille, der Tochter eines Fechtlehrers, hatten, und das von Ihnen anerkannt worden."

Salvador hatte genug gehört, um sogleich zu errathen, daß die alte Frau, welche ihn nicht erkennen wollte, Frau Moulin aus Genf wäre, und daß man nur darum ihn hätte rufen lassen, weil Fortuné sicher-

lich aufgefunden wäre; die Worte seines Briefes ließen keinen Zweifel daran offen.

„Ach, hätte ich das gewußt,“ dachte er, „so würde ich diese Frau sogleich erkannt und den jungen Fortuné, der meiner gewiß im nächsten Zimmer harrt, an's Herz gedrückt haben, und Alles wäre abgemacht gewesen; aber ich bin jetzt zu weit vorgeschritten, als daß es möglich wäre, schnell wieder rückwärts zu gehen.“

„Allerdings, mein Herr!“ sagte er zum Richter, „erfuhr ich bei meiner Rückkehr nach Frankreich, nach unzähligen Reisen, daß jene Frau sich meines Vertrauens unwürdig gezeigt, meinen Sohn keineswegs pflichtgemäß erzogen, im Gegentheil hatte sie ihn gegen meine ausdrücklichen Befehle in Unbekanntschaft mit dem Namen gelassen, den er einst führen sollte, und endlich Genf und mein Kind verlassen, um sich gerichtlichen Verfolgungen zu entziehen. Diese Kunde habe ich durch die Genfer Stadtbehörden erhalten; übrigens werden Sie auch wissen, wie mein unglückliches Kind Genf verlassen mußte, weil es ungerechter Weise angeklagt worden war, den Wohlthäter seiner Jugend ermordet zu haben.“

Der Beamte nickte bejahend.

Darauf zeigte Salvador zur Beglaubigung seiner Nachforschungen nach dem unglücklichen Fortuné den Brief vor, den ihm einst Laura's Gemahl zugeschickt hatte. Der Beamte las ihn aufmerksam durch und versicherte, daß er nunmehr überzeugt sei, daß Fortuné wirklich des anwesenden Herrn Sohn wäre.

„Der Herr ist nicht der Marquis Alexis von Pourrières,“ versicherte nochmals die Frau.

„Schweig, Unglückliche," rief der Richter, „vermehre nicht Dein Unrecht, indem Du mit Erbitterung eine solche Ungereimtheit behauptest, bedenke, daß eine schwere Strafe...."

„Mein Herr!" entgegnete Frau Moulin, „verdammen Sie mich nicht ungehört; in allen diese Sachen liegt ein geheimnißvolles Dunkel, mit Gottes Hülfe aber werden Sie den Schleier des Geheimnisses lüften. Hier ist ein Brief des Marquis, den ich zufällig aufbewahrt, er ist schon das erste Beweisstück."

Der Richter nahm den Brief, las ihn aufmerksam durch und übergab ihn dann Salvador.

„Ich habe ja selbst diesen Brief geschrieben," bemerkte dieser.

„Wohlan! mein Herr!" rief Frau Moulin„ ,schreiben Sie einige Worte und übergeben Sie dieselben dem Herrn Richter; er wird alsdann sehen, ob ich ihn belogen, wenn ich behaupte, daß Sie nicht der Marquis von Pourrières sind."

Salvador ergriff, ohne des Richters Befehl abzuwarten, Feder und Papier, schrieb einige Zeilen und zugleich die Namensunterschrift jenes Briefes.

Beide Handschriften glichen sich vollkommen, ein Umstand, der nicht befremden darf, weil Salvador längst die Rolle eines ausgezeichneten Handschriftenfälschers spielte. Die Frau wurde sogleich abgeführt und Salvador blieb mit dem Richter allein.

„Ich möchte nur wissen," begann der Richter, „was die Frau veranlassen kann, diese Rolle zu spielen."

„Ich glaube," erwiderte Salvador, „daß es mit

ihrem lügnerischen Sohn auf Erpressung einer bedeutenden Belohnung abgesehen ist."

„Der junge Mann," fuhr der Richter fort, „ist durchaus kein Lügner; ich habe ihn selbst ausgeforscht, und alle seine Antworten erschienen mir als der Ausdruck der Wahrheit."

„Ach! mein Herr! wenn die Hoffnung, die Sie mir machen, sich verwirklichte, so wäre ich der Glücklichste der Sterblichen."

„Sie wird es," fuhr der Richter fort, „ich werde alles nur immer Mögliche anwenden, um Ihren Sohn in Ihre Arme zurückzuführen, ja ich werde selbst nach Genf schreiben, und nöthigenfalls sogar Leute von dorther nach Paris kommen lassen, die Fortuné und die Frau gekannt haben."

„Ich werde Ihnen unendlich verbunden sein," erwiderte Salvador feierlich, „und damit mein Sohn keine Noth leide, deponire ich sogleich eine Summe von 500 Franken."

Er übergab dem Beamten die Summe, und empfahl sich unter wiederholten Danksagungen. Als er am Fuße der Haupttreppe anlangte, fand er wohl den Jäger, der Kutscher aber hatte sich entfernt und kehrte erst nach einiger Zeit aus einem nahe gelegenen Wirthshause zurück. Zur Erklärung dieses Umstandes erlauben wir uns, unseren Lesern Folgendes mitzutheilen:

Während Salvador's Abwesenheit war der englische Kutscher vom Bocke herab gestiegen und ging mit seinem Kameraden, dem Jäger, neben dem Wagen auf und nieder, als er von einem reinlich gekleideten Men-

schen angeredet wurde, dessen rechtes Auge in einer schwarz-taffetenen Binde hing; dieser Mensch faßte ihn so kräftig beim Arme, daß der obgleich starke Kutscher wohl vermuthete, er habe es mit einem Kerle zu thun, der ihm die Spitze bieten könnte.

„Du kennst mich wohl nicht?" sagte der Fremde zum Kutscher.

„Allerdings kenne ich Dich nicht."

Das war eine Lüge; da er den Mann vollkommen wiedererkannt; es war ja derselbe, welchem er vor einigen Monden, um einen Preis von 25 Louis zu gewinnen, mit seiner Peitsche ein Auge ausgehauen hatte.

„Das ist möglich," sagte Beppo; „Du wirst mir aber sogleich zum Polizei-Kommissarius folgen."

Beppo, den wir verwundet in den Händen zweier Polizei-Agenten im Hause der bereitwilligen Mutter zurückgelassen, wurde nach einigen Tagen in ein Krankenhaus gebracht; er wollte, um seine Mutter nicht zu beunruhigen, nicht, daß man ihn in seine Behausung brächte; er hatte der Mutter geschrieben, er habe eben eine Reise angetreten, die ihn einige Monate von Paris entfernt halten würde, zugleich empfahl er Georgine ihrer Aufmerksamkeit, indem er versicherte, daß ihm dieses Mädchen sehr am Herzen liege.

Unter der sorgfältigen Behandlung berühmter Ärzte in jenem Hospital genas Beppo in kurzer Zeit. Das Messer des langen Ludwig hatte den Rückgrat gestreift und nur ein Schulterblatt tief geritzt.

Sobald er wieder genesen und auf freien Fuß gesetzt war (man hatte ihn nur zum Schein in gefängli-

chem Gewahrsam gehalten), suchte er seine Mutter und Georgine auf.

Er fand Georgine, und sie hatte erst seit zwei Monden die Diebeshöhle verlassen, einfach aber reinlich gekleidet; ihr schönes schwarzes Haar war sorgfältig geordnet, ihre Augen, nicht mehr schwarzgerändert (ein sicheres Zeichen einer unordentlichen Lebensart) hatten ihre herausfordernden Blicke verloren; ihre vor Kurzem noch bleichen Wangen begannen sich zu färben.

Beppo küßte sie auf die Stirn.

„Ich danke Dir," sagte er leise zu ihr, „für alle Deine mir geleisteten Dienste und namentlich für Deine Schweigsamkeit. Es ist Alles gut," fuhr er mit erhobener Stimme fort, „ich bin mit Dir zufrieden, bleibe stets um meine Mutter, theure Georgine! Du bist noch jung; die Zukunft wird Dir noch glückliche Tage bringen, und sterbe ich eher als meine gute Mutter, was immer möglich sein kann, so wirst Du sie trösten, nicht wahr?"

„Welche Gedanken," rief die alte Mutter, „Du sterben? Du denkst nicht daran, Du bist jung, stark."

Georgine, die Beppo's Gedanken errathen, schwieg. Nur mit Mühe vermochte sie unter ihren Wimpern flimmernde Thränen zurückzuhalten.

„Man muß, armes Mütterchen! auf Alles gefaßt sein; denn es geht hienieden sehr sonderbar zu."

„Beppo! liebes Kind! Du verhehlst mir etwas! auch hast Du mir noch nicht gesagt, warum Du so oft abwesend warst."

„Beruhige Dich, liebe Mutter!" sagte Beppo und

legte die Hand zärtlich streichelnd auf ihre Stirn; „ich werde bald die mir eigens gestellte Aufgabe gelöst haben, und dann kehren wir in die Provence zurück. Jetzt kann ich Dir nichts weiter sagen, frage mich also nicht; denn ich würde vielleicht, um Deinen vergeblichen Fragen zu entgehen, noch seltener hier sein, als es bisher geschehen."

„Ach! mein guter Gott!" rief die arme Mutter, und hob ihre beiden Hände gen Himmel, „schütze mein armes Kind, wenn es noch Deines göttlichen Erbarmens würdig ist."

„O! Du darfst immerhin für mich zu Gott beten; denn, was ich thun will, ist gut."

„Du täuschest mich also nicht?"

„Nein, liebe Mutter! nein, ich versichere Dir's fest und heilig."

„Dann, mein Sohn! geschehe Gottes Wille, komm so oft es möglich, zu uns; ich will Dich nie mit Fragen belästigen."

Beppo küßte seine Mutter und Georgine von Neuem und verließ sie mit dem Versprechen recht baldiger Wiederkehr.

Als er von Hause kam, stieß er auf Salvador's Kutscher, den er, wie wir bereits wissen, zum Polizei-Kommissarius führen wollte.

„Komm," sagte Beppo, „überlaß Deinem Kameraden die Pferde und folge mir gutwillig; Du mußt wissen, daß ich nöthigenfalls auch stark genug bin, Dich, wenn Du nicht gehorchst, hinzuschleppen."

Bei dieser Drohung begann der Elende am ganzen Körper zu zittern; er wußte, daß sein Herr ihn entlassen

würde, wenn er sich einmal in den Händen des Gerichts befände.

„Laßt hören," erwiderte er; denn er wollte sich durchaus aus dem üblen Handel ziehen, „laßt sehen, ob es nicht noch Mittel giebt, uns im Guten zu vereinigen. Ihr scheint mir ein ehrlicher Mann zu sein, wir wollen ein Gläschen trinken und plaudern, und wenn wir uns dann nicht einigen können, so will ich Euch folgen, wohin Ihr begehrt."

„Übrigens," dachte Beppo, „habe ich's ja nicht mit dem armen Teufel zu thun; denn der hat nur den Befehlen seines Herrn gehört."

Beppo trat also mit dem Kutscher in's Wirthshaus und zwar nur in der Absicht, um den Namen seines Herrn zu erfahren.

„Was hast Du mir zu sagen?" fragte er endlich den Kutscher, als sie beide in einem Geheimstübchen bei einer entpfropften Flasche Wein saßen, die der Letztere bestellt hatte.

„Hört," sagte er zu Beppo, „ich will Euch gestehen, da wir gerade allein sind, daß ich Euch, wiewohl unabsichtlich, verwundet."

„Ob Du das leugnest oder eingestehst, thut nichts; denn ich habe mir die Adresse der Augenzeugen des Vorfalles behalten, und diese werden Dich schon wiedererkennen."

„Das ist möglich, aber darum handelt es sich gar nicht. Ich muß Euch nur sagen, daß ich nur dem Befehle meines Herrn folgte, und unter uns gesagt, um

25 Napoleons zu verdienen, die er mir auch baar und richtig nach der Rückkehr in's Hôtel ausgezahlt hat."

„Elender!" rief Beppo, über solche Unverschämtheit empört.

„Ei, guter Gott! ich bin so schuldig nicht, als Ihr meint," erwiderte der Kutscher, „wir Dienstboten in vornehmen Häusern müssen alle Befehle unserer Herrschaft ausführen, wenn wir unsere Stellen behalten wollen. Ihr könnt die Gründe, die ihn zu jenem Befehle veranlaßten, von meinem Herrn selbst erfahren; überhaupt wäre es gut, wenn Ihr Euch in allen Fällen lieber an ihn als an mich hieltet; verlangt einen Schadenersatz in Geld von ihm, er wird ihn schon geben, da er's gewiß nicht gern sehen würde, wenn die Angelegenheit vor Gericht käme, vor welchem ich doch zu meiner Entschuldigung die reine Wahrheit sagen müßte."

„Glaubst Du in der That, daß Dein Herr zahlen werde? ist er reich?"

„Ob er reich ist! er sitzt auf lauter Gold- und Silbersäcken."

„Ah!"

„Folgt meinem Rathe und Ihr werdet wohl thun. Seid Ihr dann nicht zufrieden, so könnt Ihr ja immer noch thun, was Euch beliebt."

„Wer steht mir dafür, daß ich Dich, wenn Du mir jetzt entwischest, später wiederfinde; am Ende verlässest Du Deines Herrn Dienste und selbst Frankreich."

Dieser Einwurf brachte den Kutscher in sichtliche Verlegenheit und er verließ sich nur noch auf's Bitten.

„Richtet mich nicht zu Grunde," sagte er zu Beppo,

„ich bin überzeugt, daß Ihr über den Edelmuth meines Herrn nicht klagen werdet; laßt mich gehen, ich will Euch meine 500 Franks zustellen.

„Höre," erwiderte Beppo, „ich will Dir die Freiheit und das Geld dazu schenken, wenn Du mir versprichst, meine Fragen aufrichtig zu beantworten."

Der Kutscher leistete sogleich das geforderte Versprechen.

„Wie heißt Dein Herr?" fragte der Letztere.

„von Pourrières," erwiderte der Kutscher, und um den Fragesteller zu beweisen, daß er nicht lüge, zog er seine Schreibtafel hervor.

„Wo wohnt er?"

„Straße von Courcelle, Vorstadt Saint-Honoré."

„Welches war seine Begleitung am Tage meiner Verwundung durch Deinen Peitschenhieb?"

„Frau Marquise von Roselly und Herr Vicomte von Lussan."

„Wo wohnt die Marquise?"

„Wittwenallee, in den elysäischen Feldern."

„Und der Vicomte?"

„Straße von Varennes."

Nun waren Beppo's heißeste Wünsche erfüllt. Nur eine Vorsichtsmaßregel hatte er zu nehmen vergessen, und dies verzögerte das Gelingen seiner Pläne: er hatte dem Kutscher die so nöthige Schweigsamkeit über ihre Unterhaltung abzuverlangen vergessen.

IX.

Flucht.

Salvador's Kalesche flog pfeilschnell längs der großen Allee in den elysäischen Feldern dahin, und ihm auch nur von fern zu folgen, war ein Miethkutscher gezwungen, sein obwohl gutes Pferd kräftig zu peitschen, was er auch that, um nur die von dem Herrn, den er fuhr, ihm versprochene Belohnung zu erhalten.

Beppo saß im Miethcabriolet, weil er sich von der Wahrheit der Auskunft des englischen Kutschers überzeugen wollte.

Salvador lag auf den weichen Kissen seiner Kalesche und rauchte eine Cigarre, deren Rauch in bläulichen Wölkchen aufstieg.

„Meines Gebäudes Grundfeste wankt," dachte er; „es würde vielleicht rathsam sein, zwischen mir und denen, die sich in meine Angelegenheiten mischen wollen, eine unausfüllbare Kluft zu eröffnen."

Die Kalesche hielt vor einem zierlichen Hause in der Wittwenallee; Beppo, nunmehr fest überzeugt, daß ihn der Kutscher des Marquis nicht habe täuschen wollen, gab dem seinigen Befehl, ihn auf die Polizei-Präfectur zu fahren. Salvador, der in Silvia's Armen Vergessenheit alles Unangenehmen suchte, fand deren

ganzes Haus in Aufruhr. Der Thürhüter saß nicht in seiner Wohnung, die übrige Dienerschaft lief wie von Sinnen hin und her.

„Ach, mein Herr!" sagte eine Kammerfrau zu Salvador, der in das Vorzimmer trat, „welch gräßliches Unglück! die gnädige Frau Marquise....!"

„Was ist denn der gnädigen Frau Marquise zugestoßen?" rief Salvador.

„Treten Sie näher, Herr Marquis!" erwiderte die Kammerfrau, „die gnädige Frau wird hocherfreut sein, Sie zu sehen; sie hat schon zweimal zu Ihnen geschickt!"

Die Kammerfrau ging Salvador in Silvia's Zimmer voran.

Die Marquise von Roselly lag auf einem Ruhebett, ihre Kleidung war in Unordnung gerathen, ihre Haare, ihre Wimpern und Augenbrauen verbrannt; das Feuer hatte auf ihrem Gesichte, ihrem Halse und Armen tiefe und blutige Furchen zurückgelassen. Bei Salvador's Eintreten war ein Wundarzt mit dem Verbinden der zahlreichen Wunden beschäftigt.

„Ich besitze Muth, mein Herr!" sagte Silvia rauh und barsch zu ihm, „ich besitze Muth, sage ich Ihnen, antworten Sie mir also aufrichtig; ich werde gräßlich entstellt bleiben, nicht wahr?"

„Ich habe nur Hoffnung, Ihr Erblinden zu verhindern," erwiderte der Wundarzt, „die Brandmale werden allerdings bleiben."

„Fluch!" rief Silvia, stand trotz der Anstrengungen des Arztes von ihrem Sitze auf, näherte sich dem Spiegel und rief: „Fluch! kein Haar, keine Augenbrauen

mehr, das Gesicht mit abscheulichen Narben bedeckt, ich sehe gräßlich aus!"

„Was ist denn hier vorgegangen?" fragte Salvador den Arzt.

„Etwas unglücklicherweise nur zu Gewöhnliches," erwiderte dieser; „die gnädige Frau Marquise hatte einen Brief zugesiegelt und den Wachsstock neben sich stehen lassen; die Fenster standen offen, die Zugluft machte die Lichtflamme flackern, das Spitzenhäubchen fängt Feuer, das Feuer greift um sich, die gnädige Frau Marquise verliert den Kopf, das Übrige wissen Sie. Sie würde sicherlich um's Leben gekommen sein, wären ihre Leute nicht, durch ihr Geschrei herbeigelockt, ihr zu Hülfe geeilt."

„Nun!" begann Silvia, als sie mit Salvador allein war.

„Es ist Dir allerdings ein großes Unglück widerfahren; sei aber fest überzeugt, daß es meine Gefühle für Dich durchaus nicht zu verändern im Stande ist."

„Ich glaube nicht, daß Du eine so gräßlich entstellte Frau überall mit Dir wirst umherführen wollen, Du liebtest mich nur, weil ich schön war."

„Der Schmerz, theure Silvia! verleitet Dich zu offenbaren Ungerechtigkeiten; aber ich glaube, daß der Zeitpunkt, uns zu streiten, schlecht gewählt ist; wichtige Angelegenheiten rufen mich zu Dir, ich werde wiederkommen, wenn Du ruhiger sein wirst."

„Du wärest lieber schon fort, nicht wahr? Geh nur! Ich will Dich nicht länger zurückhalten; bin ich Deiner bedürftig, so werde ich Dich schon kommen lassen."

„Höre, Silvia! ich bin endlich Deiner unaufhörlichen Drohungen müde.“

„Die ich in That umsetzen werde, wenn Du mir zu gerechten Klagen über Dich Veranlassung giebst; jetzt habe ich nichts mehr zu verlieren.“

„Ich überlasse Dich Dir selber, morgen, in einigen Tagen vielleicht bist Du schon weniger leidend und gewiß vernünftiger; wünschest Du mich dann zu sprechen, so laß mich's wissen.“

Salvador verließ Silvia's Zimmer, ohne ihre Antwort abzuwarten.

Bei seiner Rückkehr erfuhr er durch den Kammerdiener, der ihm einen Brief überreichte, den er ungelesen in die Tasche steckte, die Ankunft Luciens.

Er begab sich sogleich auf ihr Zimmer. Da er sie aber etwas von der Reise angegriffen fand, wollte er sie, trotz ihrer Bitten, zu bleiben, nicht mit Auseinandersetzung des Standes seiner Geschäfte, nach welchem sie sich sogleich erkundigt hatte, belästigen, und entfernte sich also.

„Er ist gut,“ dachte Lucie, als sie ihn, um nicht Geräusch zu machen, auf seinen Zehenspitzen fortschlüpfen sah, tief gerührt von seiner außerordentlichen Zuvorkommenheit.

Armes, entsetzlich getäuschtes Wesen!

Auf seinem Zimmer angelangt, erinnerte sich Salvador des ungelesenen Briefes, zog ihn aus seiner Tasche und las:

„Mein theurer Rupin!“

„Der Vater Juste, dem ich diesen Brief gebe, ver-

spricht mir, ihn Dir zu übermachen. Du hast mich so viel Geld verdienen lassen und Dich immer so gut gegen mich benommen, daß ich die Gelegenheit nicht verabsäumen will, Dir einen wichtigen Dienst zu leisten."

„Du weißt sicherlich, daß eines Nachts die Polizei in unser Haus eingedrungen ist, und da ein Verräther uns angegeben und die Geheimnisse unserer Schlupfwinkel verrathen hatte, alle Kameraden eingezogen worden sind."

„Der Anhänglichkeit eines alten Galeerensklaven, der des Broderwerbes halber sich zum Spion gemacht hatte, und dem ich 10000 Franken gegeben, verdanke ich mein glückliches Entkommen und jetzt bin ich in so sicherem Verstecke, daß ich weder Gensd'armen, noch Soldaten, noch Spione, noch Polizei-Kommissarien oder Richter fürchte."

„Ich wünschte, daß alle die guten Kinder, welche mir Geld zu verdienen gegeben, eben so sagen könnten; unglücklicherweise ist dem aber anders und ich besorge sehr, bald zu hören, daß alle, die in Paris in Freuden leben, eingesteckt worden; denn die bereits festgenommenen werden wahrscheinlich Mittheilungen machen und die Übrigen verrathen. Die Diebe sind jetzt nicht mehr ehrlich. Und doch bist Du, armer Rupin! die Veranlassung zu all dem Unglück. Höre nur, wie so: Du erinnerst Dich gewiß noch des Mörders, der nach einem Mordversuche auf dem Pont au Change sich in das Wasser stürzte, um der Verfolgung der Menge zu entgehen und den Du in meine Behausung eintreten ließest, gerade als er gepackt werden sollte. Nun wohl, mein Lieber! diesem

Lump verdanken wir Alle unser Unglück. Vor einiger Zeit suchte er mich wieder auf, erzählte mir viele Geschichten, unter andern, daß er mit anderen Dieben zusammen, die nun in Gewahrsam, gestohlen, sich selbst aber geflüchtet hätte, und nunmehr in Paris zu stehlen gedächte. Er wußte sich mein volles Vertrauen zu erwerben; ich stellte ihn den Freunden vor und behandelte ihn am Ende wie mein Kind."

„Nun, heilige Mutter Gottes! er war ein Spion!"

„Ein Kamerad von Fanfan la Grenouille, Poil aux Lèvres, ein alter Dieb, der bei der Polizei ist, hat mir erzählt, daß man auf der Polizei-Präfektur sogar gesagt: Beppo (so heißt der Verräther) hätte geschworen, daß er nicht eher ruhen würde, als bis es ihm gelungen wäre, den langen Richard, den Provençalen und Dich in die Hände der Richter zu überliefern."

„Du kannst nun, liebes Kind! jeden beliebigen Gebrauch von meinen Mittheilungen machen; bist Du in so sicherem Versteck wie ich, dann magst Du immerhin in Paris bleiben, wenn dem aber anders ist, so rathe ich Dir, Dich auf das Schnellste davonzumachen, denn Beppo ist Dir auf der Spur und verfolgt Dich mehr aus Rache als aus Gewinnsucht."

„Lebe wohl, lieber Rupin! Du wirst wahrscheinlich nichts mehr von mir hören; denn ich lebe ganz allein, wie ein alter Wolf, und um mein Gewerbe versteckter treiben zu können, bin ich fromm geworden, ja ich gehe zur Beichte. Das ist drollig, nicht wahr? Nun! Du wirst es mir nicht glauben und dennoch ist es wahr: mein Beichtvater ist ein so rechtlicher Mann, er spricht

von allen religiösen Thorheiten so schön, daß ich oft versucht bin, seine Worte ernstlich zu nehmen und ihm ein wahres Sündenbekenntniß abzulegen, um dadurch eine volle Freisprechung zu erlangen. Übrigens bin ich jetzt wirklich ehrlich geworden, ich habe nicht Lust, mein Leben im Gefängniß zu beschließen, was mir leicht widerfahren könnte, wenn ich mich erwischen ließe."

„Ach, wenn ich nur auch meine arme kleine Nichon bei mir hätte!"

„Noch einmal, lebe wohl, mein theurer Rupin! erinnere Dich zuweilen an

Marie Magdalene Colette Comtois,
genannt: bereitwillige Mutter.

„Alte Närrin!" dachte Salvador, als er den Brief zu Ende gelesen, den er in tausend Stückchen zerriß und dieselben dem Winde übergab; „wenn ich Deinen Aufenthaltsort wüßte, ich würde Dir gleich die Adresse Deiner Tochter bringen, denn gerade jetzt möchte ich sie gern los werden; das einzige, was ich für sie selbst noch thun kann, ist, sie zu ermahnen, auf ihrer Hut zu sein."

Bald auch lieh er seinen Gedanken folgende Worte:

„Meine theure Silvia!"

„Eine große Gefahr bedroht mich, ich muß fliehen, thue desgleichen; vielleicht treffen wir uns später wieder. Lebe wohl!

A. von P."

„O, Schicksal! wie unbarmherzig treffen Deine Schläge! Ein so herrliches Hôtel, so einträgliche Güter, so prächtige Pferde verlassen zu müssen, ist hart, aber

unvermeidlich! Doch ist ja Frankreich nicht das einzige Land der Welt, wo es sich gut leben läßt; wenn man nur, wie ich, ein vornehmes Äußere, Kühnheit und ein weites Gewissen besitzt, kommt man überall durch."

Salvador gehörte unter die Menschen, welche einen einmal fest gefaßten Entschluß auch schnell ausführen, eine köstliche Eigenschaft, die unglücklicherweise nur wenige Menschen besitzen; er schellte seinem Kammerdiener, dieser erschien: „Morgen mit Tagesanbruch muß ich meinen Cerberus gesattelt finden."

Nachdem Salvador seine Diener durch Befehle aus dem Hôtel entfernt, steckte er in einen Reisemantelsack alle sein Silberzeug und seine Juwelen und begab sich dann zu seiner Frau. Er fand sie in tiefem Schlummer liegen. Die letzten Sonnenstrahlen, durch die rothseidenen Vorhänge in ihrem Schlafgemache gebrochen, fielen senkrecht auf ihr Engelsantlitz, das in Spitzenwellen begraben lag, ein entzückendes Gemälde, dem Salvador kaum einen Blick schenkte, weil er nur an die Ausführung seines Planes dachte.

Er schritt auf den Zehen durch das Schlafgemach und trat in Luciens Boudoir und Arbeitszimmer.

Er blieb vor einem Schränkchen stehen, in welchem die unglückliche Frau gewöhnlich ihre größten Kostbarkeiten verschlossen hielt; es war verschlossen; an dieses unbedeutende Hinderniß durfte sich Salvador nicht stoßen, da er stets ein Bund Nachschlüssel bei sich trug. Er öffnete das Schränkchen und fand einen Rubin- und Opalschmuck, Geschenk der Frau von Villerbanne, einen andern aus Perlen, Andenken an Herrn von Neu-

ville, das er ihr vor seiner Abreise nach Algier verehrt, ein Halsband von ziemlich schönen Diamanten, mütterliches Erbtheil, einige schöne Smaragde, eine Saphirbrosche, ein Armband aus antiken Kameen, eine kleine Taschenuhr, ein unschätzbares Meisterwerk von Breguet, mit verschiedenfarbigen Edelsteinen ausgelegt.

Alle diese Juwelen lagen in mehreren Maroquinkästchen; Salvador schob sie unter einander gestreut in verschiedene Rocktaschen, dann stellte er jedes Kästchen wieder an seinen Ort und verschloß das Schränkchen.

Lucie war erwacht, als er aus dem Zimmer trat, in welchem er den abscheulichsten aller seiner Diebstähle begangen hatte.

„Wie?“ sagte sie zu ihrem Gatten, „Du warst ja in meinem Zimmer?“

„Ich wollte mich nach Deinem Befinden erkundigen; als ich eintrat, schliefst Du noch so süß, daß ich nicht den Muth hatte, Dich aufzuwecken, da ging ich in Dein Boudoir und las bis jetzt.“

Lucie vermuthete nicht im Entferntesten, daß ihr Gatte in dem Augenblicke, wo er sie mit der süßesten Zärtlichkeit überschüttete, bereit war, sie zu verlassen und daß er bereits an ihr selber ein Verbrechen begangen; sie glaubte ihm für seine zarte Fürsorge danken zu müssen, und da es schon spät und der Mittagstisch nahe war, wollte sie aufstehen, und bat ihn demnach, sich einige Augenblicke zu entfernen.

„Es thut mir sehr leid, Dir nicht Gesellschaft leisten zu können, da ich in Unkenntniß über Deine schnelle

Ankunft schon eine anderweitige Einladung angenommen hatte."

„Also auf Wiedersehen, heute Abend," sagte Lucie, ihrem Gemahl die Hand reichend.

Salvador ergriff die Hand der Frau, die er eben beraubt hatte, und drückte sie zärtlich in der seinigen.

„Also heute Abend!" wiederholte Lucie.

Laura hatte, wie unsere Leser nunmehr sehen, in innigster Übereinstimmung mit ihrem Gemahl Lucien nichts über Salvadors Verhältnisse mitgetheilt.

Salvador schickte gleich nach seinem Abschiede von seiner Frau nach einer Miethkutsche, und ließ seinen Mantelsack darin unterbringen. Er stieg Straße Saint Dominique d'Enfer beim Wucherer Juste ab und verkaufte demselben den ganzen Inhalt des Mantelsacks.

Der alte Araber wußte, daß sein Klient vaterlandsflüchtig werden mußte; dennoch benahm er sich etwas vernünftiger als gewöhnlich, er wollte sich mit 25 Procent Gewinn begnügen. Er gab also Salvador 30000 Franken in Banknoten, welche mit dessen noch übrigem baaren Vermögen eine Summe von ungefähr 50000 Franken ausmachten.

Es war völlige Nacht, als Salvador des Wucherers Haus verließ; ein Miethcabriolet brachte ihn auf den Bahnhof der Eisenbahn von Paris nach Orleans. Einige Minuten später befand er sich zu Choisy le Roi, wo er seinen Diener mit dem bestellten Pferde fand; er schickte denselben in das Wirthshaus, indem er ihm befahl, bis morgen Mittag dort zu warten; der Diener sollte nämlich erst nach Paris zurückkehren, wenn er längst

schon über alle Berge wäre. In Voraussicht von möglichen Unglücksfällen hatte er sich seiner Diener sämmtliche Papiere geben lassen; er brachte einen Theil der Nacht damit zu, die ihm nöthigsten zu seinem Gebrauche umzuarbeiten. Er zeichnete einen Paß, ein Tauf- und Militair-Befreiungs-Zeugniß, und zwar mit so wunderbarer Geschicklichkeit, daß die verfälschten Aktenstücke der Prüfung des schärfsten Kennerauges ausgehalten haben würden.

Mit Anbruch des Tages packte er Alles, was er von Wäsche und Kleidungsstücken im Pavillon gefunden, in den Mantelsack, sattelte sein Pferd, schob ein Paar scharfgeladene Pistolen in die Halfter; er hatte sich völlig bartlos gemacht und ganz einfache Kleidung angelegt.

„Es giebt keinen Marquis von Pourrières mehr,“ dachte er auf dem Wege, „der Teufel wird sicherlich Ludwig Rousseau, den Handlungsreisenden des Hauses Biot und Compagnie aus Marseille, beschützen, er ist das wohl auch einem seiner künftigen Gäste schuldig.“

X.

Entwickelung.

Es ist Nacht, der Himmel umwölkt, eine dicker Nebel verschleiert die Atmosphäre, ein feiner durchdringender Regen fällt schon seit mehreren Stunden, ein schon kalter Wind rauscht durch das beinahe entlaubte Zweigwerk der hohen Bäume des Gehölzes von Bongeaux.

In dem Dickicht dieses Gehölzes, dicht an der Landstraße lagern vier Männer von verdächtigem Aussehen, auf einem Haufen vertrockneter Blätter, vollkommen vor dem Regen geschützt. Denn die dicht in einander verschlungenen Baumzweige des Dickichts bilden über ihren Häuptern eine Art Dach, das sie undurchdringlich gemacht durch Überbreitung von Anemonen, deren sich die Fuhrleute und Hausirer bedienen. Diese vier Männer gehören der im ersten Kapitel des fünften Bandes erwähnten Diebeshöhle an.

„Es fängt an, frisch zu werden,“ sagte Johann Ludwig, der Sohn des Blaise le Petit-Christ, des Herzlosen.

„Du hast ganz Recht,“ erwiderte der junge bartlose Mann, den wir zuerst in der Diebeshöhle als Müllerburschen gekleidet fanden, „wenn ihr wollt, so gehen

wir ab. Ein tüchtiges Feuer wird uns besser thun, als die Kälte in diesem höllisch-schwarzen Gehölze."

„Wohlan, es sei!" fügte aufstehend der lange Nieder-Normann hinzu.

„Ihr seid Alle nichtsnutziges Gesindel," rief der häßliche hausirende Kupferschmid; „ihr habt für keinen Heller Geduld und die gebratenen Tauben möchten Euch in den Mund fliegen, nicht wahr?"

„Ja," erwiderte der Müller, „wenn man noch hoffen dürfte, etwas zu machen, so würde man ohne Murren warten."

„Nicht einmal einen Lump werden wir auf der Landstraße finden," erwiderte der Nieder-Normann, „es ist ein Wetter, daß man keinen Hund hinausjagt."

Johann Ludwig, der durch seine unzeitige Bemerkung zu allem Streit Veranlassung gegeben, hatte sich auf dem trockenen Blätterhaufen hingestreckt und war eingeschlafen.

„Machts wie Johann Ludwig," bemerkte der Kesselschmid, „schlaft, wenn Ihr Langeweile habt; da aber der Meister uns befohlen hat, ihn hier zu erwarten, so müssen wir ihm auch gehorchen."

„Nun! man wird ihm schon gehorchen, aber was ist damit auch weiter gethan?" erwiderte der Nieder-Normann.

„Vielleicht mehr, als Du glaubst, lieben Kinder!" sagte in's Dickicht tretend ein Mann, dessen vom Regen triefende Kleidung und rothes Gesicht auf einen eiligst zurückgelegten tüchtigen Weg hindeuteten.

Es war Blaise le Petit-Christ, genannt der Herzlose.

„Es muß hier gleich,“ fuhr er fort, „ein Handlungs-Reisender vorüber kommen, der zu Pferde ist, und den wir uns nicht entwischen lassen müssen; ich aß mit ihm im Wirthshause de la Grange la Prévoté zu Mittag, als die Gensd'armen nach seinem Passe fragten, und habe bemerkt, daß seine Brieftasche voll Banknoten war. Ich eilte ihm, während er sein Pferd beschlagen ließ, voraus; er muß aber gleich hier sein.“

„Nun!“ rief der Kesselschmid in triumphirendem Tone, „wenn der Diebstahl gelingt, wem werdet ihr's verdanken?“

„Dir, zum Teufel!“ erwiderte Johann Ludwig, indem er die aus der Tasche gezogenen Pistolen in neue Umhüllung legte.

„Daß uns der Kerl auf seinem Klepper nur nicht etwa entwischt!“

„Da ist keine Gefahr vorhanden,“ versetzte Blaise le Petit-Christ, „er will noch heute Abend in Melun eintreffen, und um dahin zu gelangen, muß er hier vorbei.“

„Bravo, Meister!“ rief der Nieder-Normann, „wir wollen ihm das Garaus machen und dann heimkehren; denn ich sterbe vor Hunger und möchte auch gern vor einem tüchtigen Feuer sitzen.“

„Ach! Ihr armen Jungens!“ erwiderte Blaise le Petit-Christ in tief betrübtem Tone. Nach diesem Geschäfte und nach Theilung der Beute werden wir uns auf lange Zeit trennen müssen; der Maire von Nan-

terre und ein Polizei-Kommissarius sind heute morgen in Begleitung einer Menge Polizei-Agenten bei mir gewesen. Mein armes Weib, die friedfertige und die schwarze Jungfer sind festgenommen und in das Gefängniß von Versailles abgeführt worden; das Gasthaus zum „Schön-Willkommen" steht nunmehr unter polizeilicher Aufsicht; habt Ihr noch Lust Euch hineinzuwagen."

„Zum Teufel! nein," erwiderten die vier Banditen zu gleicher Zeit.

„Das wäre vollends ein Unglück," fuhr Johann Ludwig fort, „wenn Mutter und Schwestern Mittheilungen machten."

„Da ist keine Gefahr, meine Alte liebt mich zu sehr und meine Töchter sind zu wohl erzogen, um eine solche Schmach befürchten zu lassen; übrigens würden wir uns auch dann noch aus der Schlinge ziehen können; im Hause hat man sicherlich nichts gefunden, was uns verrathen könnte, und wenn nur keine die Anklage erschwerenden Zeugen dazwischentreten, so werden Mutter und Töchter sich schon aus der Schlinge zu ziehen wissen."

„In diesem Falle sind sie außer Gefahr," versetzte Johann Ludwig, „es werden keine Zeugen auftreten, da wir die lobenswerthe Gewohnheit gehabt haben, alle, die wir bestahlen, auch zu tödten."

„Man muß nichts verschwören; ich glaube, wir sind von dem Manne angezeigt worden, der in meinen Kleidern uns entwischte, und Cabriolet nebst Pferd zurückließ, deren wir uns nur mit großer Mühe entledigen konnten."

Servigny hatte in der That bald nach seiner

letzten Unterredung mit dem Abbé Reuzet ein Schreiben an die Polizei geschickt, worin er seine Schicksale in der Schenke zum „Schön-Willkommen“ mittheilte, und zugleich seines zurückgelassenen Cabriolets und Pferdes erwähnt. Die Polizei hatte diese Gegenstände zwar nicht vorgefunden und sonst nichts Verdächtiges entdeckt, jedoch weil das Schreiben aus gebildeter Hand geflossen schien, und also auf bloße Rache nicht schließen ließ, die Schenke unter polizeiliche Aufsicht gestellt. So weise diese Vorsichtsmaßregeln auch getroffen waren, so führten sie doch eines Umstandes halber, den wir gleich mittheilen werden, ziemlich lange Zeit hindurch zu keinen sonderlich glücklichen Ergebnissen.

Blaise le Petit-Christ ging einst auf dem Heimwege durch's Dorf Nanterre, als er von einem jener Menschen angeredet wurde, deren charakteristisches Gesicht dem aufmerksamen Beobachter sogleich ihr Handwerk verräth.

„Könnt Ihr Euch nicht auf mich besinnen?“ sagte jener Mensch zu Petit-Christ.

„Ei, ja wohl,“ erwiderte Blaise, der eben einen Menschen wiedererkannte, mit welchem er einst Schmuggelhandel getrieben, „was suchst Du denn hier?“

„Euch!“

„Mich?“

„Ja Euch. Hört, Vater Blaise! gebt mir 50 Franks und Ihr erhaltet dafür von mir einen sehr heilsamen Rath.“

„Sprich ihn aus, und wenn er gut ist, nun! dann werden wir sehen!“

„Nichts davon, bezahlt erst, ich kenne Euch Schlaukopf, aber ich bin noch schlauer."

Le Petit-Christ zog unter seinem Staubhemde einen ledernen Beutel, den er durch einen starken Riemen an seinem Halse befestigt, hervor; er nahm 10 Fünffrankenstücke heraus und gab sie dem Menschen, der ihn angeredet.

„Ich diene der Polizei," sagte nunmehr jener Mensch, nachdem er die 50 Franks eingesteckt hatte, und sicherlich, um seinen Worten mehr Gewicht zu verleihen, zog er eine dreieckig geschnittene Karte hervor, auf welcher sich ein Strahlenauge befand.

„Wolltest Du mir das mittheilen? Das wußte ich schon."

„Leicht möglich, aber was Ihr noch nicht wißt, ist, daß ich mit mehreren Kameraden hierher gekommen bin, um heute und in den nächsten Tagen alle Vorgänge in einer gewissen Schenke zu beobachten, die das Schild zum „Schön-Willkommen" trägt, und in welcher es, wie man sagt, sehr verdächtig hergehen soll."

„Es giebt so böse Menschen, armer Graukopf!"

„Ob man Euch verleumdet hat oder nicht, kümmert mich nicht; ich habe Euch gewarnt, Ihr habt mich bezahlt, und für das Übrige habt Ihr selbst zu sorgen. Lebt wohl! Vater Blaise."

„Leb wohl, alter Junge."

Le Petit-Christ benutzte die Warnung, und eine Zeit lang war seine Schenke die sicherste und beste im Lande. Er empfing durch obenerwähnten Spion alle Tage für Geld eine Auskunft, und war genau von dem

Ende der Beaufsichtigung unterrichtet; später begann er sein abscheuliches Handwerk von Neuem.

Servigny hatte sich, weil er auf Grund seines Schreibens die Diebe längst für unschädlich gemacht hielt, nicht weiter um die Sache bekümmert. Als er kurz vor den oben erwähnten Ereignissen vor der Diebeshöhle vorüberfuhr, sah er die Mutter und ihre beiden Töchter vor der Hausthür sitzen; er beschloß also, da er sein erstes an die Polizei gerichtetes Schreiben für wirkungslos hielt, neue Schritte zu thun. Da kam ihm der Abbé mit einem Mittel zu Hülfe, das in der That anschlug; er begab sich nämlich selbst auf die Polizei-Präfektur und vertrat die Anzeige durch seine allgemein bekannte würdige Persönlichkeit. Man glaubte ihm und schritt zu neuen Untersuchungen.

Es handelte sich darum, endlich über den sittlichen Werth der Bewohner der Schenke zum „Schön-Willkommen" in's Klare gesetzt zu werden, ihre Abstammung, ihr Gewerbe zu erfahren, und alle Vorgänge im Hause genau zu überwachen. Dieses ziemlich schwierige Amt übertrug man einem geschickten und entschlossenen Manne, dem man überdies die Aussicht auf eine tüchtige Belohnung eröffnete, so daß er sich der Verwaltung seines Amtes mit dem höchsten Eifer hingab.

Dieser unter den Waffen ergraute Mann hatte große Ähnlichkeit mit dem braven Kauz, dessen la Fontaine bisweilen erwähnt. Wir wissen nicht, ob er in der Schlacht etwas eingebüßt hatte, aber wir können versichern, daß er bei all seiner Haudegennatur ein Schlaukopf war. Er wählte einige zuverlässige Gefährten,

legte eine halb bürgerliche, halb bäuerische Kleidung an, und trat mit Anbruch der Nacht in die Schenke zum „Schön-Willkommen.“

Er legte einen Stock von Kornelbaumholz mit einem ledernen Riemen verziert auf einen Tisch, und dazu eine Reisetasche, welche Metalltöne von sich gab, so daß alle Gehörsnerven der Hausfrau und ihrer Töchter bebten. Dann bat er um ein tüchtiges Abendbrod und ein gutes Bett.

Frau Blaise, immer freundlich und zuvorkommend, entgegnete ihm, daß das ganze Haus zu seinen Befehlen stände.

„Sie erweisen mir einen wichtigen Dienst,“ erwiderte der Polizei-Agent; „ich fürchtete schon, bis nach Nanterre gehen zu müssen, was mir sehr unlieb gewesen wäre; denn ich habe heute einen langen Weg gemacht, und gestehe Ihnen, daß ich sehr müde bin.“

„Es giebt schönere Wirthshäuser im Lande,“ versetzte Frau Blaise, „aber es giebt keine reinlicheren, keine, wo die Reisenden so sicher und gut unterkommen.“

„Daran zweifle ich durchaus nicht, und so ersuche ich Sie denn, mir gefälligst diese Reisetasche aufbewahren zu wollen; sie enthält 2000 Franks die ich bei mir führe, um einen Theil des Preises für ein Gütchen zu bezahlen, das ich vor Kurzem ganz in der Nähe an mich gekauft.“

Frau Blaise nahm die Reisetasche und schloß sie unten in einen Schrank, dessen Schlüssel sie dem Reisenden gab.

„Behalten Sie immer den Schlüssel,“ erwiderte er;

„er ist in ihren Händen so gut aufgehoben wie in den meinigen.“

Als sich der Reisende auf kurze Zeit in das ihm bestimmte Zimmer zurückgezogen hatte, begann die eine Tochter:

„Ich glaube, wir haben einen guten Fang gemacht; die Reisetasche enthält lauter Franks; 2000 Franks, das kommt nicht alle Tage vor, nicht wahr?“

„Unglücklicherweise aber,“ erwiderte die Mutter, „werden wir sie wieder zurückgeben müssen.“

„Sie wiedergeben?“ fügte die Friedfertige hinzu, „ei! warum denn das?“

„Du hast also vergessen, daß der Vater mit den Kameraden auf die Landstraße gegangen ist, und heute Nacht nicht mehr heimkehren wird, und daß er uns beim Fortgehen die größte Besonnenheit empfohlen hat; übrigens scheint dieser Mann Muth zu besitzen, und wir alle drei würden höchstens mit ihm fertig werden.“

„Laßt doch,“ sagte die schwarze Jungfer, „wir werden ihm beim Abendbrod tüchtig einschenken, und liegt er dann im besten Schlafe, so wollen wir schon unser Möglichstes thun.“

„Leicht möglich,“ erwiderte die Mutter, „aber was mit der Leiche anfangen.“

„Nun, die behalten wir bis zu Vaters Heimkehr im Hause. Hei! wie würde der Alte schmunzeln, wenn wir ihm bei seiner Rückkehr 2000 Franks in die Hände zählen könnten.“

„Gewiß,“ fuhr die Friedfertige fort, „um so mehr,

als uns, seit wir das edle Mordhandwerk treiben, ein so fetter Bissen noch nicht vorgekommen ist."

„Wohlan, Mutter, laß Dich erbitten," sagte die schwarze Jungfer in kaltem Tone, „die Gelegenheit ist vortrefflich, und dann muß man das Gute, das Gott einem sendet, nicht mit Füßen treten."

„Man muß Euch Euren Willen schon thun," erwiderte Frau Blaise; „auf, es mag sein! man wird den Einfaltspinsel ermorden; die heilige Jungfrau wird uns hoffentlich beschützen; aber das Abendbrod ist fertig; deckt den Tisch und sagt dem Tölpel, er möge herunterkommen."

Während dieser Unterhaltung hatte der Polizei-Agent die Thür und die Fenster seines Zimmers genau besehen; die mit zwei starken Riegeln versehene Thür konnte von innen geschlossen werden, an den hoch über dem Boden befindlichen Fenstern befanden sich starke Eisengitter.

„Vorläufig," dachte er, „sehe ich hier nicht das geringste Verdächtige; der hier eingeschlossene Reisende darf sich mit Recht vollkommen sicher glauben; sie werden doch nicht etwa durch's Schloß kommen?" Der Agent setzte seine Untersuchungen fort, nahm aus einer Hosentasche eine Pistole, und bediente sich des Kolben, um die Wände zu untersuchen. Bald hatte er das Geheimniß des beweglichen Kopfbretts entdeckt, da wurde ihm Alles klar.

„Das ist doch noch," dachte er, „eine menschenfreundliche Art zu morden, ohne große Leiden geht der Rei-

sende aus dem Schlafe in den Tod über. Die Industrie macht alltäglich Riesenfortschritte."

Kaum war der Agent mit seinen Untersuchungen fertig, als die schwarze Jungfer mit der Meldung erschien, daß das Abendbrod bereit stände.

„Dem werde ich tüchtig zusprechen," erwiderte er, „besonders wenn Sie es mit mir theilen."

Im Speisesaal fand er einen höchst reinlich gedeckten Tisch, auf welchem bereits eine Schüssel stand, aus welcher ein köstliches Ragout duftete.

Wie christlich denken die braven Leute, dachte der Agent, sie wollen nicht, daß man die große Reise antrete, bevor man nicht schwer geladen. Aber Capuas Genüsse sollen mich nicht verweichlichen, und die gute Frau mag immerhin mit ihren Töchtern mein Mahl theilen denn Vorsicht ist hier nöthig.

Des Agenten Einladung ward freudig angenommen, so daß er keinen Schlaftrunk weiter fürchtete.

Während der Mahlzeit kredenzten die liebenswürdigen Wirthinnen ihrem Gaste, der Trotignon hieß, tüchtig den Wein, was ihn um so unbesorgter ließ, als er sich's zutraute, ohne besondere Aufregung ein Faß auszutrinken. Nach einigen Gläsern feinen Liqueurs aber glaubte er einen Zustand von Halbtrunkenheit heucheln zu müssen; er spielte seine Rolle so vortrefflich, daß die drei Frauen nach Tische ihr Spiel gewonnen glaubten.

Nach dem Abendbrod zündete er sein Pfeifchen an, um es auf der Thürschwelle zu rauchen; Leute seiner Bekanntschaft gingen auf der Landstraße hin und her, er gab ihnen Zeichen, die sie dahin beantworteten, ihm

in der Stunde der Gefahr nahe zu sein. Der Agent kehrte darauf in die Schenke zurück und bezeigte den Wunsch, zu Bette zu gehen, dem man auch sogleich eifrigst zu erfüllen suchte.

Sobald er sich auf seinem Zimmer befand, machte er sich aus seinen Betttüchern und einer seiner Bettdecken einen Hansemann, legte ihn an seiner Statt in's Bett, zog dann seinen Überrock und seine Weste aus, und legte Beides sorgfältig auf einen Stuhl, damit sie von den Meuchelmördern, wenn es ihnen etwa beliebte durch's Schlüsselloch zu sehen, bemerkt werden könnten, und indem er nur seine Beinkleider und Schuhe anbehielt und in jeder Hand eine geladene Pistole hielt, stellte er sich hinter das Bett und erwartete festen Blickes das Herabfallen des Kopfbrettes.

Als die drei Frauen vermuthen durften, daß der Reisende in tiefen Schlaf gesunken, kamen sie und stellten sich hinter das bewegliche Kopfbrett; lautes Schnarchen, den Tönen der Baßgeige ähnlich, bestärkte sie vollends in ihrer Vermuthung.

„Er schläft," sagte die schwarze Jungfer, „es ist Zeit."

Die Friedfertige ließ die Feder los, welche das bewegliche Kopfbrett zurückhielt, und dieses glitt blitzschnell auf's Bett nieder.

„Er gehört uns," rief die schwarze Jungfer.

„Noch nicht, Meuchelmörder!" rief der Agent, welcher nicht vermuthen konnte, nur von den drei Frauen angefallen zu sein, und schoß eine seiner Pistolen auf

die Gruppe ab, welche er in der Dunkelheit nicht unterscheiden konnte.

Die Kugel zerschmetterte der Friedfertigen den rechten Arm; die Unglückliche stürzte unter gräßlichem Geschrei auf den Boden nieder.

Da ließ sich Geschrei von außen her vernehmen; die äußere Thür gab den verdoppelten Stößen der Anstürmenden nach.

„Das sind Polizei-Agenten,“ rief Frau Blaise, als der Schauplatz durch eine Pechfackel erleuchtet war, welche einer der Agenten angebrannt, „wir sind festgenommen.“

„So ist's, meine zarten Täubchen!“ erwiderte der Agent, „aber wo sind denn die Männer?“ fuhr er fort, erstaunt, nur drei Frauen vor sich zu sehen.

„Ah, Ihr habt sie noch nicht, elende Spione!“ entgegnete die Friedfertige; welche einer der Agenten aufgehoben und auf einen Stuhl gesetzt hatte.

Die drei Frauen wurden sorgfältig gebunden, und die Agenten begannen eine gründliche Hausdurchsuchung, die aber zu keinem Ergebniß führte.

Mit Tagesanbruch langte der Polizei-Kommissär von Nanterre an, der schon Tags vorher benachrichtigt worden, und ließ Frau Blaise mit ihren beiden Töchtern in's Gefängniß nach Versailles abführen.

Die Nachricht von dieser Gefangennehmung verbreitete sich blitzschnell in der Umgegend, so daß Blaise le Petit-Christ sie schon erfuhr, als er sich mit dem fremden Reisenden in einer Schenke befand.

Kehren wir nun zu ihm und seinen Gefährten zurück.

Die Mörder haben trotz des unaufhörlich herabströmenden Regens das Dickicht verlassen und sich am Saume der Landstraße, welche rings von hohen Bäumen umgeben, in's Versteck gelegt. Es ist eine pechschwarze Nacht und der Wind weht heftig.

„Welch abscheuliches Wetter," sagte leise der Kesselflicker, „der Handlungsreisende wird nicht kommen."

„Ich weiß bestimmt, daß er kommt," erwiderte Blaise le Petit-Christ; „denn als ich die Schenke verließ, war er mit seinem Abendbrod fertig und hatte Befehl gegeben, sein Pferd zu satteln, aber still, ich glaube schon etwas zu hören."

In der That hörten die Banditen, als sie aufmerksam lauschten, ganz deutlich ferne Pferdehufschläge.

„Er ist's!" sagte Blaise, „Still!"

Einige Augenblicke später ritt ein Reisender bei den Banditen vorüber; er war in einen weiten Aermelmantel gehüllt, welcher das Kreuz des Pferdes bedeckte; doch konnte er sich dabei vollkommen frei bewegen.

Blaise warf sich zuerst dem Pferde in die Zügel; ihm folgten geradeauf die Anderen.

„Deine Börse oder Deine Haut!" sagte er zum Reisenden.

„Lieben Freunde," erwiderte dieser, „wenn meine Gefährten nicht zurück wären, so würde ich Euch wahrscheinlich um dasselbe gebeten haben, mit mir ist nichts zu machen, ich bin selbst vom Handwerk."

„Vom Handwerk oder nicht, fasse Dich kurz, Du hast Geld und das brauchen wir."

„Zurück denn, ihr elenden Straßenräuber, meine Börse wird Euch vor der Nase weggehen.“

„Ah! Du sprichst die Diebssprache, um uns glauben zu machen, daß Du ein Räuber; das hätte Dir ehedem vielleicht genützt,“ erwiderte Blaise, „aber heute hilft es Dir nicht; die Reichsten sprechen, seit es Wörterbücher der Diebssprache giebt, so gut wie wir. Vorwärts, den Beutel und die Brieftasche!“

Dem Reisenden war es gelungen, eine Pistole aus der Satteltasche zu ziehen; er richtete sie auf Blaise le Petit-Christ, welcher immer noch den Zaum des Pferdes hielt, aber eine Bewegung des Thieres änderte seine Richtung und die Kugel traf den Kesselflicker, welcher zu Boden stürzte.

„Ach, so ist's gemeint!“ rief Blaise, „auf Tod und Leben denn! Johann Ludwig,“ flüsterte er seinem neben an stehenden Sohne zu, „zerschneide dem Pferde die Kniekehlen.“

Der Reisende war von mehreren auf ihn abgefeuerten Schüssen unberührt geblieben; er griff nun nach seiner zweiten Pistole, und da er sich seines gefährlichsten Feindes entledigen wollte, bog er sich über den Hals des Pferdes nieder und schoß ab. Blaise machte eine schnelle Seitenbewegung, da ihm aber der Schuß in den Arm gegangen, mußte er loslassen; in demselben Augenblicke stürzte das Pferd und riß seinen Herrn zu Boden. Johann Ludwig nämlich hatte sich hinter das edle Roß geschlichen und ihm mit Hülfe eines Winzermessers zwei Kniekehlen durchgeschnitten.

Der wehrlose und unter dem Gewicht des Pferdes

beinahe erstickende Reisende konnte sich kaum rühren. Der Müller näherte sich ihm und schoß ihm zweimal in die Brust, während der nur leicht verwundete Blaise ihm seine Brieftasche und all sein Geld nahm.

„Da ist reiche Beute, lieben Jungens!" bemerkte er, „nun vorwärts! in der nächsten Schenke theilen wir."

„Lassen wir den Kesselflicker hier liegen?" warf der Nieder-Normann dazwischen.

Blaise näherte sich dem auf der Landstraße hingestreckten Kesselflicker.

„Er ist todt," sagte er, den Leichnam mit den Füßen wegstoßend.

„Nein," erwiderte der Müller, der sich ebenfalls dem Elenden genähert und eine Hand auf seine Brust gelegt hatte, „sein Herz schlägt noch."

„Er soll aber sterben," fuhr Blaise fort, und feuerte eine Pistole auf den Schädel des unglücklichen Kesselflickers ab.

„Ach, Vater!" rief Johann Ludwig, während die beiden andern Meuchelmörder sich bestürzt ansahen, indem sie gar nicht wußten, was sie sich von diesem Vorfalle denken sollten.

„Schwachköpfe!" sagte Blaise zu ihnen, „wenn er nicht todt wäre, stünde es etwa besser? Konnten wir uns mit ihm befassen oder ihn gar auf dem Wege liegen lassen? Wißt Ihr denn nicht, daß Niemand geschwätziger ist, als einer vom Handwerk, wenn er den Tod vor Augen hat?"

„Das ist allerdings wahr," sagte der Nieder-Normann, „ich preise Gott."

„Das glaub' ich gern," erwiderte Blaise; „denn

unsere Beutetheilung leidet nun durch den fünften keinen Eintrag mehr; nun aber vorwärts, lieben Kinder!"

Die vier Räuber zogen sich in's Dickicht des Gehölzes zurück und ließen die beiden Leichname auf der Landstraße liegen, welche einige Stunden später von den patrouillirenden Gensd'armen aufgefunden wurden. Der Kesselflicker war todt, der Reisende athmete noch.

Beide Körper wurden auf einem Wagen, den sich die Gensd'armen im nächsten Hause der Landstraße verschafft, nach Melun in die Kaserne gebracht, und der noch lebendige sogleich verbunden.

„Heilige Mutter Gottes!" rief ein silberhaariger Greis, als die Gensd'armen mit dem Reisenden an ihm vorüber kamen, „ist's möglich!"

„Was giebt's denn, Vater Coquardon!" sagte ein junges Mädchen, „kennt Ihr vielleicht den unglücklichen Reisenden?"

„Versteht sich, kenne ich ihn. Ach! welch gräßliches Unglück! Ein so braver Mann!"

„Aber, wer ist er denn?"

„Ein reicher Edelmann aus Paris, der oft im Sommer einige Tage hier verlebt."

„Ihr wißt also seinen Namen?" sagte der Polizei-Kommissarius, der den Ausruf der Verwunderung des Alten gehört hatte.

„Ja," erwiderte der brave Mann, „es ist der Herr Marquis von Pourrières."

„Als man erst wußte, daß der Verwundete ein vornehmer und reicher Mann wäre, wurde ihm die größte Sorgfalt zugewendet; man brachte ihn in das schönste Zim-

mer und in die besten Betten, welche in der Kaserne zu haben waren; auch waren seine Wunden so gefährlich nicht, als es beim ersten Anblick schien; die Kugeln waren längs den Rippen hingestrichen und hatten nur Fleischquetschungen verursacht; die Ohnmacht aber war in Folge eines ungeheuren Blutverlustes eingetreten.

Als Salvador wieder zu sich gekommen war, empfand er zwar Anfangs einige Unruhe beim Anblicke der Militär-Personen in seiner Umgebung; aber gewohnt, auch in der größten Gefahr, sich schnell zu sammeln, schickte er sich auch diesmal zu ruhiger Beantwortung der Fragen an, die man ihm stellen würde. Nach umständlicher Erzählung seiner letzten Reiseabenteuer wurde er zum Unterschreiben aufgefordert, was er auch ohne Weiteres that.

„Ludwig Rousseau!" rief der hocherstaunte Stellvertreter des königlichen Sachwalters.

„Ja wohl, mein Herr!" erwiderte Salvador, da ist doch, glaube ich, nichts Auffallendes dabei, Ludwig Rousseau, Handlungsreisender für das Haus Biot und Compagnie in Marseille."

„Das ist eigen!" sagte der Stellvertreter. „Kommen Sie doch näher, braver Mann!" fuhr er zum Vater Coquardon gewandt fort, der an der Thür des Zimmers zurückgeblieben war.

„Sie kennen den Herrn?" sagte der Stellvertreter.

„Ob ich ihn kenne, Herr Prokurator!" erwiderte Coquardon, „ein braver Edelmann, so reich als der

König, und dazu macht er den besten Gebrauch von seinem Reichthume; ich kenne ihn und bin äußerst betrübt, ihn in einem solchen Zustande wiederzusehen."

„Ich kenne diesen Mann nicht," bemerkte Salvador, der ihn in der That auch nie gesehen hatte.

„Sehr leicht möglich, Herr Marquis! Sie hochadliche Herren haben nicht die Zeit, uns geringen Leuten die kleinste Aufmerksamkeit zu schenken, und doch kann ich den Herren hier sagen, daß Sie der edelmüthigste der hohen Herren sind."

„Sagen Sie uns nur den Namen des Herrn," unterbrach der Stellvertreter, welchen des Alten Umschweife zu langweilen begannen.

„Nun, ich sagte es ja schon, es ist der Herr Marquis von Pourrières."

„Das ist sonderbar," wiederholte der Stellvertreter.

„Sehr sonderbar," fügte der Polizei-Kommissarius hinzu.

„Da steckt ein Geheimniß darunter," bemerkte leise der Arzt.

„Hier bin ich in die Klemme gerathen," dachte Salvador, als er die Unterhaltung zwischen dem Doktor und den beiden Beamten gehört hatte, „wie werde ich mich aus dieser Schlinge ziehen!"

Er wendete sich im Bette um und als man ihn mit weiteren Fragen behelligen wollte, gestand er: er fühle sich zu schwach, um antworten zu können, und man möge ihn doch einige Stunden allein lassen. „Morgen," fuhr er fort, „werde ich Ihnen Alles erklären, was Ihnen heute befremdend vorkommt."

Er wollte nur Zeit zur Überlegung gewinnen.

Der Stellvertreter, welcher keine besonderen Gründe hatte, den Wunsch des Kranken unerfüllt zu lassen, entfernte sich alsbald mit seiner übrigen Begleitung

---

XI.

Wir verließen Beppo auf dem Wege nach der Polizei-Präfektur und finden ihn nun im Geheimkabinet seines Patrons wieder, dem er alles Vorgefallene mittheilt.

„Sie sind also überzeugt, daß der Marquis von Pourrières und der Vicomte von Lussan dieselben Personen sind, welche die Mittheilungen der eingefangenen Banditen mit den Namen Rupin und der lange Richard oder der Provençale bezeichnen?"

„So überzeugt, als man es nur immer sein kann."

„Bedenken Sie aber, daß Sie mit Ihrer Behauptung eine große Verantwortlichkeit auf sich laden; denn man kann diese beiden hochangesehenen Männer nicht eher festnehmen lassen, bevor man seiner Sache nicht durchaus gewiß ist."

„Ich begreife das vollkommen, aber es giebt ein Mittel, Sie von der Wahrheit meiner Behauptung alsbald zu überzeugen."

„Und welches wäre dieses Mittel?"

„Sie dürften nur einen der eingezogenen Banditen, der bereits Geständnisse gemacht, unter gehöriger Bewachung in die Nähe der Wohnung eines jener Herren bringen, um dieselben bei ihrem Ausgange oder ihrer

Heimkehr von ihm beobachten zu lassen; er wird sie gewiß gleich wiedererkennen."

„Ich halte in der That dieses Mittel für vollkommen zweckdienlich und werde schon morgen früh den langen Ludwig zu Ihrer Verfügung stellen lassen."

Am anderen Morgen befanden sich Beppo und der lange Ludwig, in Begleitung einiger Polizei-Agenten, an deren Spitze der Polizei-Chef stand, in der Nähe der Wohnung des Vicomte von Lussan. Sie mußten lange warten, um ein Uhr aber erschien der Vicomte an der Thür; er wurde sogleich vom langen Ludwig erkannt; trillernd schritt er auf dem Trottoir der Straße von Varennes hin; der Polizei-Chef hatte sich ihm genähert und höflich gefragt, ob er der Vicomte von Lussan wäre, worauf jener bejahend geantwortet. Der Polizei-Chef bedeutete ihn nunmehr, daß er Befehl hätte, ihn nach der Polizei-Präfektur zu führen, und gab den Polizei-Agenten ein Zeichen näher zu treten. Da diese, als der Vicomte ihnen zwei geladene Pistolen entgegenstreckte, sich seiner zu bemächtigen zauderten, stürzte Beppo auf ihn los, wurde aber durch einen Pistolenschuß zu Boden gestreckt. Nachdem sich der Vicomte, da er bereits von einem dichten Kreise Menschen umzingelt war, von der Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes überzeugt hatte, warf er die andere Pistole von sich und gestand: er hätte sich als edler Bretagner nur nicht ohne Vertheidigung ergeben wollen.

Er wurde nunmehr gefesselt und in einem Miethwagen nach der Polizei-Präfektur abgeführt.

Diese Vorgänge hatten den Polizei-Chef überzeugt,

daß der Marquis von Pourrières ebenfalls eingezogen werden müßte, und er glaubte sich also sogleich in dessen Hôtel in der Straße von Courcelles begeben zu müssen. Die Haussuchung ergab nichts Besonderes; man nahm nur sämmtliche sich noch vorfindende Papiere des Marquis in Beschlag; als die Polizei-Agenten sich entfernen wollten, trat ein Mensch in Reisekleidern und mit bestaubten Stiefeln in das Hôtel, welcher vorgab, der gnädigen Frau Marquise einen Brief vom Herrn General Grafen von Morengy, der eben in Paris angelangt wäre, überreichen zu müssen. Da man ihn in irgend einer Beziehung mit dem flüchtigen Marquis stehend glaubte, wurde er, während seine Blicke erstaunt auf einem Bilde, das Salvador vorstellte, ruhten, von den Agenten gründlich ausgefragt.

„Du kennst wohl die in jenem Bilde vorgestellte Person?“ sagte einer der Agenten zu Paolo.

„Wenn ich mich nicht irre,“ entgegnete der ehemalige Diener Luciens, „so stellt es den Herrn Vicomte von Létang vor.“

„Erzähle uns doch etwas von dem Vicomte,“ fuhr der Agent auf ein Zeichen des Polizei-Chefs fort.

Paolo erzählte darauf, wie er ehedem in Diensten des reichen Geldwechslers Carmagnola in Turin gestanden und bei Gelegenheit eines in dem Hause seines Herrn versuchten Diebstahls den einen Dieb, einen Vicomte von Létang, verfolgt hätte, von ihm aber sehr schwer verwundet worden wäre.“

Der Polizei-Kommissair schrieb sich diese Mitthei-

lung auf, und dem Diener ward nunmehr die Freiheit gegeben, sich seines Auftrages zu entledigen.

Der Brief enthielt ein Glückwunschschreiben des Generals, der kurz nach seiner Ankunft in Paris die Wiederverheirathung der früheren Gräfin von Neuville erfahren hatte; er traf Lucien in einem traurigen Zustande, denn sie hatte bereits durch eins ihrer Kammermädchen Paolo's Aussagen vor dem Polizei-Kommissär erfahren; selbst auf Paolo's Anerbieten, ihr unter allen Umständen treu zu dienen, ging sie nicht ein; bald nach des Dieners Entfernung schrieb sie in ihrem Arbeitszimmer vor dem Schränkchen, in welchem sie ihre Kleinodien aufzubewahren pflegte, folgende drei Briefe:

Lucie an den General Grafen von Morengy.

Paris.

„Mit beklommenem Herzen und thränenfeuchtem Auge beeile ich mich, ehrenwerther Freund, Ihr gütiges Schreiben zu beantworten. Vielleicht erfahren Sie schon morgen durch die Tagesblätter die Ursache meines tiefen Grames und dann werden Sie gewiß die arme Lucie beklagen, die ein besseres Loos verdient hat."

„Ihrer freundlichen Theilnahme meinen innigsten Dank; ich bin hocherfreut, daß Ihre nunmehr beendete Reise die gewünschten Ergebnisse geliefert hat."

„Leben Sie wohl, ehrenwerther Freund! Sie werden vielleicht die arme Lucie nicht mehr wiedersehen, seien Sie aber überzeugt, daß sie stets das Andenken an Ihre Güte bewahren und sich in ihren Gebeten stets Ihrer erinnern wird."

Lucie an Laura Féval.

„Heute Morgen wurde ich durch einen Polizei-Kommissarius, der in mein Schlafzimmer trat, aus dem Schlummer geweckt; er kam, meinen Mann festzunehmen, den man der Hauptmannschaft einer Räuberbande anklagt, die schon seit langer Zeit die Hauptstadt unsicher macht; der Beamte theilte mir die ebenfalls heute erfolgte Festnehmung des Vicomte von Lussan mit; dieselbe Anklage lastet auch auf ihm. Mein Mann hat schon gestern Abend das Hôtel verlassen und die Nacht, der Aussage eines Dieners gemäß, zu Choisy le Roi zugebracht, um von dort aus weiter zu reisen. Eine bekannte Hand muß ihn von der drohenden Gefahr in Kenntniß gesetzt haben. Durch Paolo, der mir einen Brief seines in Paris angekommenen Herrn, des Generals Grafen von Morengy überbrachte und den der Polizei-Kommissarius, weil er ihn gerade im Hause traf, ausforschen zu müssen glaubte, ist ein früher von meinem Manne verübtes Verbrechen an den Tag gebracht worden."

„Da siehst Du, meine theure Laura, daß sich mein Unglück erschöpft hat; aber sei ruhig, Du wirst Deine Freundin behalten. Ich habe nicht vergessen, daß mir die Mutterschaft bevorsteht und daß ich fortan für das unglückliche Wesen, das ich unterm Herzen trage, zu leben habe. Ich will Paris verlassen, ich darf nicht fürder in einer Stadt leben, in welcher schon morgen der Name, den ich führe, öffentlich entehrt sein wird."

„Ich werde zu Eugenien, unserer Freundin, meine Zuflucht nehmen; bei ihr und ihrem Gatten, diesen edlen

Seelen, werde ich sicherlich eine herzliche Aufnahme finden."

„Wir werden uns noch wiedersehen; ich werde nicht sterben, bin ich doch, seit ich den ganzen Umfang meines Unglücks ermessen, weit ruhiger als zur Zeit unserer Trennung; ich will zu vergessen suchen, daß mein Geschick mit dem eines Verbrechers verflochten ist, eines Mannes, den ich geliebt, ach! den ich vielleicht noch liebe."

„Lebe wohl, theure Freundin! morgen schon werde ich Paris verlassen; von meiner neuen Heimath bei Eugenien aus werde ich Dir schreiben."

„Deine Freundin

Lucie."

Lucie an Frau von Bourgerel.

„Meine theure Eugenie!"

„Sollte jemals eine von Euch, theure Freundinnen! unglücklich werden, was Gott verhüten möge, und dann mich aufsuchen, so wird sie mich nicht erst an den heute mir geleisteten Liebesdienst erinnern dürfen: so sprachst Du einst, wenn ich mich recht erinnere, zu mir und Laura. Damals glaubte ich freilich nicht, daß ich so bald genöthigt sein würde, Dich an Dein schönes Versprechen zu erinnern." (Lucie theilte hier alle ihre Lebensschicksale mit.)

„Nun Du die Größe meines Unglücks kennst, muß ich Dich auch mit dem Wesen des Liebesdienstes bekannt machen, den Deine Freundschaft mir leisten soll. Ich will auf ewig von Paris scheiden und mich an Deine Brust flüchten, ja ich bin von einer herzlichen Aufnahme

Deinerseits so lebendig überzeugt, daß mein Brief mir nur um wenige Stunden vorauf eilt."

„Übermorgen schon denke ich Dich und Deinen theuren Gemahl zu begrüßen, der gewiß auch mit einem armen, unglücklichen Weibe Mitleid haben wird. Lebe wohl. Deine

Lucie."

Nachdem Lucie die voraufgegangenen drei Briefe geschrieben, öffnete sie ihr Schränkchen; sie wollte ein vergoldetes Malachitpetschaft herausnehmen, das einfach die Anfangsbuchstaben ihres Familiennamens trug; denn der Name von Pourrières flößte ihr einen unüberwindlichen Abscheu ein; das Kästchen, in welchem sie das Petschaft zu finden glaubte, und welches überdieß noch mehrere andere Juwelen einschließen mußte, war leer; sie öffnete schnell mehrere hinter einander und fand sie alle leer. Sie vermuthete den Dieb sogleich in ihrem Gatten, der sich durch eilige Flucht der drohenden Gefahr hatte entziehen müssen und dessen Hülfsquellen durch den an ihr verübten Diebstahl einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatten.

Das Blut stieg ihr ins Gesicht.

„Das ist entehrend!" rief sie, „und er drückte mir die Hand in dem Augenblicke, als er eine so feige Handlung begangen hatte. Ach, Gott sei gelobt!" fuhr sie nach einigem Nachdenken fort, „jetzt fange ich an, diesen Mann zu verachten und bald wird der Liebe letzter Rest hingeschwunden sein."

Sie öffnete noch einmal den für Laura bestimmten Brief und fügte folgende Nachschrift hinzu:

„Ich bin, meine theure Laura! noch etwas ärmer, als ich es selbst kurz vorher noch glaubte; eben habe ich die traurige Entdeckung gemacht, daß mein Mann mir vor seiner Flucht alle meine Juwelen gestohlen. Ich beklage allerdings den Verlust derselben, besonders den eines Halsbandes, eines theuren Andenkens an meine Mutter; so tief aber auch mein Bedauern sein mag, so hindert es mich doch nicht, den Himmel zu segnen, der mir nun völlige Gewißheit verliehen, daß mein Gatte noch weit verachtungswürdiger war, als seine Mitschuldigen, und daß er mit seiner Liebe zu mir nur ein entehrendes Spiel getrieben. Du weißt, wie sehr wir immer geneigt sind, die Fehler, ja die Verbrechen derer zu entschuldigen, die uns lieben, während die uns Verächtlichen uns kaum Mitleid einzuflößen vermögen."

Nachdem Lucie den Brief wieder zugesiegelt und mit den übrigen abgesandt, schickte sie auch ihre Kleider, Wäsche, Musikalien, Bücher, Pinsel, in mehreren Kisten verpackt, dem Kutscher, der gewöhnlich nach Senlis fährt; ihr Erardsches Piano, ein Geschenk des Herrn von Neuville, vertraute sie einem geschickten Einpacker an, der es ihr nachzusenden versprach. Darauf entließ sie die ganze Dienerschaft, nachdem sie dieselbe großmüthig bezahlt; das jüngste Kammermädchen, das mit unendlicher Liebe an ihr zu hängen schien und ihrer Herrin in die tiefste Einsamkeit gern zu folgen versprach, behielt sie in Diensten. Mit ihr verließ sie am anderen Morgen das Pourrièressche Hotel und begab sich zu Meister Chardon, ihrem Geschäftsführer, welchem sie eine Vollmacht hinterließ und den Auftrag, ihr Interesse wahrzunehmen;

darauf bestieg sie das Fuhrwerk, welches nach Senlis geht, und langte noch an demselben Tage mit Einbruch der Nacht in Saint-Léonard an, einem Dorfe, bei welchem das von Eugenie, Frau von Saint-Preuil und Edmund von Bourgerel bewohnte Gütchen lag; das angenehmste Zimmer im Hause war zu ihrer Aufnahme bereit; sie fand in dem mit edler Einfachheit geschmückten und mit rührender Sorgsamkeit von Eugenien eingerichteten Zimmer alle ihre Lieblingssachen, schöne und seltene Blumen in prächtigen japanischen Vasen, hübsche Aquarellgemälde und einige Nippsachen.

„Ich habe Euch, meine Theuren!“ begann Lucie nach den ersten herzlichen Begrüßungen, „noch eine besondere Bitte an's Herz zu legen, von deren Erfüllung beinahe mein ganzes künftiges Glück abhängt.“

„Sprich, treffliche Seele!“ rief Laura, „wir vermögen Dir nichts abzuschlagen.“

„Ich will,“ fuhr Lucie fort, „mein letztvergangenes Leben wie einen bösen Traum zu vergessen suchen und wünsche auch von Euch nicht mehr daran erinnert zu werden. Ihr und mein Notar, Meister Chardon, seid die einzigen Leute in der Welt, welche meinen stillen Zufluchtsort kennen; Euch wird Herr Chardon alle mich betreffenden Briefe zusenden, und ich bitte Euch, dieselben zu lesen und nur dann mir übergeben zu wollen, wenn in ihnen meiner letzten Vergangenheit nicht Erwähnung geschieht; nur wenn es unumgänglich nothwendig sein sollte, bitte ich Euch mir Mittheilungen zu machen; für neu zukommende Ereignisse nehme ich den gütigen Rath des Hrrn von Bourgerel in Anspruch.“

Eugenie und Edmund betheuerten, Luciens Wünsche auf das Pünktlichste zu erfüllen.

Es war schon spät Abends, als Lucie zu Bette ging; es war ihr im Traume, als würde ihr Gemahl von einer Menge Schreckgestalten nach einem Blutgerüste hingerissen, dessen wirre Gestalt sich am Horizonte verlor; er wurde von dem undurchdringlichen Kreise jener Schreckgestalten immer enger umringt, je näher er dem Blutgerüste kam; endlich ließ sich die Gestalt jenes Mordwerkzeuges immer deutlicher unterscheiden, bis Lucie schaudernd die entsetzliche Guillotine erkannte; darauf verschwand Alles wieder und sie befand sich in einem Saale, in welchem sie allen ihren Bekannten begegnete; sie sprachen nicht mit ihr, zeigten sie aber denen, welchen sie noch unbekannt war, und durch lautes Gelächter drangen die Worte zu ihr: „das ist die Frau des Marquis von Pourrières; sie hat diesen Menschen geliebt, einen Dieb, einen Meuchelmörder vom Handwerk.“

Nachdem Lucie ihren Schmerz einigermaßen durchgekämpft, wagte es ihre Umgebung, ihr einen von Laura an sie eingegangenen Brief zuzustellen.

Laura Féval an Lucie.

Guermantes bei Lagny.

„Meine theure Lucie!“

„Zu meiner höchsten Freude habe ich durch unsere gute Eugenie in Erfahrung gebracht, daß Du Dich einigermaßen zu trösten und Deinen Schmerz zu überwältigen beginnst; freilich darf ich nicht ganz mit Dir zufrieden sein, weil Du Eugenien den Vorzug vor

Deiner alten, erprobten Freundin gegeben; doch kann ich mir wohl die besonderen Gründe recht gut denken, die Dich dazu bestimmt haben mögen. Wie dem nun auch sei, ich beeile mich, Dir eine freudige Mittheilung zu machen, weil ich glaube, daß man im Leiden nicht Freudiges genug hören kann, auch gehörst Du nicht zu denen, welchen es ein Trost ist, im Unglück Gefährten zu haben. So vernimm denn, was mich mit unbeschreiblicher Wonne erfüllt. Der Abbé Reuzet, von dessen Güte und Talenten Du gewiß oft schon erzählen gehört hast, und der meines Mannes vertrautester Freund geworden, hat sich für denselben bei den Ministern verwandt, so daß mein Mann nunmehr vom Könige vollständig begnadigt ist. Ich darf ihn also mit Ruhe in meine Arme schließen, und bin so glücklich, als man nur immer sein kann, wenn man seine beste Freundin noch in schmerzlichen Leiden befangen weiß."

„Lebe wohl, theure Lucie und vergiß nicht Deiner treuen Freundin

Laura Féval."

„Sonderbare Fügung des Schicksals!" dachte Lucie, nachdem sie den Brief zu Ende gelesen; „mein Mann und der meiner Freundin gehen von einem und demselben Orte aus, und verschiedenen Wegen folgend, gelangen sie zu demselben Ziele; der aber, welcher immer auf geraden Wegen gewandelt, behält, was er errungen, während der andere — welch entsetzlicher Fall! Ach, ich zittere, wenn ich daran denke... Gott aber ist gerecht!"

Während der in den folgenden Kapiteln mitzutheilenden Ereignisse kam Lucie in Saint-Léonard nieder;

als sie sich aus ihren schweren Krankheitszuständen einigermaßen erholt hatte, suchte ihr Mutterauge das unschuldige Wesen, das unter so unglücklichen Aussichten das Licht der Welt erblickte, vergebens in der Wiege, die man aus Vorsicht in die Nähe des Bettes gestellt hatte.

„Mein Kind!“ sagte sie mit schwacher Stimme, „gebt mir mein Kind, soll ich es denn nicht küssen dürfen.“

Eugenie zu Häupten des Bettes sitzend, neigte sich zu ihr hin und küßte sie auf die Stirn.

„Muth, liebe Freundin!“ sagte sie.

„Mein Gott!“ rief Lucie, „was ist denn geschehen?“

„Dein Kind ...“

„Ist todt?“

„So ist's.“

Lucie antwortete nicht, ließ ihr Haupt auf's Kissen zurücksinken, während heiße Schmerzensthränen über ihre bleichen Wangen rannen.

„Ich Unglückliche,“ rief sie nach einigem Schweigen, und als Eugenie sie zu trösten suchte, fuhr sie mit gebrochener Stimme fort: „arme Freundin! Du kannst den Schmerz einer Mutter nicht fassen, die den Tod ihres Erstgeborenen wie ein glückliches Ereigniß ansehen muß.“

XII.

Verhör.

Salvador befand sich schon seit zwei Tagen in Melun. Der Stellvertreter des königlichen Prokurators wollte eben, in seinen Schlafrock mit Blumenwerk gehüllt und die Füße in gestickten Schuhen, einem Geschenk der Frau des Unterpräfekten, verwahrt, bei einer Tasse Chokolade dem Beweggrunde nachspüren, der einem so hochedlen Herrn, wie der Marquis von Pourrières, hätte vermögen können, unter falschem Namen zu reisen, als sein Diener ihm sein Tagesblatt brachte, dessen erster Artikel ihm sogleich in die Augen fiel und folgende Überschrift trug: Eine Räuberbande, Festnehmung eines Adeligen der in Verdacht steht, ihr Hauptmann zu sein, außerordentliche Umstände.

Der Artikel selbst, welcher bei seinem Erscheinen das größte Aufsehen erregte, lautete vollständig also:

„Es haben sich seit dem Beginn unseres Jahrhunderts so außerordentliche Dinge zugetragen, daß uns kaum noch etwas zu befremden vermag. Wir glauben aber mit der folgenden Darstellung unsere Leser einen Augenblick ihrer gewöhnlichen Gleichgültigkeit zu entreißen."

„Schon seit geraumer Zeit haben Diebstähle, Mordthaten mit unbegreiflicher Kühnheit und Verschlagenheit

ausgeführt, die Pariser Bevölkerung in Schrecken gesetzt. Die näheren, die ausgeübten Verbrechen begleitenden Umstände und ihre Opfer ließen vermuthen, daß die zahlreichen Verbrecher mit Leuten aus der guten Gesellschaft in engster Verbindung ständen."

„Auch blieb die Polizei nicht müßig; sie durchsuchte oft genug die verdächtigen Örter der Hauptstadt; ihre geschicktesten Agenten waren in unausgesetzter Thätigkeit, aber sie brachte es zu keinen bedeutenden Ergebnissen, weil sich die Häupter der Übelthäter auch den sorgsamsten Nachforschungen zu entziehen wußten. So z. B. wurden die dem italienischen Grafen Coloredo und dem Juwelier Loiseau gestohlenen Edelsteine, die ersteren bei einem Amsterdamer Juden, die letzteren bei einem der Kunsthändler in der Londoner City, welche die Engländer Lombarden nennen, wieder aufgefunden; diese Personen aber, gegen welche französischer Seits nicht eingeschritten werden konnte, konnten oder wollten die Leute nicht angeben, von welchen sie sie erkauft hatten."

„Man hatte schon die Hoffnung aufgegeben, dieser Übelthäter je Herr zu werden, als sich neulich Jemand dem Chef der Sicherheitspolizei mit dem Versprechen vorstellte, wenn seine Dienste angenommen würden, die ganze Räuberbande den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern. Die Dienste des Mannes, der in Sprache und Benehmen Bildung und Entschlossenheit verrieth, auch sogleich seinen Namen und Wohnung angab, wurden mit besonderem Eifer angenommen."

„Nach einiger Zeit nahm man auf Grund der wiederholten Anzeigen jenes Mannes in einer der verbor-

gensten Winkelschenken in der Straße de la Tannerie mehrere als Diebe und Meuchelmörder berüchtigte Personen fest, die man schon lange aber immer vergebens auszuspüren gesucht hatte. Aus den Aussagen der eingefangenen Räuber entnahm man, daß sie nur als handelnde Werkzeuge unter drei Personen gestanden, die sie nur mit den Diebesnamen: Rupin, der lange Richard und der Provençale zu bezeichnen wußten; sie hätten immer einen Geldantheil von den gestohlenen Sachen erhalten, die dann von einem reichen Hehler angekauft worden, dessen Name nur Marie Magdalene Colette-Comtois, genannt die bereitwillige Mutter, Inhaberin jener Winkelschenke, bekannt sein würde."

„Diese Frau war durch die Schuld eines Polizei-Agenten entkommen und somit hatte die Polizei abermals den leitenden Faden verloren, um die Spur der Bösewichter aufzufinden."

Jener durch seine Anzeigen bekannte Mann war bei Gefangennehmung der Banditen schwer verwundet worden; als er wieder genesen, erschien er vor dem Polizei-Chef mit der Versicherung: er könne nunmehr über die drei Personen: Rupin, der lange Richard und der Provençale genügende Auskunft ertheilen."

(Hier erzählte nunmehr der Journalist die verschiedenen Umstände, welche die Gefangennehmung des Vicomte von Lussan begleitet, Beppo's Tod, die Haussuchung im Pourrièresschen Hôtel und die Aussage Paolo's).

„So warf also die Erklärung jenes Dieners, dessen Glaubwürdigkeit keinem Zweifel unterlag, und gemäß der man erfuhr, daß der Marquis von Pourrières ehe-

dem unter dem Namen eines Vicomte von Létang zu Turin den Banquier Carmagnola zu bestehlen, und zugleich dessen Diener Paolo zu ermorden gesucht, neues volles Licht auf des Marquis Charakter, und man durfte mit Recht vermuthen, daß der sogenannte Rupin gerade eben so viel Recht zu dem Namen von Pourrières hatte, wie ehedem zu dem Titel Vicomte von Létang."

(Hier folgte die Erzählung dessen, was sich zwischen Fortuné, Frau Adelaide Moulin und dem Marquis zugetragen.)

„Die Frau Adelaide Moulin konnte, fuhr der Journalist fort, mit ihren Behauptungen, weil sie bereits in der Conciergerie wegen Firmafälschungen saß, dem damals noch unverdächtigen Marquis gegenüber, vor dem Richter keinen Glauben finden; die späteren Ereignisse haben den Richter vollends überzeugt, daß die in der Conciergerie sitzende Frau Adelaide Moulin allerdings dieselbe, der man die Pflege des Sohnes des Marquis von Pourrières anvertraut, und daß der Mann, der jetzt diesen Namen trägt, ein Betrüger ist, der sich wahrscheinlich auf verbrecherischem Wege eines fremden Namens und Vermögens bemächtigt hat."

„Da der Richter sich bereits zur genaueren Erforschung der Wahrheit an die Genfer Behörden gewandt hat, so können wir nur wünschen, daß seine Bemühungen vom besten Erfolge gekrönt seien."

„Die im Hotel des sogenannten Marquis von Pourrières aufgefundenen Papiere haben bei näherer Untersuchung ernste Thatsachen entschleiert, die wir gern unseren Lesern mittheilen würden, wenn wir nicht besor-

gen müßten, dem Arme der Gerechtigkeit dadurch zu schaden."

Als der Stellvertreter des Königlichen Prokurators diesen Artikel gelesen, schrieb er sogleich nach Paris, daß der Zufall den sogenannten Marquis von Pourrières in seine Hände geliefert habe. Er erhielt alsbald den Befehl, denselben unter sicherer Begleitung nach Paris schaffen zu lassen, was auch sogleich, da Salvador's Krankheitszustände es erlaubten, geschah. Um alles Aufsehen zu vermeiden, wurde er in eine Zelle im Frauenhause der Conciergerie gebracht. Hier blieb er beinahe zwei Monate lang im engsten Verschlusse; nur der Wächter, der ihm seine täglichen Rationen zustellte, und der Wundarzt hatten Zutritt in sein Gefängniß. Endlich wurde die Untersuchung eingeleitet.

Die Untersuchung hatte man demselben Richter anvertraut, welcher Salvador kurz vorher in Fortuné's Sachen vorgefordert. Dieser Beamte gehörte unter die kalten Menschen, die nie eine Spur ihrer Empfindungen auf ihrem Gesichte wahrnehmen lassen, die beim ersten Blick in das Innerste und Einzelnste einer Sache schauen, denen auf Grund ihres ungeheuren Gedächtnisses nichts entfällt, und welche aus den scheinbar gleichgültigsten Umständen Vortheil zu ziehen wissen; er besaß mit einem Worte alle erforderlichen Eigenschaften, um dem verschmitzten Salvador die Spitze zu bieten.

Wir wollen nun die verschiedenen Entwickelungsstufen einer Untersuchung vorführen, welche nach und nach zur Entdeckung aller von Salvador begangener Verbrechen führen sollte.

„Ihr Name?“ fragte der Richter, als sich Salvador auf den für ihn bestimmten Sitz niedergelassen hatte.

„Alexis, Marquis von Pourrières, geboren im Schloß Pourrières, im Departement des Var, Regierungsbezirk Brignoles.“

„Ich muß Sie davon benachrichtigen, daß Sie gezwungen sein werden, die Rechtmäßigkeit dieses Namens und Titels, welchen man Ihnen streitig zu machen sucht, nachzuweisen; ein offenes Geständniß würde das Gericht, wenn Sie das Geforderte nicht nachweisen können, nachsichtig gegen Sie stimmen.“

„Ich weiß nicht, mein Herr! zu welchem Zwecke Sie diese Bemerkung machen; aber ich bin, Gott sei Dank! im Stande, wenn es nöthig ist, nachzuweisen, daß ich der einzige Sohn des Marquis Hektor von Pourrières, Hauptmanns in der Armee ... bin.“

„Sehr wohl. Ich war Ihnen die gegebene Warnung schuldig. Beantworten Sie mir nun folgende Fragen:“

„Sie sind im Gehölz von Bougeaux von Räubern angefallen worden, die Sie Ihrer Habe beraubten und todt auf der Landstraße liegen ließen; Sie wurden von einer Gensd'armerie-Patrouille aufgehoben, nach Melun gebracht und nannten sich später in einem durch den Stellvertreter des königlichen Prokurators mit Ihnen veranstalteten Verhör: Louis Rousseau, Handlungsreisender des Hauses Biot und Compagnie, in Marseille, warum das?“

„In der Besorgniß, meine Frau und Freunde in

zu großen Kummer zu versetzen, wollte ich nicht, daß sie durch Andere meine Reiseschicksale erführen; ich hatte schon damals die Absicht, dem Stellvertreter des königlichen Prokurators meinen wahren Namen mitzutheilen."

„Wenn das Ihre Absicht war, warum führten Sie denn schon früher einen Paß auf den Namen Ludwig Rousseau bei sich?"

„Ich habe mich nie eines solchen Passes bedient," erwiderte Salvador, da er wohl wußte, daß die Räuber seine Brieftasche mit ihrem Inhalte gestohlen hatten.

Der Beamte zeigte bei diesen Worten Salvador den Paß vor; Salvador schwieg.

„Sie würden Unrecht haben, die Identität zu läugnen," fuhr der Richter fort. „Der Paß wurde einem Menschen abgenommen, dessen man sich zu Compiègne bemächtigte, als er gerade in einer Kirche geweihte Gefäße stehlen wollte. Er gestand seine Mitgenossenschaft an der Bande eines gewissen Blaise le Petit Christ ein, von der Sie angefallen wurden, und einem Reisenden, dessen von ihm angegebenes Signalement ganz mit dem ihrigen übereinstimmt, stahl er jenen Paß. Was können Sie hierauf erwidern?"

„Vor der Hand nichts."

„Sehr wohl. Sie kennen gewiß schon die Verbrechen, deren man Sie anklagt?"

„Man kann mich, mein Herr! unzählicher Verbrechen anklagen, da ich mich aber nicht erinnern kann, ein einziges begangen zu haben, so muß ich schon meine völlige Unwissenheit bekennen."

„So werde ich Sie davon in Kenntniß setzen. Man

behauptet: Sie, der Vicomte von Lussan und ein dritter, der Provençale genannt, ständen an der Spitze einer Räuber- und Mörderbande, welche schon lange die Hauptstadt unsicher macht."

„Man behauptet dies vielleicht, allein der Beweis dürfte doch sehr schwer fallen."

„Weniger, als Sie vielleicht glauben. Kennen Sie den Vicomte von Lussan?"

„Sehr gut, er gehört unter meine besten Freunde."

„Kennen Sie eine gewisse Marie Magdalene Colette-Comtois genannt, die bereitwillige Mutter?"

„Ich hörte nie etwas über diese Frau."

„Sie waren also nie in einem verdächtigen Hause der Straße de la Tannerie, Nummer 31?"

„Nie."

„Dennoch war jenes Haus der Sitz der Bande, an deren Spitze Sie gestanden haben sollen."

„Ich kenne die Mitglieder der Bande so wenig wie jenes Haus."

„Kennen Sie auch den sogenannten Provençalen nicht?"

„Ich weiß nicht, von wem Sie sprechen."

„Sollte er nicht mit Lebrun, Ihrem Intendanten, eine und dieselbe Person sein?"

„Ich glaube nicht; doch bin ich für meines Intendanten Lebensweise, der beinahe immer über seine Zeit bestimmen durfte, nicht verantwortlich."

„Hatten Sie nie gerechte Klagen über ihn zu führen?"

„Nein, er hat mir im Gegentheil ausgezeichnete Dienste geleistet."

„Dennoch brachte er beinahe alle Nächte in einem heimlichen Spielhause in der Straße Richelieu zu.“

„Das erfahre ich erst heute.“

„Möglich!“

Der Richter zog aus einem dickleibigen Packet vor ihm liegender Aktenstücke ein Schreiben hervor, in welchem Salvador sogleich einen der Briefe wiedererkannte, welche Silvia an ihn gerichtet, als er mit seiner Gemahlin auf dem Schlosse Pourrières lebte; er hatte denselben darum nicht wie alle anderen verbrannt, weil er sich im Nothfall desselben gegen Silvia bedienen zu können geglaubt hatte.

„Sie kennen,“ fuhr der Richter fort, „die Marquise von Roselly?“

„Ganz Paris weiß, daß ich schon lange mit ihr in Verbindung stehe.“

„Hier ist ein Brief von ihr, an Sie gerichtet, der mehr als genügend beweist, daß Sie mit Lebrun's Leidenschaft und Unglück genau bekannt waren.“

„Ei, mein Gott! warum sollte ich auch die Welt mit des Mannes Leidenschaft vertraut machen?“

„Dieser Mann ist neulich in der Nacht vom 10. bis 11. September ermordet worden, wie aus dem Protokoll des Polizei-Kommissarius und Ihrer eigenen vor ihm abgegebenen Erklärung hervorgeht.“

„So ist's.“

„Nun wohl, man behauptet: Sie hätten sich seiner durch Meuchelmord entledigt, um seinen Spielverlusten ein Ende zu machen, die er nur durch Ihre Kasse decken konnte.“

„Ich kann hier nur, wie auf die früheren Anklagen, die Beweise fordern."

„Diese wollen wir Ihnen zu geben suchen; kennen Sie diese Gegenstände?"

Der Richter zeigte Salvador eine kleine Reiseschreibtafel von Schildkröte mit Gold ausgelegt, die Roman gehört hatte, nebst einer Platina-Dose. Salvador erkannte sie sogleich; da er aber nicht wissen konnte, in wiefern man sich derselben gegen ihn bedienen könnte, glaubte er sich auf's Leugnen legen zu müssen, und entgegnete:

„Ich habe sie nie gesehen."

„Diese Ihrem Intendanten zugehörigen Sachen wurden in Ihrer Behausung aufgefunden."

„Und was beweist das?"

Der Richter öffnete die Schreibtafel und zog eine jener Karten hervor, die in wagerechte Kolonnen getheilt, an ihrer Spitze rothe und schwarze Buchstaben tragen, und auf welchen die Spieler mittelst einer Nadel die verschiedenen Phasen des Spiels bemerken; diese und mehrere andere trugen von Romans Hand geschrieben das Datum des Tages, an welchem er sie benutzt, den 10. September.

„Dieses Täfelchen befand sich," fuhr der Richter fort, „nebst der Dose noch einige Stunden vor dem Meuchelmorde in den Händen des unglücklichen Opfers, wie Augenzeugen erklärt haben, und dies von Lebruns Hand geschriebene Datum giebt ihren Aussagen ein besonderes Gewicht. Was können Sie darauf antworten?"

„Nichts."

„Aber Sie vergessen, daß man diese Gegenstände

in Ihrem Zimmer fand und daß sie nur der Mörder dahin gebracht haben kann."

„Möglich, aber ich kam erst am Tage, welcher auf die Nacht folgte, in welcher der Mord verübt worden, nach Paris, wie wenigstens meine ganze Dienerschaft bezeugen kann."

„Sie reisten allerdings von Pourrières ab; anstatt aber direct nach Paris zu gehen, verweilten sie in Melun im Hôtel de la Galère; Sie fuhren am 10. September nach zweistündigem Aufenthalte weiter und am 11ten kehrten Sie wieder zurück, um Ihre im Hôtel zurückgelassene Postchaise abzuholen. Sie langten also den 11ten zu Hause an; wo Sie aber in der Nacht vom 10ten zum 11ten geblieben, weiß man nicht, und gerade in dieser Nacht ward die Mordthat verübt. Das sind verschiedene, sehr wichtige Umstände."

„Doch nicht beweisend, daß ich ein Verbrechen begangen, wozu mich nichts veranlassen konnte."

„Alles, da Ihr Intendant aus Ihrer Kasse spielte und verlor."

„Hätte ich ihn dann nicht ganz einfach entlassen oder dem Gericht übergeben können?"

„Das konnten Sie wohl nicht, da er unter dem Namen des Provençalen Ihr Mitschuldiger war."

„Aber meines Intendanten Gleichheit mit dem sogenannten Provençalen ist so wenig erwiesen, als daß ich nicht der Marquis Alexis von Pourrières sei."

Der Richter schellte und flüsterte dem eintretenden Büreau-Diener einige Worte in's Ohr; dieser entfernte sich und brachte bald darauf ein Kästchen aus weißem

Holz, das er auf einen Tisch schob; zu gleicher Zeit traten zwei Salvador wohlbekannte Personen unter Gensd'armen-Begleitung ein, der lange Ludwig und Karl mit der schönen Halsbinde.

„Kennen Sie diese beiden Leute?“ fragte der Richter, an Salvador sich wendend.

„Ich sehe sie heute zum ersten Male,“ erwiderte dieser.

„Wie? Rupin,“ rief der lange Ludwig, „Du verleugnest Deine Freunde?“

„Ich sage Dir,“ fügte Karl mit der schönen Halsbinde hinzu, „er wird noch unterm Henkerbeil den Stolzen spielen.“

„Du kennst also den Herrn,“ sagte der Richter, zum langen Ludwig sich wendend.

„Sehr gut, mein Herr! es ist Rupin.“

Karl mit der schönen Halsbinde gab befragt dieselbe Antwort.

„Ihr kennt ihn also beide nur unter dem Namen Rupin?“

„Nur unter diesem Namen, Herr Richter,“ entgegnete der lange Ludwig, „aber ich weiß, daß er ein Gaudieb ist und reich dazu; ach! wenn er nicht mit seinen beiden Freunden, dem langen Richard und dem Provençalen, unseren Delicat, Coco-Desbraises und Rolet le mauvais Gueux in die andere Welt geschickt hätte, da würden sie Ihnen schöne Dinge über ihn erzählt haben; sie hatten den Stand dieser drei Herren erfahren, und das hat den armen Teufeln das Leben gekostet.“

„Wir wollen später davon sprechen,“ bemerkte der Richter, und gab seinem Secretair Befehl, das auf dem Tische stehende Kästchen zu öffnen.

Dieser zog eine Wachsmaske hervor und reichte sie dem Richter hin. Der Richter nahm die Umhüllung hinweg und zeigte sie Salvador.

„Roman!“ rief dieser zurücktaumelnd; denn die Maske war so ähnlich, daß er sie für den wirklichen Kopf genommen hatte.

Der plötzliche Schreck hatte ihm diesen Ausruf entlockt, und Salvador erkannte sogleich seine Unvorsichtigkeit, als er hörte, wie der Richter das Benehmen, das er beim Anblick der Maske gezeigt, zu Protokoll nehmen ließ.

Die beiden Banditen, welchen ebenfalls die Maske gezeigt wurde, erklärten: „das ist das sprechend ähnliche Bildniß des Provençalen.“

Darauf begann das Verhör Salvadors von Neuem; er leugnete, die beiden ihm gegenübergestellten Banditen zu kennen; da sie aber dem Richter wiederholt versicherten, mit ihm in der Diebeshöhle der bereitwilligen Mutter öfters zusammen gewesen zu sein und unter seiner Leitung gestanden zu haben, forderte er ihnen die Beweisführung ab, daß er mit ihnen zugleich irgend einen Streich ausgeführt habe; da sie dieselbe nicht geben konnten, so glaubte er, den Richter überzeugt zu haben, daß gegen ihn nur böswillige Anklagen zu Tage lägen, und versicherte von Neuem, nie jenes Haus besucht, noch auch irgendwie mit jenen Elenden, wie er die beiden Banditen nannte, in Verbindung gestanden zu haben.

Um ihn auch hier auf der Stelle zu widerlegen, nahm der Richter aus einem Pack Schriften einen Brief hervor und überreichte ihn Salvador, der ihn erbleichend für den wiedererkannte, den er einst Lucien geschrieben, als er ihr die Brieftasche zurückschickte, welche sie bei der bereitwilligen Mutter verloren hatte; auch erfuhr er durch den Richter, daß Lucie bereits die einzelnen Umstände vor Gericht ausgesagt habe.

Salvador gestand, durch diese Zeugnisse überwunden, in einem zweiten Verhör ein, daß er mehrere Male verkleidet die Schenke der bereitwilligen Mutter besucht habe, aus Gründen, die er dem Richter nicht angeben könne, leugnete jedoch fest, irgend eine Übelthat begangen oder an irgend einem Diebstahle Theil genommen zu haben. Darauf befragte ihn der Richter über Alles, was dem Tode der drei Banditen: Delicat, Coco-Desbraises und Rolet le mauvais Gueux voraufgegangen, ihn begleitet und auf ihn gefolgt.

Die drei durch den langen Ludwig, ehemaligen Schlächter, entstellten Leichen waren in leere Fässer gesteckt und in die Seine geworfen worden. Auch erinnern sich unsere Leser wohl, daß Coco-Desbraises und Delicat, um zu stehlen, in den Pavillon zu Choisy-le-Roi einbrachen, und daß Letzterer, trotz der Vorstellungen seines Kameraden, sich einiger in einem Schuppen liegen gebliebenen Kleidungsstücke bemächtigte; diese gehörten einem Diener Salvadors, der, als er sie nicht mehr auf ihrer Stelle fand, sogleich den Diebstahl gehörigen Orts anzeigte; man beschränkte sich jedoch von Seiten der Polizei auf bloße Kenntnißnahme.

Nach einiger Zeit aber wurden die drei Tonnen mit ihrem Inhalt, den drei Leichnamen, aus dem Wasser gezogen; der Anblick dieser mit unzählichen Wunden bedeckten und gräßlich verstümmelten Leichname erregten ein so allgemeines Entsetzen, daß die Polizei alle nur immer möglichen Anstalten zur Entdeckung der Mörder traf.

Die Kleidungsstücke wurden deshalb genau geprüft; die Zweier der Ermordeten trugen kein Erkennungszeichen; die des dritten dagegen waren noch ziemlich wohl erhalten und gut gearbeitet; die Knöpfe an den Beinkleidern trugen die Adresse des Verfertigers; man ließ den Mann kommen, legte sie ihm vor und er erkannte sie sogleich, gab auch den Käufer an, in dem man einen Diener Salvador's entdeckte. Die späteren Geständnisse des langen Ludwig und Karls mit der schönen Halsbinde lösten das Räthsel vollkommen.

Der Richter theilte alle diese Thatsachen Salvador mit, um ihn zu überführen, wie viel ihm daran gelegen sein mußte, sich der drei Banditen durch Mord zu entledigen, da sie, seinen Verhältnissen auf die Spur gekommen, ihn sicherlich dem Arm der Gerechtigkeit übergeben haben würden, wenn er ihre immer mehr sich steigernden Forderungen nicht erfüllt hätte. Dann fuhr der Richter, an Salvador's bereits gethanen Aussagen im ersten Verhör sich haltend, fort:

„Wann und wo machten Sie die Bekanntschaft der Marquise von Roselly?“

„Ich sah sie zuerst zu Lyon, und kenne sie nun seit drei Jahren.“

„Sehr wohl, sie war erste Sängerin im großen

Theater zu Marseille und empfing sehr oft die Besuche eines jüdischen Wucherers, Namens Josua?"

„Das weiß ich nicht."

„Leicht möglich, aber Sie kannten den Juden?"

„Nach meinem Ausscheiden aus dem väterlichen Hause lieh er mir zu verschiedenen Malen bedeutende Geldsummen, und dadurch kam ich mit ihm in Marseille in Berührung; nach meines Vaters Tode nach Frankreich zurückgekehrt, ließ ich ihm jene Summe sammt Zinsen durch meinen Intendanten auszahlen."

„Herrn Lebrun?"

„Allerdings, wie Sie auch aus meinen in Beschlag genommenen Papieren und Josua's Quittungen ersehen haben müssen."

„Hier sind dieselben; sahen Sie seitdem Josua nicht wieder und trafen Sie ihn nie bei der Marquise von Roselly?"

„Nie."

„Dennoch sind Sie angeklagt, im Einverständniß mit der Katharine Fontaine, genannt Silvia, Wittwe des Marquis von Roselly, ehemaligen ersten Sängerin am großen Theater zu Marseille, den Juden Josua ermordet und beraubt zu haben. Was haben Sie darauf zu erwidern?"

„Daß ich mich dieses Verbrechens eben so wenig schuldig gemacht, wie der übrigen, deren man mich anklagt."

Unsere Leser erinnern sich gewiß noch der einzelnen Umstände der Ermordung und Beraubung des Juden Josua, und so fügen wir nur noch Folgendes hinzu,

um zu erklären, wie das Gericht zur Entdeckung des Mordes gelangte.

Nach verübtem Meuchelmorde und Raube warfen Roman und Salvador den Leichnam in die Seine, dann packten sie eiligst die Staubhemden und die weiten Beinkleider, die sie über ihrer Kleidung trugen, zusammen, beschwerten das zusammengerollte Bündel mit Steinen, um es leichter untersinken zu lassen, und schleuderten es ebenfalls in den Fluß. Das Einbinden war aber so flüchtig geschehen, daß das Packet sich löste, ehe es das Wasser berührte und die Kleider auf dem Flusse hinschwammen. Salvador's Staubhemde trieb mit dem Leichnam zu gleicher Zeit gegen die Königsinselchen und verwickelte sich dergestalt mit ihm, daß die Bootleute, welche ihn herauszogen, es ihm zugehörig glaubten. Die an Salvador gerichteten Fragen werden nunmehr unsere Leser mit dem bekannt machen, was aus diesem scheinbar unbedeutenden Ereignisse sich ergab.

„Josua's Tod," fuhr der Richter fort, „wurde zuerst für Selbstmord gehalten; die nähere Untersuchung des Leichnams ergab jedoch deutliche Spuren der Erdrosselung. Die angestellten Nachforschungen führten zu keinen Entdeckungen; der Leichnam wurde der Familie zugestellt, die ihn beerdigen ließ; später jedoch kam man den Mördern auf die Spur, und Sie sollen gleich erfahren, auf welche Weise."

Der Richter gab seinem Geheimschreiber ein Zeichen, dieser flüsterte dem Kanzleidiener einige Worte zu, worauf dieser einige Minuten später einen Mantelsack in's Zimmer brachte, und die in ihm befindlichen Gegenstände,

Kleider, Wäsche und eine Reisetoilette, auf einem Tische ausbreitete. Der Richter wendete sich darauf an Salvador mit der Frage:

„Erkennen Sie den Mantelsack und alle diese Gegenstände und selbst diese Taschentücher hier als Ihr Eigenthum an?"

Der Richter zeigte bei den letzten Worten Salvador mehrere weißlinnene Taschentücher, englisches Fabrikat, bezeichnet mit den Buchstaben A. P. und einer Marquis-Krone; jedes trug eine Nummer und war roth oder blau gerändert.

„Die habe ich," erwiderte Salvador lächelnd, „bei Chapron, in der hohen Pforte, kurz nach meinem ersten Aufenthalte auf Schloß Pourrières gekauft."

„Wie viel haben Sie deren gekauft?"

„Zwölf."

„Es fehlen zwei."

„Hier ist eins."

Salvador zog maschinenmäßig sein Taschentuch heraus, der Kanzeleidiener nahm es und übergab es dem Richter.

„Es fehlt noch Nummer 7," sagte dieser, „was haben Sie damit gemacht?"

„Weiß ich's? Vielleicht hab' ich es verloren."

„Und zwar wo? denn dies genau zu wissen, ist wichtiger, als Sie vielleicht glauben."

„Ich kann es Ihnen nicht sagen."

Der Richter zog aus einer Schublade seines Schreibtisches ein den übrigen ganz ähnliches, nur rothfleckiges Taschentuch hervor.

„Hier ist, wie ich glaube, die fehlende 7; sie ward in einer Seitentasche des Staubhemdes gefunden, das man mit dem Leichnam Josua's aus dem Wasser gezogen, und gehört sicherlich dessen Mörder; aber es giebt noch andere Beweisstücke. Durch die Zeitungen sind die verschiedenen Verbrechen, deren man Sie anklagt, überall hin bekannt geworden; so hat man in Folge dessen eine Schwester Josua's, die sich nach Metz zurückgezogen, aufgefunden, welche im Besitz eines Notizbuches ihres Bruders ist; dasselbe ist uns gerichtlich beglaubigt zugeschickt worden und enthält Folgendes: „den 13. Mai, zu Frau von Roselly, wo ich den Marquis von Pourrières finden und die 200,000 Franken mitbringen soll, die er geliehen haben will.“ Am 14. Mai hat man des Juden Leiche aus der Seine gezogen. Wieder aufgefundene, ehemalige Diener der Marquise von Roselly haben ausgesagt: daß der Jude Josua in der That am 13. Mai bei ihrer Herrin zu Abend gespeist, und erst um halb zwölf Uhr fortgegangen. Er ist also gleich nach seiner Entfernung aus dem Hôtel der Marquise ermordet worden. Was haben Sie darauf zu erwidern?“

„Nichts, als daß das Alles sehr mögliche Thatsachen sind, daß man aber damit keineswegs beweisen kann, daß ich den Juden Josua ermordet.“

„So werden Sie künftig sich darüber auszusprechen haben, wie Sie in der Nacht vom 13. zum 14. Mai Ihre Zeit verwendet.“

Der Richter gab den Gensd'armen Befehl, Salvador in sein Gefängniß zurückzuführen; auf dem Wege

dorthin hatte Salvador das Unglück, dem Polizei-Chef, welchem er einst nach Silvia's Entführung durch Beppo seine Aufwartung gemacht, wie auch einem alten Bekannten, Ronquetti, dem Herzoge von Modena, der auch Gefangener war, zu begegnen; er wurde sogleich von Ronquetti wiedererkannt: die Erkennungsscene erfüllte den Polizei-Chef mit großer Freude, Salvador aber kehrte in tiefster Bestürzung in seine unterirdische Zelle zurück.

Als man ihn wieder in das Geheimzimmer des Untersuchungs-Richters fordern ließ, fand er es voll Menschen. Außer Ronquetti befanden sich dort zwei schon bejahrte und ärmlich gekleidete Leute, eine alte Frau mit schwarzbraunem Gesicht und gleich den Bäuerinnen des mittäglichen Frankreichs gekleidet, zwei Diener in Livree, welche Salvador sogleich als dieselben wiedererkannte, die zur Zeit der Ermordung des Juden Josua in Silvia's Diensten gestanden, den Polizei-Chef und einen seiner Agenten, Paolo, die Frau Adelaide Moulin und mehrere andere Personen, die wir in der Folge näher kennen lernen werden.

Die beiden Männer, welche die schwarzbraune Frau begleiteten, traten auf ein Zeichen des Richters mit ihr vor Salvador hin.

„Kennt Ihr den Herrn?“ fragte der Richter alle Drei, und sie antworteten mit „Nein!“

„Das Gesicht der drei Leute kommt mir sehr bekannt vor, ich kann mich aber nicht auf sie besinnen,“ sagte Salvador.

„Das müßten Sie, wenn Sie wirklich der Marquis von Pourrières wären.“

Die drei Leute unterzeichneten ihre mehrmals wiederholte Aussage und verließen dann auf ein Zeichen des Richters das Zimmer.

„Es ist doch eigen,“ bemerkte der Richter, „daß Sie die Namen des Vaters und der Tante der Mutter des jungen Fortuné nicht kennen.“

„Louiset,“ rief Salvador, „mein erster Lehrer in der Fechtkunst und seine Schwester.“

„Und wer war der Mann, der Beide begleitete?“ fragte der Richter weiter.

Unmöglich konnte sich Salvador auf einen Menschen besinnen, den er nie gesehen, noch je von ihm gehört; es war der Vorfechter bei Louiset, der den wirklichen Alexis von Pourrières in der Zeit sehr gut gekannt, wo er Jazetta zu Gefallen den Fechtsaal ihres Vaters besuchte.

„Welchem Grunde schreiben Sie es zu, daß die Angehörigen der Mutter eines Kindes, das Sie als das Ihrige anerkannt, mit denen Sie lange zusammengelebt, Sie nicht kennen wollen?“

„Sie thun's, glaub' ich, weil ich die Mutter des Kindes treulos verlassen.“

„Sie zeihen sich eines Unrechts, das Sie gar nicht begangen; wir wissen, daß die Mutter treubrüchig geworden und einem englischen Offizier nach Ostindien gefolgt; gleichwohl soll Ihre Bemerkung aufgeschrieben werden.“

„Frau Adelaide Moulin! treten Sie näher. Sie bleiben also bei der Erklärung stehen, daß der Herr

hier nicht derselbe ist, der Ihnen zu Genf unter dem Namen eines Grafen von Courtivon ein männliches Kind zur Erziehung anvertraute, das er Fortuné von Pourrières hieß?"

„Ja, mein Herr! denn die Augen des Vaters des Fortuné waren schwarz, dieser Herr hier hat blaue Augen; der erstere war auch weniger stark gebaut und der Ausdruck seiner Züge sanfter, sonst sehen sich Beide überraschend ähnlich."

„Und Sie," sagte der Richter zu Salvador, „bleiben bei der Behauptung stehen, daß diese Frau nicht dieselbe ist, der Sie Ihren Sohn übergeben?"

„Allerdings; ich muß sie sogar für eine, ich weiß nicht zu welchem Zwecke, bezahlte Betrügerin halten."

„Das ist sie eben nicht," entgegnete der Richter. „Es liegen Zeugnisse von Personen vor, die mit ihr zu der Zeit in Genf wohnten, als ihr ein französischer Edelmann ein kleines Kind übergab, und diese Personen wird man noch vernehmen. Da Sie aber auf Ihrer Behauptung stehen bleiben, so muß ich Ihnen eröffnen, daß man Sie anklagt: den wirklichen Marquis Alexis von Pourrières ermordet und sich seines Besitzthums, wie seiner Titel bemächtigt zu haben."

Bei diesen Worten ward Salvador's Gesicht von Leichenblässe überschüttet.

„Sie werden bleich?" bemerkte der Richter.

„Ja wohl, aus Unwillen," erwiderte Salvador, vollkommen gesammelt, und in der Zuversicht, daß jenes Verbrechen mit zu viel Vorsicht verübt worden, als daß es je ihm nachgewiesen werden könnte.

„Kennen Sie den Herrn da?“ fragte der Richter Salvador, indem er auf Ronquetti zeigte.

„Sehr gut! zu meiner Schande muß ich eingestehen, daß er viele Jahre mein vertrautester Freund gewesen und mich auf Reisen in England, Italien, Holland und mehreren anderen Ländern begleitet hat.“

„Und was haben Sie darauf zu erwidern?“ fragte der Richter Ronquetti.

„Daß jene Aussagen wahr wären, wenn sie aus dem Munde des wahren Marquis Alexis von Pourrières kämen, daß sie aber, aus dem Munde dieses Menschen kommend, nur beweisen, daß Aymard, Salvador, Vicomte von Létang, oder wie er heißen mag, sehr genau über die Lebensverhältnisse des armen Alexis unterrichtet ist.“

Um das Trockene der Fragen und Antworten zu vermeiden, kleiden wir den weiteren Verlauf der Untersuchung brieflich ein und legen unseren Lesern zuerst einen Brief vor, den Ronquetti am Tage nach dem Zusammentreffen mit Salvador in den unteren Räumen, welche aus dem Justiz-Pallaste in die Conciergerie führen, an den Untersuchungs-Richter geschrieben:

Ronquetti, genannt der Herzog von Modena, an M*, Untersuchungs-Richter.**

„Mein Herr!“

„Gestern begegnete ich in einem der Gänge, welche vom Justiz-Pallaste zur Conciergerie führen, einem gewissen Salvador. Um der menschlichen Gesellschaft einen wichtigen Dienst zu leisten, beeile ich mich, Ihnen

über ebengenannten Verbrecher folgende Mittheilungen zu machen."

„Ich lebte mit dem Marquis Alexis von Pourrières, dessen Bekanntschaft ich vor mehreren Jahren in Baden-Baden machte, in der vertrautesten Freundschaft und war auf seinen verschiedenen Reisen durch fast alle Länder Europa's sein steter Gefährte. Der Marquis hatte von einem Marseiller Juden, Namens Josua, mit welchem er in Geschäftsverbindung stand, eine ziemlich bedeutende Geldsumme erhalten. Da ich mich am Tage vorher mit ihm entzweit hatte, stahl ich ihm dieselbe und ließ ihn in Brüssel ohne einen Heller Geld. Ich kam nach Paris. Da ich schon in jener Zeit Gründe hatte, mich den Blicken der Polizei zu entziehen, so glaubte ich am Besten zu fahren, wenn ich mein Gesicht unkenntlich machte."

„Ich färbte demnach mein Haar und meinen Bart, machte mein von Natur aus weißes Gesicht bräunlich und veränderte alle meine körperlichen Bewegungen, mit einem Worte, ich machte mich vollkommen unkenntlich. Des schon lange geführten abenteuerlichen Lebens müde (ich war abwechselnd Soldat, Schauspieler, Schriftsteller, Gauner), und da ich die ziemlich beträchtliche gestohlene Geldsumme nützlich anwenden wollte, errichtete ich in einem der schönsten Viertel von Paris ein Kaffeehaus, das ich mit aller Pracht, die man von solchen Anstalten verlangt, ausschmücken ließ, stellte eine junge und hübsche Frau an den Schenktisch, und erwartete ruhig die Gestaltung meines Glückes."

„Das Glück kam nicht, dagegen wurde mein Haus

(ich glaube, daß Betrüger die Anziehungskraft des Magneten besitzen) in Kurzem das Stelldichein aller Griechen, Macher und Glücksritter der großen Hauptstadt; ich war aber so geschickt umgewandelt, daß keiner der zahlreich vorhandenen Bekannten aus früherer Zeit mich wiedererkannte. Einst sah ich auch den welchen ich so schimpflich betrogen hatte, in mein Haus eintreten und seine Zeche bei mir bestellen. Muth! dachte ich, nachdem das erste Herzklopfen vorüber war; ich war so keck, weil ich meiner Unkenntlichkeit fest vertraute, daß ich mich mit dem jungen Marquis Alexis von Pourrières in ein langes, heiteres Gespräch einließ; der unglückliche junge Mann gewann mich so lieb, daß er mich öfters besuchte und bald die Bekanntschaft meiner sämmtlichen Gäste machte."

„Eines Tages ...." (Ronquetti erzählte hier, wie Salvador und Roman, — die er beide bereits aus einer Zeit her kannte, wo Salvador unter dem Namen Aymard seine erste Ritterschaft that, zu Valenciennes, in welcher Stadt er eine in ihn verliebte junge Wittwe bestahl, zu Turin, wo er unter dem Namen eines Vicomte von Létang den Banquier Carmagnola zu berauben versucht, zu Draguignan, wo er den General-Pächter des Var-Departements bestahl, — die Bekanntschaft des Marquis Alexis von Pourrières gemacht; er führte die näheren Umstände der zwischen Salvador und ihm (Ronquetti) veranstalteten Parthie und das bei Lemardelay veranstaltete Banquet an, dem er mit dem größten Theile seiner Gäste beigewohnt hatte, und fuhr dann also fort:)

„Da Alexis von Pourrières, oder vielmehr der Graf von Courtivon (er hatte diesen Namen einstweilen angenommen, um den Nachforschungen zu entgehen, welche seine Familie veranstaltet hatte, als er mit des Fechtmeisters Louiset Tochter aus Marseille entflohen) uns seine bevorstehende Abreise angezeigt und jenes Mahl als Abschiedsessen bezeichnet hatte, so glaubten wir, da wir ihn nicht mehr sahen, seinen Plan ausgeführt und ihn selbst im Stillleben auf seinen Gütern. Jetzt aber, wo ich einem mir seinem Charakter nach wohlbekannten Menschen begegne, der im Besitz seines Namens und Vermögens ist, bin ich fest überzeugt, daß der junge Marquis als ein Opfer seines Vertrauens durch diesen Betrüger und seinen würdigen Gefährten gefallen."

„Alexis von Pourrières war etwas kleiner und schwächlicher als Salvador; seine Augen waren schwarz, die Salvador's sind blau; Alexis war von brauner Gesichtsfarbe und sein Haar tief schwarz, Salvador's ebenfalls sehr schönes, aber gefärbtes Haar ist von Natur aus blond; die Chemie muß hier den Beweis liefern."

„Alexis von Pourrières wohnte zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Salvador und Roman Straße Jaubert, Nr. 25; er hatte in diesem Hause einer alten Dame, welche über ihm wohnte, ein möblirtes Zimmer abgemiethet; diese Dame, deren Namen ich freilich vergessen, wird sich wohl noch auffinden lassen."

„Sollte Salvador leugnen wollen, daß er derselbe ist, für den ich ihn erkläre, so möge man ihn nur an seinen Geburtsort Toulouse erinnern, wo seine Eltern einen Krämerladen hatten, an seinen Aufenthalt zu Va-

lenciennes, Turin, Draguignan, an das Bagno in Toulon, wo man ihm das Amt eines Aufsehers anvertraut hatte und von wo er mit Roman, der unter dem Namen Duchemin verurtheilt worden, entflohen."

„Die Catharina Fontaine oder vielmehr die Marquise von Roselly habe ich sehr genau gekannt; ein venetianischer Edelmann war thöricht genug, sie zu heirathen; ich traf sie zuerst auf den hyerischen Inseln; sie hatte ihren ersten Liebhaber, einen Industrie-Ritter, Namens Préval, verlassen, der seinem bürgerlichen Namen das Wörtlein „von" vorgesetzt hat. Ihre außerordentliche Schönheit und ihre vortrefflichen Geistesgaben verführten mich, und da ich in jener Zeit den großen Herrn spielte und viel Geld hatte, so fanden meine Liebesbewerbungen bei ihr vollkommenes Gehör."

„Catharina Fontaine besaß eine wunderbare Stimme, eine Schönheit ohne Gleichen und ein merkwürdiges Gedächtniß; auch hatte sie eine ausgezeichnete Erziehung genossen; so viel bedurfte es gar nicht, um auf der Bühne Glück zu machen. Ich machte ihr den Vorschlag, auf dem großen Theater zu Marseille aufzutreten, dessen Direktor ich sehr gut kannte; sie ging mit Eifer auf meinen Vorschlag ein."

„Ich sah mich schon als den glücklichen Gatten einer berühmten Sängerin, eine sehr angenehme und von unseren jungen Löwen gesuchte Stellung, zweifelsohne, weil sie den Mann nicht verpflichtet und derselbe mit Hülfe der reichen Einkünfte der Frau ein gutes und fröhliches Leben führen kann, wenn er nur zur rechten Zeit ein Auge zuzudrücken weiß; meine Hoffnungen aber wur-

getäuscht. Als Catharina Fontaine sich gefeiert sah, vergaß sie, daß ich sie aus dem Elend gerettet und gab mir ohne Weiteres wie einem unbrauchbar gewordenen Diener den Abschied."

„Alle diese Mittheilungen, mein Herr! geschahen nur, um mich der menschlichen Gesellschaft fortan nützlich zu machen; möchten sie nun auch meine Richter zur Nachsicht gegen mich stimmen, deren ich mich durch mein künftiges Leben würdig zu machen verstehen werde.'

„Ich habe die Ehre, mit der tiefsten Ehrerbietung zu verharren,

Ronquetti,
genannt der Herzog von Modena,
in diesem Augenblick in Sainte-Pélagie, wegen einfachen Bankerutts zu zweijähriger Gefängnißstrafe verurtheilt."

Die in vorliegendem Briefe gemachten Mittheilungen kürzten das Verfahren des Untersuchungs-Richters außerordentlich ab. Es wurden Nachfrage-Commissionen nach Toulouse, Valenciennes, Turin, Draguignan und Toulon gesandt und überall wurden die Aussagen Ronquetti's bewahrheitet. Darauf wurden die Güter des Hauses von Pourrières sequestrirt; sie wurden gerichtlich dem jungen Fortuné, als einzigem bekannten Erben des Marquis Alexis von Pourrières, zugesprochen. Man ließ es sich nun angelegen sein, der von Salvador und Roman verübten Mordthat auf die Spur zu kommen.

Zuerst fand man in der Straße Joubert die Frau auf, welche dem Grafen von Courtivon ein möblir-

tes Zimmer vermiethet hatte; ihr Miether war einst, ohne ihr etwas geschuldet zu haben, plötzlich verschwunden und hatte seine sämmtlichen Sachen zurückgelassen. Sie hatte der Polizei darum keine Anzeige gemacht, weil sie die Erlaubniß nicht nachgesucht hatte, möblirte Zimmer zu vermiethen; hatte aber nicht im Entferntesten daran gedacht, jene Sachen an sich zu reißen; sie übergab dieselben wohlerhalten der Polizei, welche dieselbe genau untersuchen ließ. In der Tasche einer weißen Piquéweste, welche mehre Weinflecke hatte, — was auf die Vermuthung führte, daß der Marquis dieselbe noch auf dem letzten Banquet getragen — fand man eine Visitenkarte mit dem Namen des Grafen von Courtivon, auf deren Rückseite er die Worte geschrieben: Straße Notre Dame des Victoires, Hôtel des Pays-bas, Casimir von Feuillade, Zimmer 20. Bei näherer Ausforschung ergab sich, daß um die Zeit des plötzlichen Verschwindens des Grafen von Courtivon zwei sogenannte Herrn von Feuillade etwas über vierzehn Tage in jenem Hôtel, Zimmer Nr. 20, gewohnt hatten.

Man zeigte dem Hôtel-Inhaber die wächserne Maske Roman's und er erkannte in ihr sogleich die Züge des älteren Herrn von Feuillade wieder; Salvador fand er bei Gelegenheit eines Verhörs, zu welchem er vorgeladen, unter mehreren Personen heraus, nur war er über die Verwandlung des blonden in schwarzes Haar hocherstaunt. Man bediente sich seiner als eines kostbaren Zeugen; er erinnerte sich, daß der ältere der beiden Herren eines Morgens einen der Kellner nach einem Mieth-Cabriolet ausgeschickt habe und später in demselben zu

einem benachbarten Farbenhändler gefahren sei; der Kaufmann wurde befragt und wußte sich auf einen Menschen zu besinnen, der um die beschriebene Zeit bei ihm mehrere Litres Terebinthenwasser entnommen und zwar in einem jener dicken steinernen Krüge, welchen man den Namen Dame Jeanne gegeben; er hatte den steinernen Krug mit seinem Inhalte in das Cabriolet tragen lassen und war dann fortgefahren. Der wiederaufgefundene Cabrioletkutscher sagte aus, daß er jenen Herrn bis an das Gitterthor des Parks du Raincy gefahren und dort von ihm, nachdem er den Krug vom Wagen gehoben, mit einer ansehnlichen Belohnung entlassen worden wäre. Diese letzte Aussage war für den Polizei-Chef ein wahrer Lichtstrahl; er entsann sich, daß man um die Zeit, welche mit dem Verschwinden des Grafen von Courtivon zusammenfällt, in dem einsamsten Theile des Parks von Raincy unter einem Haufen Zweigwerk und vertrockneter Blätter die unförmlichen Überreste eines Leichnams aufgefunden habe, dessen Knochen ganz verkalkt waren. Die Männer der Wissenschaft, welche die Überreste chemisch untersucht, wurden neuerdings befragt. Auch erinnerte man sich eines Schlüssels, den man unter mehreren mit den Überresten der Leiche aufgefundenen Gegenständen aufbewahrt hatte; der Schlüssel paßte bei näherer Untersuchung zu einer Kommode der Frau in der Straße Joubert, und sie wußte sich deutlich zu erinnern, daß sie bald nach dem Verschwinden ihres Miethers einen neuen Kommodenschlüssel hatte machen lassen. Es war nun kaum noch ein Zweifel über die Mörder des plötzlich verschwundenen Marquis Alexis von Pourrières mehr

übrig. Sogar Paolo erkannte Salvador auf der Stelle wieder, als er ihm von dem Untersuchungs-Richter gegenüber gestellt wurde. Salvador's Haare, welche im Gefängniß wenig Pflege genossen, vollendeten endlich, da sie blond schimmerten, die Enthüllung des Betrügers.

Bald erschienen Salvador und der Vicomte von Lussan vor den Assisen der Seine; die Marquise von Roselly, die bereitwillige Mutter und Vernier den Blaustrumpf hatte man nicht auffinden können. Die Debatten waren lang und lebhaft. Salvador, der Vicomte von Lussan und die Marquise von Roselly (letztere wegen Nichterscheinens vor Gericht) wurden zur Todesstrafe, die bereitwillige Mutter, Vernier der Blaustrumpf, der lange Ludwig und Karl mit der schönen Halsbinde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurtheilt. Die anderen Banditen wurden mehr oder minder streng bestraft. Cornet-tappe-dur, Robert und Cadet-Vincent kamen mit der gelindesten Strafe davon.

XIII.

Entweichung.

Als der Präsident nach Vorlesung der auf Salvador und den Vicomte von Lussan anwendbaren Artikel des Strafgesetzbuches die Todesstrafe gegen diese beiden Verbrecher ausgesprochen hatte, legte der Letztere sein Vorhemdchen und seine Handkragen mit so viel Anmuth und gefälligem Anstande zurecht, als hätte er sich in der Loge seiner Tänzerin befunden; er fuhr mit seiner rechten Hand in sein reiches Lockenhaar, und nachdem er sich vor dem versammelten Gerichtshofe, den Geschworenen und dem Zuhörerkreise verneigt, folgte er dem Gensd'armen, welcher ihn zu bewachen hatte; Salvador war vielleicht etwas weniger muthig, als sein Mitschuldiger, doch verlor auch er seine Selbstbeherrschung nicht.

„Nun, mein Theurer!" sagte der Vicomte zu Salvador beim Hinabsteigen der Treppe, welche vom Assisenhofe in die Conciergerie führt, „was sagen Sie dazu?

Herrliches Ende und würdig des Anfangs!

Nicht wahr?"

„Wie so, Vicomte! wir haben das Spiel verloren: der Grève-Platz ist das Schlachtfeld, auf welchem die Großthaten der Leute unsers Gelichters enden, wir un=

terliegen einem allgemeinen Gesetze und haben uns also gar nicht zu beklagen."

„Und doch ist's nicht minder wahr, daß der Tod sehr ungerufen kommt, wenn man noch jung ist und eine Gesundheit besitzt, welche auch die besten Ärzte in Verlegenheit bringen könnte, aber, — Geschehenes läßt sich nicht ändern."

„Sprechen wir nicht mehr davon."

Beide Verbrecher blieben nur einige Minuten in der Conciergerie. Ein Carriol erwartete ihrer, um sie nach Bicêtre zu bringen.

Der Gefängnißdirektor empfing sie, wie alle zum Tode Verurtheilten, sehr höflich und gab Befehl, sie Corridor No. 1. hinter dem neuen Gebäude unterzubringen.

Nachdem Beide die Gefängnißjacken angelegt hatten ließ man sie ohngefähr dreißig steinerne Stufen niedersteigen und nachdem sie mehrere gewölbte Gänge durchschritten, die nur durch den schwachen und flackernden Schein einiger rauchigen Lampen einigermaßen erhellt waren, befanden sie sich auf dem Corridor der sogenannten weißen Kerker, ohne Zweifel, weil sie etwas weniger dunkel und etwas bequemer sind, als die sogenannten schon lange nicht mehr gebräuchlichen Sicherheitskerker.

Sie wurden von einander getrennt, ihre Kerker lagen sich jedoch so benachbart, daß sie sich leicht zu unterhalten vermochten, was sie, um von den Schildwachen vor den kleinen Fenstern nicht verstanden zu werden, auf italienisch thaten, da zuvor eine ihrem Wächter auf italienisch gestellte Frage unbeantwortet geblieben war.

„Nun, Herr Marquis!“ begann Lussan, nachdem er seine, wie es schien, lezte Wohnung, betrachtet hatte, „wie finden Sie unsere Behausung?“

„Sie ist allerdings weniger prachtvoll als unsere früheren Zimmer, jedoch würde ich immer noch zufrieden sein, wenn mich die Jacke nur nicht im Gebrauch meiner Hände hinderte.“

„Ja, die wird uns auf die Länge hin zu einer wahren Qual werden; aber theurer Marquis! gestehen Sie, daß Sie mich auf die unwürdigste Weise getäuscht; ich hielt Sie wirklich lange für einen Edelmann aus gutem Hause; hätte ich um Ihre Flucht von den Galeeren gewußt, so würde ich sicherlich die 25000 Franks nicht genommen haben, die Sie mir bei unserem ersten Zusammentreffen gaben; meine Verbindung mit Ihnen hat mein Wappen befleckt.“

„In Wahrheit, Vicomte! Ihre wunderliche Empfindlichkeit bringt mich zum hellen Lachen; die Gerechtigkeit hat uns bewiesen, daß alle Menschen vor ihr gleich sind; Ihre zahlreiche Ahnenschaft hat die Richter nicht verhindert, Ihnen dasselbe Loos wie mir zu bereiten, und sehr wahrscheinlich wird uns Meister Samson auf gleiche Weise die lezte Pflicht erweisen; übrigens werde ich, theurer Lussan! eben so adelig wie Sie sterben; denn ich bin mit dem Adel in zu nahe Berührung gekommen, um mir nicht auch einige seiner Sitten angeeignet zu haben.“

„Ja wohl, theurer Marquis! aber ich will für Sie zu Gott beten und einige Augenblicke schlafen; denn ich bin todmüde, also gute Nacht!“

„Gute Nacht, Vicomte!“

Am anderen Tage ließ der Vicomte den Gefängnißprediger, den ehrwürdigen Abbé Montès, um seinen geistlichen Beistand bitten. Dies darf zu einer Zeit nicht auffallen, wo es guter Ton ist, sich den sogenannten neukatholischen Frommen mit ihrem marktschreierischen mittelalterlichen Krame anzuschließen; vielleicht auch theilte er Montesquieu's Meinung, der irgendwo sagt: „daß die Frommen, zur Ausübung schlechter Handlungen, auf Gründe verfallen, auf welche ein Ehrenmann nicht im Traume kommen würde."

Durch den Prediger erfuhr Lussan, daß der General-Prokurator Appel eingelegt habe und der Aufschub vierzig Tage dauern, und am Ende der König noch eine Änderung der Strafe vornehmen könne, wogegen sich die hochadeligen Gefühle Lussan's empörten, da er keineswegs im Bagno mit der Volkshefe zusammengerathen wollte.

Lussan und Salvador saßen schon acht Tage zu Bicêtre, als der Letztere eines Morgens seinem Mitschuldigen erzählte: es habe ihm von einer nahen und sichern Befreiung geträumt.. Der Vicomte lachte herzlich über den Einfall des entlarvten und gestürzten ehemaligen Marquis.

„Hierüber ist gar nicht zu lachen," bemerkte Salvador; „Träume sind Enthüllungen unserer Zukunft, und wenn Sie sich durch die Worte: „ich werde ganz nach Ihrem Willen handeln" mir verpflichten, so werden wir bald frei sein."

„Ich werde ganz nach Ihrem Willen handeln, Herr Ehemaliger!"

„Ich darf also auf Sie rechnen?“

„Sicher!“

„Gut!“

Noch an demselben Tage setzte Salvador einen langen Brief an den General-Prokurator auf, worin er der Polizei Nachweisungen machte, um eine ansehnliche Anzahl Verbrecher festzunehmen, bei deren Schuld auch er und Lussan betheiligt wären. Was er beabsichtigte, geschah. Nach einigen Tagen, spät des Abends erschien ein Carriol, um Beide in's Gefängniß „la Force“ abzuholen. Ein Friedens-Offizier, der die Versetzungen besorgte, saß auf dem Vordersitze des Wagens, hinter welchem zwei Gensd'armen hertrabten.

Salvador's und des Vicomte Reisegefährten, lauter Leute für den Galgen reif, und bereit, Alles für die Wiedererlangung ihrer Freiheit zu versuchen, nahmen den in kurzen Worten ihnen mitgetheilten Plan mit Begeisterung auf und beeilten sich, die beiden Mitschuldigen ihrer Handfesseln zu entledigen.

Salvador hatte dem Stubenwärter, welcher, ein ehemaliger Galeerensklave, im Gefängniß ihre Betten gemacht, einst einige Goldstücke, den Rest seines ganzen Vermögens, gegeben; dafür hat ihm der Wärter eine eiserne Brechzange von ohngefähr 18 Zoll Länge und einen starken Zwickbohrer geschenkt, mittelst welcher Instrumente er eine der unteren Bohlen im Wagen ausheben konnte.

Die Erfinder des Planes sollten zuerst durch die Öffnung entwischen (es ist nämlich Sitte der Banditen, bei Entweichung durch ein Loch die zuerst entwischen

zu lassen, welche zu den strengsten Strafen verurtheilt sind und so der Reihe nach die Anderen); die angebrachte Öffnung war aber so eng, daß Beide, um sicher durchzukommen, sich bis auf die Beinkleider und das Hemde entkleiden mußten; in diesem Zustande ließen sie sich auf die Straße gleiten, liefen nach der Seine zu, und durchschwammen sie bis zum Schloß Bercy, während die begleitenden Gensd'armen, die den Kopf verloren, den übrigen entwischten Gefangenen nachsetzten. Sie erreichten glücklich die Barrière de Bercy. Da es bei ihrem Eintritt in Paris völlig Nacht war, konnte ihre sonderbare Kleidung nicht auffallen.

„Nun, Vicomte?" fragte Salvador, als sie hinter der Barrière standen.

„Nun, Marquis?"

„Da sind wir frei, aber wie weiter?"

„Zum Wucherer Juste," entgegnete der Vicomte.

Bald hatten sie den Weg von der Barrière de Bercy bis zur Straße Saint-Dominique d'Enfer, vom Hunger zu schnellem Lauf beflügelt, zurückgelegt; sie klopften zu wiederholten Malen an des Wucherers Haus, aber es blieb Alles todtenstill.

„Der Vater Juste hat, wie es scheint, seinen Hund nicht mehr," bemerkte Salvador.

„Eher glaube ich," entgegnete der Vicomte, „daß Gott die Erde von dem alten Scheusal erlöst hat; denn er geht nie des Abends aus, und wenn er nicht todt ist, muß er den höllischen Lärm hören, den wir schon eine Stunde lang an seiner Thür machen."

Eine Alte aus dem Nachbarhause, wie es schien,

des langen Lärmens endlich müde, steckte den Kopf zum Fenster heraus und unterbrach der Freunde Zwiegespräch.

„Was wollen Sie, warum klopfen sie so spät und so stark an die Thür eines unbewohnten Hauses?" rief die Alte.

„Verzeihen Sie, Madame!" entgegnete Lussan, „wir wünschen den Banquier Juste zu sprechen."

„Der ist längst todt," kreischte die Alte.

„Nun das fehlte uns noch," rief Lussan.

„Sein Hund," begann die Alte wieder, „den er auf alle bei ihm Eintretenden zu hetzen gewohnt war, hat sich endlich auf ihn selbst geworfen und mit Haut und Haar verschlungen; er hatte, wie man sagt, seinen Hund, weil er ihm nicht satt zu essen gab, zum Rasen gebracht."

„O! welch schreckliches Unglück."

„O! im Gegentheil, ein Glück für den alten Gauner, der heute, wenn er nicht todt wäre, bei seinen beiden Freunden in Bicêtre sein würde, den adeligen Schurken, Anführern einer Räuberbande, deren Hinrichtung ich Sonnabend beiwohnen werde; aber gute Nacht, meine Herren! Gehören Sie zu Juste's Gelichter, so können Sie an seinem Grabe weinen; er liegt auf dem Mont-Parnasse."

Die Alte schloß das Fenster und überließ die hungrigen Nackten ihrer Verwunderung.

„Da bleibt uns nur eine Hilfsquelle," sagte Lussan, als sie weiter gingen; „wir müssen es bei Coralie versuchen."

Es war sehr weit bis zur Straße Tronchet, auf

welcher die Tänzerin Coralie wohnte, dennoch machten sich beide Flüchtlinge, von Hunger, Kälte und Verzweiflung aufgestachelt, rüstig auf den Weg.

Es hatte eben eilf Uhr geschlagen, die Nacht war dunkel; um Nacht-Patrouillen zu entgehen, schritten die beiden Abenteurer langsam im Nachtschatten hin. Als sie in einer kleinen dem Pont Saint-Michel benachbarten Gasse angelangt waren, drang plötzlich vielstimmiger Ruf an ihre Ohren.

„Haltet fest! Ein Dieb! Ein Mörder!"

Die Straße war voll Menschen, welche einen Mann verfolgten, der, Dank seinen stählernen Kniekehlen, jeden Augenblick weiteres Feld gewann. Um den verfolgenden, unter denen leicht Polizei-Soldaten sein konnten, zu entgehen, bogen unsere Flüchtlinge schnell in die Straße Poupée ein. Kaum aber hatten sie zwanzig Schritte gethan, als ein Mann in ihre Arme stürzte.

„Lassen Sie mich durch," rief er, „ich bin ein unglücklicher Flüchtling."

Salvador und Lussan erkannten sogleich Vernier den Blaustrumpf; auf verschiedenen Krummwegen war er seinen Verfolgern entronnen, und schon glaubte er sich im Hafen gestrandet, als er auch seinerseits die beiden Abenteurer erkannte.

„Rupin, der lange Richard!" rief er, „es scheint also aus dem Sonnabende nichts zu werden?"

„So hoffen wir wenigstens, wenn Du uns Abendbrod und Nachtlager verschaffen willst."

„Ich will Euch zu mir führen; Ihr findet es zwar nicht schön, aber eine herzliche Aufnahme; übrigens habt

Ihr mir früher viel zu verdienen gegeben, ich muß also auch jetzt etwas für Euch thun."

Vernier der Blaustrumpf hatte in einem verfallenen Hause auf der Rue du Four-Saint-Hilaire, eine Dachkammer im siebenten Stockwerk inne, worin sich ein Bett befand, aus zwei sehr kleinen Matratzen und einigen alten Decken bestehend, außerdem befand sich in der Kammer ein wackeliger Tisch, der untere Theil eines Schenktisches, zwei schadhafte Strohstühle; das Tageslicht drang durch ein Papierfenster ein.

„Das ist das Lager," sagte er zu seinen Gästen, indem er sie auf diese abscheuliche Bodenkammer führte; „es ist nicht schön, aber sicher."

„Für heute brauchen wir nur das; denn morgen werden wir uns wohl mit Gottes Hülfe ein besseres verschaffen."

„Ach! außer Eurer letzten schwarzen Gefängnißsuppe habt Ihr gewiß noch nichts im Leibe."

„Fürwahr, ein Stück Brod oder Fleisch würde uns gut thun."

„Ich werde Euch zwei Litres Wein, Semmel und einen kleinen Schinken holen."

Nach einer stärkenden Mahlzeit sanken die drei Banditen in tiefen Schlummer, aus welchem sie erst mit Anbruch des Tages erwachten; bei einer Pfeife Taback hielten sie nun Rath. Um Geld zur Anschaffung von Kleidungsstücken zu erhalten, schrieb der Vicomte einen rührenden Brief an Coralie, den Vernier der Blaustrumpf eiligst abtrug; Coraliens Kammermädchen stellte ihm, nachdem er lange im Vorzimmer gewartet, den Brief

mit dem Bemerken wieder zu: „Ihre Herrin kenne die Person nicht, welche um Almosen bitte.“ Auf dem Rückwege begegnete Vernier auf der Straße Tronchet einer Menge Zettelträger, welche mit Stentorstimme die wunderbare Entweichung dreier wohlbekannter, zum Tode verurtheilter Banditen, und die ihrem Einbringer ausgesetzte beträchtliche Belohnung ausschrieen, er kaufte einen solchen Zettel und brachte ihn seinen Mitschuldigen mit.

„Das ist schlimm,“ bemerkte der Vicomte, indem er Vernier scharf ansah, „das kann Leute, denen wir unser volles Vertrauen geschenkt hätten, anreizen, uns zu verrathen.“

„Das ist nur zu wahr,“ fügte Salvador hinzu.

„Rupins! das sagt Ihr doch nicht mir zum Anhören, nicht wahr? Ich bin ein Dieb, ein Mörder, Alles, was Ihr wollt; aber ich bin ein Ehrenmann und verrathe nie einen Freund!“

Seine Freunde, über eine solche Festigkeit hochentzückt, suchten ihn ihrer Äußerung halber vollkommen zu beruhigen.

„Wir wollen Deine Kleidungsstücke untersuchen und sehen, was wir von ihnen brauchen können,“ fuhr der Vicomte fort.

Vernier war reicher, als er vermuthete; der Vicomte fand in dem unteren Theile des Schenktisches zwei noch ziemlich wohlerhaltene Beinkleider, ein neues Staubhemde, und einen langen noch ganz reinen Rock. Er gab Salvador den Rock und die beste der beiden Hosen.

Diese Freigebigkeit war nicht absichtslos; denn der Vicomte hatte Salvadorn für den Abend eine besondere Rolle vorbehalten.

Während seines Aufenthalts in Coralie's Vorzimmer hatte Vernier nicht verfehlt, einen Abdruck des Thürschlosses zu nehmen (dazu bedienen sich die Diebe nicht mehr des Wachses, sondern feinen, genäßten Kartenpapieres, weil sie in Unglücksfällen damit weit sicherer gehen), und Salvador, im Schlosserhandwerk wohl erfahren, hatte nach dem Muster des Abdrucks einen Schlüssel gefertigt, da in Vernier's Kammer die nöthigen Materialien und Werkzeuge vorhanden waren.

Als der Abend hereingebrochen, bewaffneten sie sich alle drei mit Dolchmesser, um im Unglücksfalle sich nicht lebendig gefangen nehmen zu lassen, und begaben sich nach der Straße Tronchet. Salvador und Vernier traten in einen Liqueur-Laden, der Vicomte aber stellte sich auf die Lauer, der Hauptthür von Coralie's Wohnung gegenüber. Er lauerte schon eine halbe Stunde lang, als er endlich die Tänzerin aus ihrer Wohnung treten sah, er folgte ihr von fern bis in die Oper. Fest überzeugt, daß sie nun den Abend nicht zu Hause zubringen würde, suchte er seine Kameraden wieder auf. Um nun auch das Kammermädchen zu entfernen, wurde folgender Plan ausgeführt: Ein bestochener Fiakre überbrachte ein im Namen Coralie's geschriebenes Billet, worin sie ihrem Kammermädchen anzeigte: sie habe sich auf der Bühne den Fuß vertreten und das Mädchen möge sogleich mit dem gelben Shawl im Fiakre nach

der Oper kommen. Der Thürhüter, welcher nach der Gewohnheit seiner anderen Collegen das ungesiegelte Billet gelesen, trieb das Kammermädchen selbst zur größten Eile an und so rollte denn nach einigen Minuten der Fiaker mit ihr nach der Oper.

„Wir haben wenigstens drei Viertelstunden Zeit, lieber Marquis!" sagte der Vicomte zu Salvador, „Licht finden Sie beim Doktor Delamarre, welcher unter Coralie wohnt, und den Sie besuchen zu wollen, dem Thürhüter angeben müssen. Vergessen Sie nicht zwei Achatbecher, welche auf dem Kamin im Schlafzimmer stehen; öfters liegen Coralie's kostbare Juwelen darin. Geld liegt in einem Glasschrank desselben Gemaches."

Salvador trat in's Haus, verweilte aber länger, als seine Mitschuldigen erwartet.

„Vielleicht ist ihm etwas zugestoßen," sagte Vernier zu Lussan.

„Das ist nicht wahrscheinlich," erwiderte dieser, „denn wir würden dann Lärm gehört haben."

Bald machte das Erscheinen Salvador's der Besorgniß der beiden Banditen ein Ende. Eilig machten sie sich nun fort, und in Vernier's Dachkammer zählte Salvador auf einen Tisch 4000 Franks in Gold und 3000 in Juwelen werth."

„Hast Du einen Hehler zu Deiner Verfügung?" fragte der Vicomte Vernier.

„Ich glaube, Ludwig der Abenteurer wird mir Alles abkaufen."

„Dann behalte die Juwelen, wir nehmen das Gold, bist Du's zufrieden?"

„Mehr, wie zu sehr.“

Die drei Banditen speisten darauf ein Huhn und einige andere Delicatessen, welche sie Straße Dauphin gekauft, und legten sich dann zur Ruhe. Am anderen Tage früh trennten sie sich.

XIV.

Die Dame im grünen Schleier.

Aus den voraufgegangenen Erzählungen geht hervor, daß der Vicomte von Lussan, welchem sein Name die feinsten Salons öffnete, seine Opfer nur aus ihnen wählte. Er beschränkte sich darauf, den Plan zu Diebstählen anzugeben, die Ausführung hatten immer Salvador und Roman übernommen; erst nach des Letzteren Tode und da Salvador nicht mehr zur bereitwilligen Mutter kommen wollte, entschloß er sich mehr zu persönlichem Eingreifen.

Wir bemerkten früher einmal: der Vicomte wäre in die Reihe der marktschreierischen Neu-Katholiken eingetreten; er wußte sehr wohl, daß man allgemein geneigt ist, denen mit großem Vertrauen entgegen zu kommen, welche mitten im Weltleben pünktlich ihren religiösen Verpflichtungen nachkommen; seine Frömmigkeit war nur verstellt und diente ihm auch zur Erleichterung des Eintritts in die Salons mehrerer hochadeligen Wittwen, die erst später eines Besseren belehrt wurden, als ein feierliches Urtel Jedermann bekannt gemacht hatte, daß der Vicomte von Lussan, seines alten Adels ungeachtet, nur ein gemeiner Bandit wäre.

Wie dem nun auch sein mag, der Vicomte hatte

einen ehrwürdigen Geistlichen der Kirche Saint=Roch zum Beichtvater und sich dergestalt dessen Vertrauen zu erwerben gewußt, daß er sehr oft bei ihm zu Tische war.

Als er Straße Varennes festgenommen wurde, stand er im Begriff, dem wieder ehrwürdigen Geistlichen seine Aufwartung zu machen.

Aus dem folgenden wird unseren Lesern der Zweck seiner häufigen Besuche klar werden.

Als eines Tages der Vicomte und der treffliche Priester wieder zusammen speisten, meldete man dem Herrn Abbé den Besuch einer alten, beinahe blinden Frau, deren Gesicht in einen weiten grünen Schleier gehüllt war. Sie kam, um Letzterem ein Geldsümmchen für einige Messen und zu einem Todtenamte zuzustellen. Der Abbé wollte aufstehen, um die fromme Alte in einem anderen Zimmer zu empfangen; Lussan bat ihn aber keine Umstände zu machen und sie eintreten zu lassen. Als der Diener sie eingeführt, stellte sie dem Vicar eine Summe von 80 Franks zu. Lussan, ein aufmerksamer Beobachter und begierig, aus Allem Vortheil zu ziehen, bemerkte, daß die Frau sehr alt war und eine schmutzige, eckelhafte Kleidung trug. Ihr runder weit bauschiger, höchst wunderlich geformter Hut, ehedem schwarz, jetzt aber fahl und röthlich, mit einem ungeheuren Lichtschirm von grünem Taffet, vollendete den wunderlichen Aufzug, der die Kartenlegerinnen aus niederem Stande so sehr bezeichnet. Die ganze Erscheinung deutete auf's größte Elend hin, und obendrein sah sie so schlecht, daß sie kaum ohne Anstoß zu gehen wußte.

Nachdem die Alte sich entfernt, theilte der Vicomte

dem Geistlichen sein Erstaunen darüber mit, daß eine so armselig gekleidete Frau eine so reiche Unterstützung bieten könne, und seine Vermuthung daß sie vielleicht nur ein Werkzeug einiger anderen Frommen sei.

„Sie irren sich," antwortete der Vicar, „ich kann dies mit um so größerer Gewißheit behaupten, weil ich mich selbst von ihren Vermögensumständen überzeugt habe."

„Vor einigen Monaten kam sie das erste Mal mit der Bitte zu mir, für die Seelenruhe ihrer längst verstorbenen Eltern eine Messe zu lesen; außerdem stellte sie mir 40 Franks für die Armen und die Kirchenkasse zu. Sie wiederholte ihre Besuche und war stets sehr freigebig. Ich wußte mir selbst diese beispiellose Freigebigkeit mit ihrem bettelhaften Äußeren nicht zu vereinigen; bald aber sollte ich in ihr geheimnißvolles Wesen näher eingeweiht werden."

„Vor ungefähr vierzehn Tagen ließ sie mich ersuchen zu ihr zu kommen, um mir vertrauliche Mittheilungen machen zu können; ich zögerte zwei bis drei Tage, weil mir die Aufforderung sonderbar genug vorkam, endlich aber ging ich."

„In ihrer Wohnung angelangt, kam ich durch den lächerlichen Anblick des Haushälters, seine ungewöhnlichen Fragen und die noch mehr befremdenden seiner Frau auf sehr sonderbare Gedanken. Nachdem ich endlich die Prüfung überstanden, wurde ich von der Haushälterin zu der Thür der Dame geführt. Auf leises Klopfen öffnete sich ein Gitterfenster, ich nannte meinen Namen."

„Ach! Sie sinds, Herr Vicar," treten Sie gefälligst ein, sagte die Alte."

„Dann öffnete sie zwei mehrmal verriegelte Schlösser, die sie nach meinem Eintritt sorgfältigst wieder verschloß, was mir, ohne furchtsam zu sein, sehr auffiel. Ich wurde in ein unteres aus mehreren Zimmern bestehendes Stockwerk geführt, deren Unreinlichkeit mit dem Anzuge der Besitzerin im vollsten Einklange stand. Als Entschuldigung, daß sie mich nicht besser empfangen könne, schützte sie ihr hohes Alter und ihre stete Kränklichkeit vor, und begann dann folgendermaßen:"

„Herr Vicar! Ich hege schon zu Ihnen das tiefste Vertrauen und ich will Ihnen sogleich einen Beweis davon geben: Ich bin alt und ziemlich reich. Ich habe nur eine Person auf Erden, welche mir durch die Bande des Blutes angehört, eine Tochter; ich habe lange nichts von ihr gehört und bin in völliger Unwissenheit über ihr Loos. Sonst habe ich weder Verwandte noch Freunde. Gott kann mich jeden Augenblick zu sich rufen und all mein Reichthum würde verloren sein, wenn ich nicht noch vor meinem Tode den Ort Jemanden angeben könnte, wo ich ihn bewahre. Sie sind der Mann, dem ich ein Geheimniß dieser Art am sichersten anvertrauen darf. Sie mögen alsdann, von mir ermächtigt, nach meinem Tode über die Aufsuchung der Gegenstände verfügen. Hier ist auch eine Schrift, welche meine Willensbestimmungen enthält; erlauben Sie, daß sie bei Ihnen niedergelegt und erst nach meinem Tode geöffnet werde."

„Von dieser Sprache überrascht, wollte ich meine Unbekanntschaft mit weltlichen Angelegenheiten als ein

Hinderniß vorschützen, von dem Beweise eines so seltenen Vertrauens Gebrauch zu machen; allein die Alte ging auf keine meiner Entschuldigungen ein, sie bat, drang so inständig in mich, daß ich endlich ihren Wunsch erfüllte. Dann nöthigte sie mich in ihr Schlafgemach, hob eine Tapete hinter dem Bett empor und zeigte mir eine künstlich in der Mauer angebrachte kleine Thür. Sie öffnete dieselbe und zog aus dem Verschluß ein schönes Ebenholzkästchen hervor, das mit ciselirtem Silber ausgelegt, Wappen und eine Herzogskrone trug. Es enthielt sehr viel Gold, Banknoten, Diamanten und Rentenverschreibungen. Kurz, ich konnte mich überzeugen, daß es mindestens Sachen im Werth von 300000 Franken einschloß."

„Das ist mein ganzes Habe," sagte die Alte; „wenn die in meinem Testamente erwähnte Person noch lebt," fuhr sie fort, „und wenn sie durch ihr Betragen meiner Wohlthaten würdig ist, so können Sie meinen Nachlaß mit ihr theilen. Im entgegengesetzten Falle gehört Ihnen Alles, zur Stiftung guter Werke. Dies ist, ehrwürdiger Diener des Herrn! mein letzter Wille; möge Gottes Wille in Allem geschehen!"

„Auf einige Gegenbemerkungen, die ich über das, was in ihren Willensbestimmungen mich anging, machte, wollte sie gar nicht hören, und nachdem sie das Kästchen an seine frühere Stelle geschoben, verschloß sie die kleine Thür und forderte mir nochmals die pünktliche Erfüllung ihres Willens ab. In Betracht des Guten, das daraus für die Armen hervorgehen konnte, glaubte ich mich nicht nur bedingungslos binden zu müssen, sondern auch so, daß es mir gelänge, die Billigung der Welt und mei-

ner Oberen zu erlangen. Übrigens kennen Sie mich, Herr Vicomte! um überzeugt zu sein, daß ich mich mit Eifer und Püunktlichkeit des mir gewordenen hochwichtigen Auftrages entledigen werde."

„Soll ich Ihnen nun noch mein Urtheil über den Charakter der Frau selbst sagen, so möchte es ungefähr dahin lauten, daß sie beflissen ist, durch gute Werke ein früheres unordentliches, ja vielleicht verbrecherisches Leben auszusöhnen. Ihre ungebildete Sprache, die schon eine gewöhnliche Frau verräth, und der Umstand, daß sie, obgleich sie keine Messe versäumt, trotz meiner öfteren Ermahnungen noch nicht gebeichtet hat, veranlassen mich zu meinem Urtheil. Als ich sie einst aufforderte, dem Bußgericht zu nahen, sagte sie: Später, Herr Abbé! ich wag's noch nicht, die zahlreichen Fehler, ja Verbrechen meines früheren Lebens zu beichten, aber ich empfinde schon die ernsteste Reue."

Während dieser Erzählung war der Vicomte ganz Auge und Ohr, kaum vermochte er eine lebendige, im Innern aufsteigende Freude zu unterdrücken und schon dachte er über die Mittel nach, sich des Schatzes der Alten zu bemächtigen. Allerdings hatte der Abbé die Adresse der grünverschleierten Dame nicht angegeben; für Leute von dem Gelichter des Vicomte war der Mangel einer solchen Auskunft kein großes Hinderniß; er wußte, daß die von der Alten erbetene Messe am anderen Tage statt finden und er ihr beiwohnen sollte. Das genügte.

In der That befand er sich schon eine Stunde früher in der Kirche Saint-Roch, als die Übrigen. Die Alte trug an dem Tage nicht ihren unerbittlichen grü-

nen, sondern einen dichten schwarzen Schleier, der ihrer Erscheinung ein tieftrauriges Ansehen verlieh: sie kniete nieder und betete lange mit solcher Inbrunst, daß sie eine Stunde nach Beendigung des Gottesdienstes noch immer im tiefsten Gebete lag. Der Vicomte, welcher ihren Austritt erwarten wollte, um ihr von fern bis zu ihrer Wohnung zu folgen, war außer sich, so lange eine Andacht heucheln zu müssen, die seinem Herzen so fern lag. Endlich, nach zahlreichen Kniebeugungen vor allen Kapellen, nahm die Alte Weihwasser und ging. Vorsichtig fühlte sie längs der Mauern hin und langte Straße Therese, Nr. 25, in ihrer Wohnung an.

Bis dahin war ihr Lussan gefolgt, nunmehr entfernte er sich und verschob die weiteren, etwa noch nöthigen Nachforschungen auf einen anderen Tag. Am anderen Tage, nach einer schlaflosen Nacht, voll von Entwürfen, erfuhr er im betreffenden Viertel: daß die Alte nur unter dem Namen: der grünverschleierten oder blinden Dame bekannt wären. Die verschiedenartigsten Gerüchte und Ansichten liefen über sie um; sie war Allen ein vollkommnes Geheimniß. Der Versuch des Vicomte, eine persönliche Bekanntschaft mit der Dame zu machen, scheiterte trotz seiner Künste an der Dummheit des Cerberus, der ihre Thür hütete, und der Schlauheit seiner Frau. Er war noch mit Plänen beschäftigt, zu seinem so viel versprechenden Ziele zu gelangen, als seine Gefangennehmung dazwischentrat.

XV.

Fortsetzung des Vorhergehenden.

Es liegt in den Forderungen unserer Erzählung, die Leser jetzt in einen Ort einzuführen, den wir nicht nennen wollen, den aber eine kurze Beschreibung alsbald kenntlich machen wird.

Aus dem Laden eines Hauses, das in einer der Gassen gelegen ist, welche auf den Boulevard Bonne-Nouvelle ausmünden, hat man einen kleinen Saal gemacht, der nur mit gewöhnlichem rothen Papier ausgelegt ist. Die einzigen Möbel darin sind: ein großer, runder Tisch, über welchen eine grüne Decke geschlagen, ein Ruhesopha aus gelbem Utrechter Sammet und einigen mit Haaren gepolsterten Stühlen aus Kirschbaumholz; an den Wänden hängen einige schlechte Lithographien in Goldrahmen; eine alabasterne Pendeluhr und zwei Vasen aus vergoldetem Porzellan, aus welchen zwei dichte Büschel künstlicher Blumen emporragen, bilden den Schmuck des Kamins.

Auf dem Heerde brennt ein tüchtiges Feuer und verbreitet eine milde Wärme über den Saal, an welcher sich die Gäste darin sehr zu erfreuen scheinen.

Wir bemerken zuerst sechs Frauengestalten, noch jung, beinahe schön, mit bloßem Halse, in einfachen Klei-

dern von leichter, hellfarbener Seide, obgleich es kalt ist und sie genöthigt sind, von Viertelstunde zu Viertelstunde den Saal zu verlassen; darauf zwei Männergestalten mit schönen, aber ausdruckslosen Gesichtern. Der eine der beiden Männer trägt einen langen Überrock und blaue, ziemlich reine Beinkleider, der andere Beinkleider aus geripptem Sammet und ein Jagdhemd aus grauer, beinahe nagelneuer Leinwand. Der Mann im langen Überrock trägt eine grüne Brille, die ihn ziemlich entstellt, und der andere das rechte Auge in einer schwarztaffetenen Binde. Die Männer scheinen, wie sie eben sind, den Bewohnerinnen des beschriebenen Ortes unendlich zu gefallen, die ihnen alle große Aufmerksamkeit und huldvolles Lächeln schenken, — eine schöne Braune ausgenommen, die in einiger Entfernung allein sitzt und sich gar nicht um das, was um sie her vorgeht, zu bekümmern scheint.

Unsere Leser werden die liebenswürdige Geschäftigkeit dieser Mädchen begreifen, wenn sie erfahren, daß die beiden Herren eine ungeheure Bowle Punsch bestellt, die eine Dienerin eben dampfend aufgetragen.

„Wohlan, Flamant! gieß den Mädchen Punsch ein,“ sagte der Mann mit der grünen Brille zu seinem Gefährten.

„Herzlich gern, theurer Albert!“ erwiderte Flamant und ergriff mit ganz eigenthümlicher Grazie den großen Suppenlöffel, die würdige Begleitung des Punsches, wenn er in einer Salatschüssel aufgetragen wird, — und füllte der Mädchen Gläser bis an den Rand.

„Nun, Elisabeth!“ rief eins der Mädchen der

entfernt Sitzenden zu, „Du wirst doch ein Glas Punsch mit uns trinken.“

„Ich habe keinen Durst,“ erwiderte Elisabeth ganz kurz.

„Komm doch, Thörin! er ist gut und die Herren sagen, sie würden noch mehr geben lassen.“

Elisabeth nahm sich nicht einmal die Mühe, die anzusehen, von welcher sie angeredet worden.

„So laß sie sitzen,“ bemerkte eine dritte, „weißt Du nicht, daß wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt hat, kein Mensch sie davon abzubringen vermag.“

„Ich habe mir etwas in den Kopf gesetzt?“ rief Elisabeth, schnell von ihrem Stuhle aufstehend. „Nun! da täuscht Ihr Euch, ich werde Punsch trinken, mehr wie Ihr,“ und schnell zur That schreitend, nahm Elisabeth mehrere Gläser nach einander und leerte jedes auf einen Zug aus.

„Die Unglückliche ist närrisch,“ flüsterte Flamant dem neben ihm sitzenden Mädchen zu.

„Etwas!“ erwiderte diese, „das thut nichts, sie ist eine gute Kameradin und ihre Anfälle dauern nicht lange.“

„Und man hält sie hier?“

„Sie ist jung und schön, und ist das nicht Alles?“

Während dieses Zwiegesprächs hatte sich Elisabeth, welche am Tische stehen geblieben, leise Albert genähert; sie setzte sich auf seine Kniee und unter dem lieblichsten Lächeln verlangte sie ein Sümmchen von ihm, das er ihr eiligst zustellte; dann eilte sie rasch aus dem Saale.

„Ihr habt ihr Geld gegeben?“ sagte das Mädchen neben Flamant zu Albert.

„O! etwas weniges,“ erwiderte er, „aber was bedeutet alle das?“

„Erzähle den Herren die Geschichte der Elisabeth Neveux,“ sagte eins der Mädchen, „das wird sie belustigen, denn es ist drolliger, als ein Singspiel im Gaité-Theater.“

„Nun, wenn es Ihnen Vergnügen macht?“

„Erzähle, reizendes Kind!“ sagte Flamant, „Du sprichst so schön, daß wir Dich mit unendlichem Vergnügen hören werden; nicht wahr, Albert?“

Dieser nickte bejahend.

„So will ich beginnen,“ sagte das Mädchen, nachdem sie schnell ein Glas Punsch geleert.

„Wir hören schon.“

„Elisabeth Neveux gehört einer anständigen lothringischen Bauernfamilie an und ist geboren zu Lacroix-Dieu, einem schönen Dörfchen in der Umgegend von Luneville; Elisabeth hatte oft von Paris sprechen gehört; die Leute aus ihrem Dorfe, welche zufällig in die Weltstadt gekommen, hatten ein so reizendes Gemälde der dort gesehenen Wunderdinge entworfen, daß eine brennende Sehnsucht sie beschlich, einst auch dorthin zu kommen; als sie nun ihr achtzehntes Jahr erreicht, bat sie ihren Vater, sie reisen zu lassen, und der gute Alte, der seiner Tochter nichts abzuschlagen vermochte, geleitete sie eines Tages zur Eilpost und sah sie ohne Besorgniß scheiden, weil er wußte, daß sie beim Absteigen durch den

Ältesten der Geschwister, der schon lange in Paris als Schlosser lebte, empfangen werden würde."

„Elisabeth wohnte also nach ihrer Ankunft in Paris bei ihrem Bruder; eine Zeit lang war ihr Leben untadelig, Jedermann rühmte ihre Umsicht, Bescheidenheit und Schönheit; unglücklicher Weise führte sie ihr Bruder, der ihr alle nur möglichen Zerstreuungen zu gewähren suchte, eines Abends auf das Acacia-Kränzchen in der Straße Saint-Antoine. Hier machte sie die Bekanntschaft eines jungen schönen Mannes und ließ sich von ihm verführen. Eines Abends erwartete sie ihr Bruder vergebens zu Tische. Sie war mit dem schönen, jungen Manne entflohen."

„Peter, so hieß der Bruder, forschte lange vergebens nach seiner Schwester umher, bis er einst zufällig erfuhr, daß sie unter dem Namen einer Frau Lion.."

„Frau Lion?" sagte Flamant.

„Kennen Sie Elisabeth's Geliebten?" entgegnete die Erzählerin, „es war ein Dieb."

„Ich habe keine solche Bekanntschaften, aber ich kenne zum Theil die übrige Geschichte Deiner Gefährtin; ihr Bruder fand sich eines Tages bei ihr ein, Straße des Lions-Saint-Paul; eben hatte sie mit ihrem Geliebten in heftigem Streite gelegen, der trunken und mit einem Spießgesellen, ich glaube Maladetta, heimgekehrt war. Peter wollte seiner Schwester Partei ergreifen, welche sich die Banditen vor seinen Augen zu mißhandeln unterstanden; da sie auch an ihn kamen, er aber mit herkulischer Kraft einen der Hämmer seines Handwerks führte, so tödtete er die beiden Banditen und

entfloh. So viel weiß ich aus den Tagesblättern, das Übrige kenne ich nicht.“

„So vernehmt denn den weiteren Verlauf. Elisabeth wurde festgenommen. Verschiedene Umstände ließen schließen, daß sie den Mörder kannte; sie sollte ihn angeben, wollte aber ihren Bruder nicht verrathen. Sie blieb lange in Haft, und wurde erst frei, als man sich des Bruders bemächtigt hatte. Der Unglückliche wurde vor die Assisen gebracht und zu zehnjähriger Zwangsarbeit verurtheilt. Der Schmerz über ihres Bruders Verurtheilung raubte Elisabeth den Verstand; sie kam in die Salpetriere; nach einjähriger Behandlung unter den Händen der berühmtesten Ärzte genas sie; man setzte sie dann auf die Straße, es war kalt, sie hatte kaum ein dürftiges Kleid auf dem Leibe und war hungrig. Nach dem Vorgefallenen konnte sie zu ihrer Familie nicht heimkehren; was also blieb ihr übrig? Sie kam hierher, aber unser Gewerbe scheint sie nicht anzusprechen, denn sie ist neuerdings wieder irre geworden; oft ist sie traurig, spricht mit Niemanden, oft aber wird sie von närrischer Heiterkeit ergriffen; dann trinkt sie unmäßig, jedenfalls um sich zu betäuben, in keinem ihrer Zustände aber vergißt sie, daß ihr Bruder im Bagno zu Toulon leidet und sie die Veranlassung zu seinem Unglück gegeben; sie legt alles Geld, was sie sich nur immerhin erwerben kann, bei Seite, und wenn es ihr dann gelungen, ein Sümmchen zusammenzubringen, so adressirt sie dasselbe an Peter Neveux, der nichts über seine Schwester weiß. Da sich diese Sendungen sehr oft wiederholen, so wird er bei seinem Austritt aus dem Bagno ein an-

ständiges Sümmchen und die Mittel finden, sich irgendwo anzukaufen; seine Schwester aber wird er nicht mehr finden; denn die Ärzte versichern, daß sie den Keim des Todes in ihrem Herzen trage und höchstens noch zwei Jahre zu leben habe und Peter Neveux wird erst in sechs Jahren frei."

Die Erzählung wurde durch den Eintritt eines Mannes unterbrochen, dessen glänzende Kleidung allen Mädchen laute Zeichen der Bewunderung entlockte; er trug einen prachtvollen hellbraunen Paletot, blaue haitische Beinkleider; eine goldene Kette spielte in zahlreichen Windungen um seine schwarz sammetne Weste; sein Hals war von einer rothatlassenen Halsbinde eng umschlossen; er trug einen langhaarigen Hut, lackirte Stiefeln und in der Hand ein prächtiges Spazierrohr mit goldenem Knopfe.

„Ihr habt Euch belustigt, während ich mich lendenlahm gelaufen," sagte er zu Flamant und Albert; „aber es thut nichts, alle Anstalten sind auf das Beste getroffen;" dann wiederholt auf den Tisch klopfend rief er: „Punsch!"

Die Besitzerin des Ortes lief athemlos herbei und fragte ziemlich unfreundlich, warum man in einem anständigen Hause so großen Lärm mache.

„Weil wir Punsch wollen, und guten!" erwiderte der Stutzer, indem er nachlässig zwei Goldstücke auf die grüne Tischdecke warf.

Der Anblick des Goldes beruhigte plötzlich die alte Megäre, ihr verdrießliches Gesicht heiterte sich wieder auf.

„Sie sollen gleich bedient sein, mein schöner Herr! nur ein Bischen Geduld, unterhalten Sie sich unterdeß mit den Mädchen."

Der Stutzer warf sich nachlässig auf das Sopha aus Utrechter Sammet.

„Er ist halbtrunken,“ sagte Albert zu seinem Gefährten.

„Das wundert mich nicht; sobald diese Elenden über einige Goldstücke zu verfügen haben, machen sie auch diesen Gebrauch davon.“

„Ich werde ihm darob nicht zürnen, wenn er sich nur mit Umsicht unserer Aufträge entledigt hat.“

„Das müssen wir wissen.“

Flamant und Albert hatten die voraufgehenden Worte am äußersten Ende des Saales mit einander gewechselt; sie riefen nun den Stutzer zu sich.

Dieser hatte sich bei den Mädchen erkundigt, ob sie Tabakrauch vertragen könnten, und da er eine bejahende Antwort erhalten, zog er eine Pfeife hervor und zündete sie, ehe er sich jenen näherte, an.

„Höre, lieber Vernier!“ (unsere Leser haben sicherlich errathen, daß Albert kein anderer als Salvador und Flamant der Vicomte von Lussan war) „Du bist etwas aufgeräumt, aber doch im Stande, uns anzuhören und vernünftig zu antworten, nicht wahr?“

„Tod und Teufel! Ich habe einige Gläser Branntwein getrunken, aber ich bin kerngesund an Geist und Leib!“

„So sag' uns denn, was Du seit heute Morgen begonnen!“

„Sehr gern und Ihr sollt sehen, daß Auge und Füße gesund gewesen; als ich von Euch schied, suchte ich Ludwig den Abenteurer auf, er gab mir 3000 Fran=

ken für die Juwelen der Tänzerin und verhalf mir so wieder zu Kleidern."

„Dann?"

„Dann nahm ich, da ich Euch hier auf guter Weide wußte, ein reichliches Frühstück ein."

„Dann?"

„Nahm ich ein Kabriolet und suchte Ludwig den Abenteurer wieder auf, der mich in einem Liqueur-Laden des Hofes Saint-Martin erwartete; wir machten uns sogleich auf und nach langem Umherforschen fanden wir in einem einsamen Hause, Straße de l'Ouest, was Ihr bedürfet: eine kleine Wohnung von zwei Zimmern und einer Küche. Ludwig der Abenteurer miethete die Wohnung, indem er seine Adresse abgab, angeblich für zwei Verwandte, die heute Abend oder morgen früh aus der Provinz eintreffen sollten. Das Zimmer wurde sogleich möblirt, man schaffte Reisekoffer voll Wäsche und Kleider hin, so daß Ihr mit den Händen in der Tasche, ohne den geringsten Verdacht zu erregen, einziehen könnet; ich glaube Euch dort vollkommen geborgen; hier ist Euer Schlüssel und der Nachschlüssel; damit Ihr nicht irre gehet, habe ich auf die Thür „Rupin" geschrieben."

„Und Ludwig der Abenteurer weiß nicht, für wen er gemiethet?"

„Er weiß nur, daß die Wohnung von zwei von dort unten entwischten Dieben bezogen werden soll; für Geld thut er Alles; heute hat er den guten Jungen gespielt und mir im Ganzen nur 1000 Franken abgenommen."

„Wir werden sie Dir wiedergeben."

„Ich mag sie nicht; denn ich besitze noch 2000 Franken und diese reichen bis zu einem neuen Geschäfte zum fröhlichen Leben hin."

„Wir werden nur noch eins in Paris machen, aber ein vortreffliches!"

„Ach, das mit der grünverschleierten Dame!"

„So ist's!"

„Sie wohnt Theresenstraße 25."

„Werden wir glücklich sein?" sagte Salvador, der bisher dem Gespräch zwischen Vernier und dem Vicomte zugehört hatte.

„Wir müssen es sein und sollten wir durch das Schlüsselloch zur alten Megäre; mit unserer jetzigen geringen Baarschaft können wir nicht in das Weite."

„Du sagst's, wir wollen Alles wagen, und mißlingt's, so soll man uns sicherlich nicht lebendig haben."

„Ich sehne mich wahrlich nicht nach Bicetre; denn die Edelleute werden dort wie Pack behandelt."

„Und ich folge Euch!" fuhr Vernier fort.

„Versteht sich, wir gehen an das Werk, sobald unser Freund die zur Abreise nöthigen Papiere gefertigt hat."

Das Gespräch der Banditen ward durch das Eintreten einer Magd unterbrochen, die eine dampfende Bowle auftrug. Die Hausherrin, die ihr folgte, stellte zwei Porzellanschalen mit Gebäck auf den Tisch. Als die Magd sich wieder entfernen wollte, ward sie von einem der Mädchen zurückgehalten:

„Bleib, Celeste, trink ein Gläschen Punsch und sing uns eins."

„Ich habe keine Zeit," antwortete Celeste, „Ihr spottet doch nur meiner Häßlichkeit."

„Bittet sie nur, meine Herren!" sagte die Wirthin, „sie singt zum Bezaubern."

Lussan wandte sich mit seiner gewohnten Artigkeit an sie.

Celeste fixirte den Vicomte, daß dieser fast verstört wurde, die entsetzliche Häßlichkeit des Mädchens schreckte ihn zurück.

„Ich kann so höfliche Aufforderung nicht ablehnen," sagte Celeste, und begann die große Arie aus des Königin von Cypern.

„Das ist die Marquise von Roselly!" sagte der Vicomte leise zu Salvador.

„Wahrhaftig," erwiderte dieser, „und ich glaube, sie hat uns erkannt; doch was haben wir zu fürchten?"

Silvia hatte die Banditen in der That erkannt, näherte sich, während des noch fortdauernden Beifallsrufes der Übrigen, den beiden Freunden und flüsterte ihnen ihre Namen zu.

„Folge uns, wenn wir fortgehen werden," entgegnete ihr Salvador, „aber rede uns nicht eher an, als bis wir in unserer Wohnung sein werden."

Die Stunde der Mitternacht hatte geschlagen, Vernier hatte beschlossen, in so angenehmer Gesellschaft zu übernachten, Salvador und Lussan aber schieden trotz der inständigen Bitten der Mädchen. Silvia war ihnen stumm bis in ihre Wohnung gefolgt. Hier erzählte sie, wie sie bald nach Empfang des Briefchens mit ihren letzten Habseligkeiten ihre Wohnung verlassen und in ein

Krankenhaus sich begeben habe, für eine Italienerin sich ausgebend; wie sie nach Erschöpfung ihrer Hülfsquellen Gesangunterricht ertheilt habe, denselben aber aufgeben müssen, weil ihre Schülerinnen sich vor ihrem entstellten Gesichte entsetzt; endlich wäre sie, nachdem sie vergeblich ihre Mutter aufgesucht, in das Haus gekommen, in welchem sie eben von ihnen gefunden worden. Sie schien über dieses Zusammentreffen erfreut.

Am anderen Morgen wurden die beiden Banditen und Silvia durch Vernier aufgeweckt, der mit zwei Kellnern erschien, die alles Nöthige herbeischafften, um ein köstliches Frühstück anzurichten; einige Worte machten ihn mit Silvia's Nähe bekannt.

Auf Silvia's Ruf setzte man sich zur Tafel, auf welcher die feinsten Weine und köstlichsten Speisen aufgetragen wurden.

So vergingen mehrere Tage. Durch sein Talent der Verfälschung war es Salvador'n gelungen, die ganze Gesellschaft mit Pässen zu versorgen; nur an Geld fehlte es; denn die aus dem Diebstahl bei Coralien gewonnenen Schätze begannen sich zu erschöpfen und man mußte nun ernstlich an die Frau im grünen Schleier denken.

Alle neuerdings aber von den Banditen gemachten Versuche schlugen fehl, da theilte ihnen Silvia einen Plan mit, der vollkommene Billigung fand. Mit ihrer Häßlichkeit wollte sie erreichen, was früher ihre Schönheit errungen. Sie bestellte die Banditen auf den anderen Morgen um neun Uhr nach der Kirche Saint-Roch; die Ausführung ihres Plans sich selbst vorbehaltend.

Zur bestimmten Zeit standen die beiden Banditen auf ihrem Posten; die Alte erschien auch bald; in der Nähe des Beichtstuhles an der Kapelle der Jungfrau setzte sie sich nieder. Nach Verlauf einiger Augenblicke sahen sie eine andere Frau in völlig zerlumpter Kleidung ankommen, deren ursprüngliche aber verwischte, beschmutzte Farbe in gewissen Spuren den früheren Wohlstand ihrer Besitzerin verrieth. Es war Silvia, in dieser Kleidung unkenntlich geworden. Ohne um sich zu blicken, setzte sie sich auf die Stufen des Beichtstuhles und zog aus einem Handkorbe ein Gebetbuch hervor, welches durch einen noch wohl erhaltenen silbernen im Feuer vergoldeten Beschlag seine frühere Pracht verrieth, jetzt aber schmutzig wie die Kleidung der Büßerin war; sie schlug es auf und betete scheinbar mit tiefster Inbrunst. Nach beendigter Messe schien sie gar nicht an die Rückkehr zu denken, im Gegentheil begann sie eine neue Reihe von Gebeten, in welche sie ganz versunken schien. Die Dame im grünen Schleier war ebenfalls auf ihrem Stuhle, mit einem Rosenkranze in der Hand, betend zurückgeblieben. Plötzlich entglitt er ihr; sie bückte sich nieder, um denselben aufzuheben, bei ihrer Blödigkeit aber tappte sie rechts und links umher, ohne ihn finden zu können.

Silvia bemerkte ihre Verlegenheit, hob den Kranz auf und übergab ihn der alten Frau. Diese bedankte sich tausendmal bei ihr und schloß mit den Worten:

„Gott möge Sie segnen, werthe Frau, weil Sie Mitleid mit unglücklich Leidenden haben."

„Großen Dank für Ihren Wunsch, ehrwürdige Frau!"

erwiderte Silvia, „ich habe seiner auch sehr nöthig; denn ich bin sehr unglücklich.“

„Verharren Sie nur auf dem heiligen Wege, den Sie betreten, meine Tochter! vertrauen Sie auf Gott und er wird Sie nie verlassen.“

„Das will ich auch thun,“ erwiderte Silvia; „um Kraft zum ruhigen Tragen der Schicksalsschläge, die mich getroffen, zu gewinnen, komm ich hierher, um mich zu den Füßen des Vicars dieses Sprengels niederzuwerfen, den man mir als einen so frommen wie mildthätigen Mann bezeichnet hat. Ich will ihm alle meine Sünden bekennen und nur seinem Rathe folgen; denn das Unglück hat mich mit solcher Erbitterung verfolgt, daß ich schon oft meinem Leben habe ein Ende machen wollen. Ja, ich würde diesen Frevel schon begangen haben, wäre ich nicht durch einen Rest religiöser Gefühle in meinem Herzen zurückgehalten worden.“

„Gott bewahre Sie vor solchen Gedanken,“ erwiderte die Alte; „sie auszuführen hieße sich der ewigen Verdammniß schuldig machen. Sie werden wohl thun, den würdigen Vicar zu besuchen, der in dieser Kapelle seinen Beichtstuhl hat; ich rechne um so mehr auf die Wirksamkeit seiner Trostgründe, als ich selbst die volle Macht derselben an meinem Herzen erfahren habe.“

„O! ich rechne auch darauf,“ sagte Silvia, „aber wenn es einem an Allem fehlt, wenn man dem Hungertode nahe ist, was soll man dann thun?“

„Wie! Es wäre mit Ihnen bis zu dieser äußersten Noth gekommen,“ sagte die Alte; „hier nehmen Sie

diese wenigen Münzen; nehmen Sie auch dies Brödchen, das ich für mich gekauft!"

Silvia ergriff die schmutzigen und abgemagerten Hände ihrer Wohlthäterin, drückte sie dankend und benetzte sie mit Thränen.

„Gott wird Sie belohnen," sagte sie zur Alten, „Sie haben mir das Leben gerettet!"

„Aber, Sie sind doch noch jung," erwiderte diese; „können Sie nicht durch Ihre Arbeit sich erhalten?"

„Ach! Seit ich so unglücklich gewesen, mir das Gesicht zu verbrennen, kann ich keine Beschäftigung mehr finden, so sehr verabscheut man meine Häßlichkeit; — überzeugen Sie sich selbst."

Bei diesen Worten schlug sie einen ärmlichen Schleier vom Gesicht zurück; die Alte schreckte vor Entsetzen zusammen.

Um sie nicht zu sehr zu betrüben, sagte sie: „Ihr Gesicht ist einigermaßen entstellt, das darf Sie aber nicht hindern, als Glied der großen Kette zu leben. Wenn Sie sich alltäglich hier einfinden wollen, so werde ich Ihnen jedesmal 12 Sous geben. Übrigens setzen Sie Ihr ganzes Vertrauen auf Gott!"

„O! vielen Dank, ehrwürdige Frau, für Ihre unverhoffte Hülfsleistung; ich nehme dieselbe, wie Ihren weisen Rath, mit Freuden an."

Da sich die grünverschleierte Dame nach diesen Worten entfernt, folgten ihr Salvador und der Vicomte. Silvia war in der Kirche zurückgeblieben, um zur Beichte zu gehen. Endlich erschien der Vicar, und da er sie zu ihrem frommen Vorhaben niederknieen sah, forderte er

sie auf, im Beichtstuhl Platz zu nehmen. Silvia trat näher und nachdem sie ihr Confiteor hergesagt, begann sie das umständliche Bekenntniß ihrer Sünden. Dann erzählte sie mit dem süßesten und einschmeichelndsten Klange ihrer schönen Stimme eine so klägliche und anscheinend so wahre Geschichte, daß der würdige aber zu leichtgläubige Geistliche ihr mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte und endlich von Rührung überwältigt in Thränen ausbrach, ihr einige Geldstücke reichte und ihr die kräftigste Unterstützung versprach. Ehe sie sich entfernte, steckte sie den beiden in die Kirche zurückgekehrten Banditen, welche sich an ihrem heuchlerischen Manöver ergötzt hatten, im Vorübergehen folgende Adresse zu:

„Fräulein Aimée Dufresne, Straße Maubuée, Nummer 13, Zimmer 37, im sechsten Stockwerk."

Am Abende suchten Salvador und der Vicomte in ziemlich ärmlicher Kleidung ihre Adresse auf; sie fanden Silvia in einer elenden Dachkammer, welche sie gemiethet hatte. Sie erzählte ihnen, was ihr die Alte und der Vicar versprochen; deshalb bat sie auch die beiden Banditen, sie bis zur völligen Ausführung ihres Planes nicht mehr zu besuchen, da der Vicar leicht von solchen Besuchen erfahren könnte.

Vierzehn Tage lang besuchte Silvia regelmäßig die Kirche und den Vicar; in der Kirche gab ihr die Matrone jedesmal die Reste ihrer Mahlzeit und einige Geldstücke. So glaubte denn endlich der Vicar die Dame im grünen Schleier auffordern zu müssen, die Verlassene zu sich zu nehmen:

„In Ihrem Alter," sagte er, „ist es unbesonnen,

ganz allein zu leben; nehmen Sie diese Unglückliche in Ihre Wohnung auf; der Herr wird Sie dafür reichlich segnen."

Die Alte ging sogleich auf den Vorschlag des Vicar ein und schon am anderen Tage zog die Tochter der bereitwilligen Mutter bei der Dame mit dem grünen Schleier ein.

Durch ausgesuchte Aufmerksamkeit und aufopfernde Freundlichkeit hatte sie bald des Vertrauens der alten Sünderin sich bemächtigt. Ihre reiche Phantasie bot ihr tausend Mittel zur Zerstreuung und Aufheiterung der Alten; auch las sie ihr alle Abende vor. Schon nach vierzehn Tagen lebten beide in innigster Vertraulichkeit, und Silvia schmiedete, von der Alten aufgefordert, ihre früheren Lebensschicksale zu erzählen, folgende Fabel zusammen:

„Ich bin zu Orleans von anständigen, obwohl unbemittelten Eltern geboren, mein Vater war Tischlermeister. Da ich schön war, wurde ich sein Abgott; er ließ mir eine glänzende Erziehung geben, die weit über seinen Stand und seine Vermögensverhältnisse hinauslag. Weit entfernt also, sich auf den gewöhnlichen Unterricht im Pensionat der berühmten Frau von Saint-Prix zu beschränken, hielt er mir noch Zeichnen-, Musik-, Reit- und Tanzlehrer; bald spielte ich das Piano mit ausgezeichneter Kunstfertigkeit."

„In einer Provinzialstadt konnte es mir nicht an Anbetern fehlen, zumal wir ganz in der Nähe des Hotels wohnten, welches die Offiziere der Garnison inne hatten. Meine Schönheit, meine wohlklingende Stimme

und die bezaubernden Töne, welche ich dem Piano zu entlocken verstand, machten mich bald einem jungen Husarenlieutenant bemerkbar, einem vollkommenen Muster anmuthiger Bildung. Von meiner Leidenschaft für den unwiderstehlichen jungen Mann verblendet, von der eitlen Kurzsichtigkeit meiner Eltern Preis gegeben, und hingerissen durch des Geliebten süßes Versprechen, mich zu heirathen, — verließ ich in einer Nacht mit dem Lieutenant Saint-Denis meine Familie."

„Er würde mich auch geheirathet haben, hätte ein entsetzlicher Unfall unser Verhältniß nicht anders gestaltet."

„Eines Abends wurde nach aufgehobener Tafel im Hause des Obersten seines Regiments ein großer Punsch gegeben. Die Flamme des Punsches heiterte uns Alle auf; ich saß ganz in der Nähe der Bowle und während ich mit meinem Nachbar plauderte, glitt eine meiner Locken in die Punschflamme, entzündete das mit wohlriechenden und scharfen Flüssigkeiten geschwängerte Haar; ich würde des Todes gewesen sein, hätte mir mein Nachbar nicht ein großes Tuch über den Kopf geworfen; das Feuer wurde zwar gelöscht, mein Gesicht aber gräßlich entstellt. Da mein Geliebter von den Ärzten die Unmöglichkeit, meine frühere Schönheit wieder herzustellen, erfuhr, verließ er mich und ging mit seinem Regimente nach Paris."

„Ich suchte ihn dort auf, er verweigerte jedoch auf's Bestimmteste jede Wiederannäherung; zu spät sah ich nun das Thörichte meiner Leidenschaft ein. Ich suchte Beschäftigung, wurde aber überall meiner Häßlichkeit wegen verstoßen. Verzweifelt wollte ich mein Leben en-

den oder Hungers sterben, als mir Gott den Gedanken eingab, die Kirche Saint-Roch zu besuchen. Dort fand ich Sie, ehrwürdige Frau und theure Wohlthäterin! Wie meine Mutter will ich Sie fortan verehren und lieben, und sollten Sie mir durch den Tod, was Gott verhüten möge, zu früh entrissen werden, dann soll meine Trauer erst mit meinem Tode enden."

Die gerührte Alte versprach, sie an Kindes Statt anzunehmen. Von dieser Zeit an führte die schlaue Silvia die Hauswirthschaft, ohne jedoch die Schlüssel zu erhalten, oder einmal allein zu Hause bleiben zu dürfen. Durch fortgesetzte Zuvorkommenheit gelangte indeß Silvia zu immer größerer Herrschaft über die Alte und als diese eines Abends durch ihren Gesang bezaubert ausrief: „Wie schön singst Du, Töchterchen!" versicherte Silvia der Alten, mit Begleitung eines Piano noch weit schöner singen zu können. Die Alte fragte, ob Silvia eins zu besitzen wünsche. Silvia entgegnete: sie wäre bereits im Besitze eines sehr schönen Piano, nur befände sich dasselbe in Orleans bei ihrem Vater, und sie bat nun die Alte um Erlaubniß, an ihren Vater schreiben zu dürfen. Die Alte gewährte ohne Weiteres diese unschuldige Bitte, und nach einigen Tagen ging ein herzzerreißendes Schreiben mit einer trefflichen Empfehlung des Vicar an den angeblichen Vater Silvia's, den Tischlermeister Dufresne in Orleans, ab, das nach einigen Tagen schon auf's freundlichste erwidert wurde und die Zusicherung der sofort erfolgenden Zusendung des von der Tochter gewünschten Piano enthielt. Unsere Leser errathen, daß Niemand anders als

Salvador und der Vicomte von Lussan die Verfasser obiger Schreiben gewesen, da sich dieselben zu dem Behufe ein Paar Tage in Orleans aufgehalten. Nach einigen Tagen erschien das in eine große Kiste wohl eingepackte Piano, von Leuten in's Zimmer geschafft, unter welchen sich einer durch ein besonderes listiges Gesicht auszeichnete; es war Vernier der Blaustrumpf. Gegen Abend wollte die Alte bemerkt haben, daß das Piano mehrmals schon gekracht, Silvia fand dies sehr natürlich, weil das Kistenholz sehr frisch war; auch dem Haushälter Vater Fleurus und seiner Frau war die außerordentliche Schwere der Kiste aufgefallen. Silvia las wie gewöhnlich des Abends vor, und um neun Uhr ging die Alte zu Bette, konnte aber nicht wie gewöhnlich die Thür ihres Schlafzimmers doppelt verriegeln, sondern mußte sie offen stehen lassen, weil das Piano dicht an die Thüre anstieß.

XVI.

Drama.

Die Alte liegt in tiefem Schlummer. Silvia schleicht lauschend und leisen Schrittes, um sich ihres Schlummers zu versichern, herbei. Geschieht dies aus Theilnahme für die Alte, von der sie so liebend aufgenommen? fürchtet sie etwa, daß ein plötzliches Unwohlsein, ein Alpdrücken oder irgend etwas anderes der Alten Schlummer störe? So edler Beweggründe ist Silvia nicht fähig. Verbrecherische Gedanken, Gold- und Blutdurst haben sie wach gehalten. Sie hat ihrer Wohlthäterin den Tod geschworen, sie forscht nach, ob der günstige Augenblick für den Todesstreich gekommen.

Nur der schwache Schein einer Nachtlampe erhellt das Schlafzimmer der Alten, Silvia schleicht näher herbei, ein unbeschreiblicher Blick schießt aus ihren Augen auf das unschuldige Opfer hin.

„Sie schläft," flüstert sie, „um nie mehr aufzuwecken."

Dann eilig in das nächste Zimmer zurückkehrend, öffnet sie die Kiste, zwei Männer steigen heraus — Salvador und der Vicomte von Lussan.

Sechs Stunden lang in diesen Sarg eingesperrt, gehen sie beinahe todesmatt daraus hervor; ein von Sil-

via ihnen gereichtes Glas Wein giebt sie ihrer wilden Kraft und ihrem unersättlichen Blutdurste zurück. Sie erwarten nur das Zeichen ihrer Mitschuldigen; diese kehrt zur festschlummernden Alten zurück. Silvia winkt ihnen und mit des Gedanken Schnelle stürzen die beiden Banditen auf ihr Opfer los; sie erdrosseln die Alte, ohne daß diese noch einen Laut von sich gab. Auf Salvador's Bitte brachte Silvia ein Licht herbei; er wollte sich von der Alten wirklich erfolgtem Tode überzeugen; er beleuchtet ihr Gesicht:

„Großer Gott!" ruft er, „es ist die bereitwillige Mutter!"

„Meine Mutter!" sagte Silvia, „wie! ich ließ meine Mutter erdrosseln!"

Salvador und Lussan sahen sich sprachlos und mit starren Blicken an, durch diese Entdeckung gleichsam vernichtet.

„Ah, bah!" fuhr Silvia fort, welcher ein so ungeheures Verbrechen keine Thräne entlockt: „es ist geschehen! man muß der Folgen gewärtig sein. Übrigens ist's ja auch nur eine besondere Art die Erbschaft anzutreten, was thut's, etwas früher oder später hätte sie mir ja doch nicht entgehen können."

„Silvia hat Recht," bemerkte Salvador.

Die drei Ungeheuer drückten sich zum Zeichen ihrer völligen Übereinstimmung die Hände und wünschten sich Glück.

„Verlieren wir die kostbare Zeit nicht," sagte Lussan, vorwärts zur Geheimthür, von der mein theurer Beichtvater mir erzählt hat."

Bald waren sie im Besitz aller Schätze der Alten; es schlug drei Uhr, als die blutige Unternehmung geendet; um fortzukommen, bedurfte es vieler List. Der Haushälter, Vater Fleurus, der gewöhnlich um fünf Uhr des Morgens aufstand, pfiff eben als guter Bürger und eingefleischter Verehrer der schönen Tage von 93 ein Revolutionslied, als Silvia auf Salvador's Anrathen ihn bat, er möge heraufkommen: Madame wünsche mit ihm zu sprechen. Alsbald auch stellte er sich ein. Silvia ersuchte ihn, ihr zuvor einen Teller aus der Küche zu holen; der Alte that es sorglos; die Thür ward aber hinter ihm verriegelt und die Banditen verschwanden blitzschnell mit Silvia. Es gelang ihm zwar die Thür einzubrechen, welch Schauspiel eröffnete sich aber seinen Blicken, als er in's Schlafgemach seiner Herrin trat. Sein Schrei „Mörder!“ half nichts, selbst die bald angestellten Nachforschungen der Polizei blieben fruchtlos...

Am andern Morgen nach dem verübten Morde weckte Salvador mit dem Frühsten den Vicomte und Vernier. Silvia lag noch im andern Zimmer in tiefem Schlafe.

„Wir haben keine Zeit zu verlieren,“ sagte Salvador, „die Polizei wird alles in Bewegung bringen; Silvia's Gesicht ist zu auffallend gezeichnet um nicht eine Entdeckung herbeizuführen. Wir müssen fliehen, ehe sie erwacht.“

„Doch nicht die Marquise verlassen, der wir unsere letzte Unternehmung verdanken?“ erwiderte der Vicomte.

„Bedenket, daß wir um ihretwillen bald verrathen sein würden.“

„Ihr seid die Weisheit selbst, wir folgen in allem Eurem Rath,“ erwiderte Lussan; „eilen wir! die Marquise mag den vierten Theil des Geldes behalten.“

„Wozu das?“ versetzte Salvador, „ihr Schicksal ist bestimmt. Das Geld würde doch bald in die Hände der Polizei gelangen.“

Die drei Banditen waren bald einig, und verließen ohne Verzug mit dem letzten Raube das Haus.

Welche Wuth sich Silvia's bemeisterte, als sie sich beim Aufstehen verlassen, und nur zwei elende Banknoten, welche des Vicomte Barmherzigkeit ihr doch noch ausgewirkt, auf dem Tische liegen sah, können unsere Leser sich leicht denken.

Lange wollten ihre Rachepläne zu nichts führen, und, schon wollte sie an ihrem jemaligen Gelingen verzweifeln, als sie eines Abends Vernier den Blaustrumpf bemerkte, wie er auf eins der Cabriolets auf dem Sieges-Platze wankend zuschritt; denn er war betrunken.

„Aux Batignolles, Rue des Dames, Nr. 13,“ rief er dem Kutscher zu.

„Endlich habe ich sie,“ dachte Silvia, als sie diese Worte vernommen; „damit meine Rache aber vollständig sei, müssen sie erfahren, daß sie mir ihren Untergang zu verdanken haben.“

Als Silvia auf dem Heimwege noch über die Mittel nachdachte, sich an den Banditen am schnellsten und bittersten zu rächen, stand sie plötzlich einem alten Be-

kannten, Ronquetti dem sogenannten Herzog von Modena, gegenüber.

Aus den von ihr fleißig gelesenen Tagesblättern hatte sie entnommen, daß Ronquetti'n zur Belohnung für seine Mittheilungen über Salvador der Rest seiner Strafe erlassen worden. Er war überdies in die Dienste der Polizei getreten, um sich der Welt nützlich zu machen.

„Sie sind Ronquetti, genannt Herzog von Modena," redete sie ihn keck an.

„Ihnen zu dienen, wenn ich's vermag, schöne Frau!"

Silvia war äußerst geschmackvoll gekleidet: ein dichter Schleier bedeckte ihr Gesicht; ihr zierlicher Wuchs rechtfertigte übrigens das Compliment ihres ehemaligen Liebhabers.

Sie kam mit dem Spion überein, ihm Salvador, den Vicomte von Lussan und Vernier den Blaustrumpf unter der Bedingung zu verrathen, daß sie bei ihrer Gefangennehmung zugegen wäre, worauf der Spion ohne Weiteres einging.

Am anderen Tage sehr früh umringte eine Schaar von Polizei-Agenten ein einsam gelegenes Häuschen in der Rue des Dames, aux Batignolles, drang in das Innere und fand die lange vergeblich gesuchten Banditen. Sie leisteten ihren früheren Gelöbnissen, sich nicht lebendig gefangen nehmen zu lassen, getreu — einen heftigen Widerstand. Zwei Polizei-Agenten fielen; endlich aber konnten die Banditen, Salvador, am Arm, der Vicomte am Bein verwundet und Vernier gräßlich zugerichtet — keinen längeren Widerstand leisten; man warf

sich auf sie, legte sie in Fesseln. Als sie vollkommen unschädlich gemacht waren, trat Silvia aus ihrem Versteck ihnen entgegen.

„Ich habe Euch gefangen nehmen lassen; bin ich nicht vollkommen gerächt?"

„Furie," schrie Salvador, „geh mir aus dem Gesicht, häßliches Unthier!"

„Ereifern Sie sich nicht, theurer Marquis!" sagte Lussan, „wir haben nur den verdienten Lohn; denn unsere Freundin durften wir nicht verlassen."

„Sie wird das Blutgerüst mit uns besteigen," tröstete Vernier.

„Dem gerade entgehe ich, leben Sie wohl, Herr Marquis von Pourrières!"

Bei diesen Worten führte sie eine Giftviole schnell an die Lippen, trank, und stürzte leblos auf den Boden nieder. Salvador wollte nach dem Fläschchen greifen, wurde aber von den Polizei-Agenten daran gehindert.

Die drei Verbrecher wurden sogleich nach der Conciergerie abgeführt, und auf's strengste bewacht. Der neue Prozeß dauerte nicht lange; es kam nur noch auf den Nachweis der Identität ihrer Personen an; die nach ihrem Entweichen begangenen Verbrechen gestanden sie freiwillig ein. Endlich ging die Sonne des Zahlungstages auf.

Schon am Morgen hatte sich Lussan die Haare so kurz wie möglich schneiden lassen; seinen Hemdkragen hatte er selbst abgerissen; endlich war er mit dem Anzuge fertig.

„Sie sehen, Meister!" sagte er zum Henker, als

sich dieser ihm näherte, „ich bin zur Ceremonie bereit; Sie dürfen nur noch Ihre Hand auf mich legen.“

Als der Vicomte fertig angezogen war, beichtete er als eifriger Katholik, und empfing mit seltener Würde und Sammlung das Abendmahl. Dann erschien er heiter und scherzhaft wie immer; er sah dem Tode furchtlos in's Auge.

Salvador, der anfangs den Spötter spielen gewollt, und die Tröstungen der Religion zurückgewiesen, gab endlich den Ermahnungen des Gefängnißpredigers nach und beichtete, wie es schien, mit tiefster Herzensaufrichtigkeit.

Er bekannte sogar ein Verbrechen, worüber kein Mensch ihn zur Rechenschaft gezogen, den an Ambrosius, dem unglücklichen Diener im Pourrièreschen Schlosse, verübten Mord.

Nach der Freisprechung von seinen Sünden gewann er seine frühere Heiterkeit wieder und unterhielt sich dann mit dem trefflichen Priester und seinem Mitschuldigen mit erstaunenswerther Geistesklarheit und Ruhe.

Ob beider Verbrecher äußerlich dargelegte Reue auch eine wahre innere, oder ein bloßes letztes Schauspiel auf Kosten der Umgebung gewesen — wollen wir nicht beurtheilen. Nur Einer vermag in der Menschen Herzen zu lesen.

Epilog.

Wir wollen unsere Leser nun noch schließlich mit den weiteren Schicksalen der Personen bekannt machen, deren wir zu verschiedenen Malen Erwähnung gethan.

Einige Flintenschüsse von Senlis entfernt, ziemlich weit ab von der Heerstraße, mitten auf einer baumreichen Wiese, liegt ein hübsches Dörfchen, genannt Saint-Leonard; einige Schritte davon ein adeliges altes Schloß, das seine neuen Besitzer vor Kurzem umgebaut und in welchem sich Alles vereinigt, was im Stande ist, Vergnügen am Landleben einzuflößen: Bücher-, Gemälde-, Musikalien-Sammlungen. Nicht fern vom Schlosse, an des Dorfes Eingange, liegt eine anmuthige bürgerliche Wohnung, an deren Vorderseite Weinreben aufranken. Auf dem Schlosse wohnen Sir Lambton, Laura und Servigny, ihr Gemahl; in jenem Häuschen aber Edmund von Bourgerel, seine Gemahlin und Lucie. Die edle Frau von Saint-Preuil ist in ihrer Kinder Armen gestorben, glücklich in dem Bewußtsein, ihre theure Nichte im Ehebunde mit einem Ehrenmanne zurückzulassen.

Die engste Freundschaft verbindet Alle; zwei, Laura und Servigny angehörende Kinder und ein drittes, ein Liebespfand Edmund's und Eugeniens, umwinden

die Familien mit dem schönen Kranze der Elternfreuden und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen für eine gediegene Zukunft. Der treffliche Abbé Reuzet macht häufige Besuche und bringt bisweilen einen jungen Advokaten seiner Verwandtschaft mit, der sich schon einen bedeutenden Ruf erworben, und Lucien innigst zugethan ist, die gewiß nicht übel thun würde, ihr Leben einst mit dem seinigen zu verschmelzen.

Beppo's Mutter ist mit Georgine, der treuergebenen Dienerin, in ihr schönes Heimathland, die Provence, zurückgekehrt; vielleicht lebt sie nicht mehr lange und Georgine reicht dann einem Fischer die Hand, der mit ihrer Vergangenheit keine strenge Abrechnung hält.

Paolo ist noch in Diensten des Generals, Grafen von Morengy, der sich in Savoyen, auf einer reizenden Villa, nahe am Chamouny-Thale, niedergelassen; später vielleicht erfahren unsere Leser noch, warum der General sein geliebtes Vaterland verlassen.

Mattéo beschließt sein Leben in der Abtei de la Meilleraye als Bruder Eugen und legt sich unter allen Trappisten die härtesten Büßungen auf; vielleicht findet er drüben die hienieden vergebens gesuchte Ruhe.

Die Banditen, welchen wir bei der bereitwilligen Mutter öfters begegneten: Karl mit der schönen Halsbinde, der lange Ludwig, Cornet-tappe-dur, Robert, Cadet-Vincent, Mimi, Lenain, Dejean die Goldhand, Petit-Crepine, Biscuit, Lasaline haben ihre gerechte Strafe empfangen und sitzen entweder in Strafanstalten oder im Bagno.

Cadet Filoux, Coco Lardouche und Cadet

l'Artesien sind unbußfertig und im Schmerz über die gute alte, aber verklungene Zeit gestorben.

Fanfan la Grenouille ist, nachdem er die von der bereitwilligen Mutter erhaltenen 10000 Franken in Orgien durchgebracht hatte, wieder Räuber geworden und nicht gar lange nachher wieder in das Gefängniß zu seinen Spießgesellen gewandert.

Vernier ist unbußfertig durch Henkers Beil gefallen.

Von Préval hatte sein Vermögen in Staatsrenten angelegt und sich mit einem Einkommen von 5000 Franken in ein Provinzialstädtchen zurückgezogen, wo er sein Leben in Heiterkeit zu beschließen gedachte. Allein auch an ihm wurde sein früheres Leben bestraft. Ein Mann, den er im Spiel ruinirt und der eben im Begriff war, in den Champs-Elysées seinem elenden Leben ein Ende zu machen, begegnete Préval kurz vor der anberaumten Abreise von Paris und schoß ihn auf der Stelle nieder. Am anderen Tage hob man zwei Leichen auf, die eine auf der Straße Monsigny, hinter dem Saal Ventadour und die andere in den elysäischen Feldern.

Mina ist immer noch schön; ein walachischer Fürst ist in sie verliebt; da sie aber einen Menschen, der sie schlägt und sie einst, wenn er sie zu Grunde gerichtet, verlassen wird, ganz närrisch liebt, so will sie den süßen Worten des hochedlen Slaven kein Gehör leihen; später vielleicht finden wir sie als Fürstin wieder. Lorette lebt in einem Städtchen zurückgezogen von der Welt; sie ist an einen reichen Kaufmann in der Provinz verheira-

thet, der an ihre unbefleckte Tugend glaubt; in dem Städtchen rühmt man allgemein ihre feinen und züchtigen Sitten.

Der Leichnam der mehr unglücklichen als schuldigen Felicitas Beauperthuis, die vor Kurzem gestorben, ist auf das anatomische Theater gewandert, wo die Studenten oft genug ihren früheren Liebschaften zum letzten Male begegnen.

Coralie ist trotz des Verdrusses über den an ihr verübten Diebstahl immer noch das lieblichste Wesen, das man sich vorstellen kann; sie richtet ihre Anbeter zu Grunde, täuscht sie aber nicht lange; sie verspricht keinem Liebe, dem sie keine geben kann. Alles an ihr, Lächeln, Blicke, süße Worte, ist feil und es fehlt nie an Käufern. Mit 50000 Livres Einkünfte gedenkt sie sich vom Schauplatz ihrer Thaten zurückzuziehen und, wenn sie keinen Diplomaten heirathet, fromm zu werden und die guten Sitten so zu hüten, daß sie nicht einmal ihrem Dienstmädchen eine Liebschaft gestatte.

Ein häßlicher Affe besitzt jetzt das Herz der Maxime, das sonst der unglücklichen Miß gehörte. Die Löwen der Höllenloge finden den Geschmack des jungen Mädchens etwas excentrisch, sie kehrt sich aber an ihre Reden nicht; sie ist schön, und in Paris giebt es immer sehr viele reiche Ausländer; ihr Vater ist Bohner und trinkt oft mit dem Sohne der berüchtigten Baronin, der wir in Baden-Baden begegneten.

Diese Letztere ist von einem königlichen Prokurator, den sie betrogen, zu einigen Jahren Gefängniß verurtheilt; sie rühmt gegen ihre Besuche ihr künftiges

Glück; wir glauben aber, daß sie sich täuscht, ihre schönen Tage sind entflohen und sie sollte die Narrheit lieber Anderen überlassen.

Der langhaarige Dichter ist nicht mehr mißverstanden. Das Heldengedicht, welches er dem Großherzoge von Baden widmen wollte, ist erschienen, hat die vornehme und niedere Presse in Bewegung gesetzt und einen ungeheuren Beifall gefunden. Alle europäischen Fürsten und selbst die anderer Erdtheile haben ihn mit Orden bedacht; die Buchhändler umlagern seine Thür und betteln um die Gunst des Verlags der Werke, die noch in seinem Gehirne schlummern.

Der edle Herzog und der ausländische Graf, deren eheliches Unglück der Dichter während seines Aufenthalts in Baden-Baden dem aufmerksamen Roman beschrieb, sind noch von den alten Übeln geplagt und werden es wohl auch bleiben.

Der Graf von *** treibt immer noch sein ehrenwerthes Handwerk unter den Befehlen jenes edlen Mannes, dem Edmund von Bourgerel eine mehrmonatliche Gefangenschaft verdankte.

Passe-Partout und sein Kamerad sind immer schlaue Spione und werden es weit bringen, wenn sie nicht am Stricke enden.

Madame Delaunay steht an der Spitze einer Anstalt, deren Namen Ehrenleute nicht gern in den Mund nehmen.

„Der Doktor Delamare verkauft getäuschten Frauen Rathschläge, die ihn früher oder später vor die Assisen führen müssen:“ diese Weissagung Coralie's ist an

ihm in Erfüllung gegangen; er ist zu mehrjähriger Gefängnißstrafe verurtheilt. Der Gemahl der jungen Agnes schickt seiner Frau für seine Namensvaterschaft reichliche Geldunterstützungen.

Der General der Bürgermiliz, welcher die Tänzerin Coralie so reichlich beschenkt, hat Paris verlassen, um sich den Verfolgungen seiner zahlreichen Gläubiger zu entziehen und sich im Kirchenstaate niederzulassen. Sein in Italien berühmter Name hat ihm eine günstige Aufnahme verschafft und er ist jetzt einer der besten Offiziere in der päpstlichen Armee; unseren Lesern ist es sicherlich nicht unbekannt, daß die Krieger unseres allerheiligsten Vaters nicht mehr mit Regenschirmen auf die Wache ziehen.

Schöne Laverna!
Lehre mich täuschen und heilig erscheinen,
Decke mit Nacht meine Fehler und Sünden.

Der würdige Geistliche, der dieses Gebet nur kannte, ist gegenwärtig Bischof und einer der wüthendsten Kämpen des Ultramontanism; auf der Kanzel donnert er gegen die Verderbniß und den gottlosen Sinn des Jahrhunderts; seine Reden schmecken sehr nach den Homilien des Erzbischofs von Granada; vielleicht sind dies nur Verleumdungen.

Herr Roulin ist ein ehrlicher Kaufmann geworden.

Le Père des Lézards, der unglückliche Rigobert, von seinen nichtswürdigen Kunden getäuscht, hat seinen Laden schließen müssen.

Vergessen wir nicht eines Sachwalters, der eine frühere Geliebte verurtheilen ließ, die keine andere Schuld

hatte, als sich seines ehemaligen Unterrichts erinnert zu haben — ferner eines Advokaten, der einen jungen Dieb überzeugte, daß die Toga nicht immer Ehrenleute birgt; der erstere ist Ritter der Ehrenlegion und Armen-Direktor in seinem Arrondissement; da er wählbar, so hat er Aussichten in die Wahlkammer zu kommen; der Andere ist durch seine unermüdliche Geschwätzigkeit einer der Großgeister der neuen Juristerei geworden; er wird reich werden und auch eine reiche Erbin heirathen.

Und der Pfalzgraf des heiligen römischen Reichs und dessen unzertrennlicher Freund? Der Erstere hat Paris verlassen, um dem Schicksal des Zweiten zu entgehen, den man in eine Seestadt im südlichen Frankreich geschickt; die Netze liegen ausgeworfen, um auch den Ersteren zu fangen, wenn ihn gelüsten sollte, nach Frankreich zurückzukehren.

Fortuné, der unglückliche Erbe der Pourrièresschen Güter, wird sein Vermögen nicht lange genießen; frühere Entbehrungen haben seine Gesundheit zerrüttet; er hat bereits ein Testament gemacht und Frau Moulin, die beiden Töchter des Herrn von Riberpré, Malaga und Brigantine und die Glieder der Familie Louiset darin bedacht; außerdem enthält es folgende Clausel:

„Ich setze, um schreiendes Unrecht wieder zu vergüten, eine Ehrenfrau, welche eine Zeit lang den Namen getragen, der mit mir erlöschen soll, zur Universal-Erbin ein, mit der Verbindlichkeit, die Einzelvermächtnisse meines Testaments auszuzahlen, und diese Frau ist: Lucie geborene von Casteval, Wittwe aus erster Ehe mit dem General Grafen von Neuville u. s. w.“

Und nun, am Schluß, mögen sich unsere geehrten Leser erinnern, was wir in unserm Buche zu zeigen uns vorsetzten: daß die leichtesten Fehler nur zu oft die traurigsten Folgen haben, daß es kein noch so verschmitzt verübtes und noch so dicht verschleiertes Verbrechen giebt, das nicht einst seine verdiente Strafe finde, daß ein Verbrechen oft zur Bestrafung des anderen dient, daß jede nicht auf Tugend gegründete Verbindung beklagenswerth endet, — daß aber auch der Tiefgefallene bei rechtem Muthe sich wieder erheben kann. —

Ende des sechsten Bandes.

Gedruckt bei Trowitzsch und Sohn in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Vidocq, Eugène François

Vidocq's Wahre Pariser Geheimnisse

Bd.: 6

Berlin 1844

P.o.gall. 2194 ot-4/6
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10099334-8